

Tarzan-Syndrom: Wenn Frauen sich von einem Mann zum andern hangeln

DIE WELTWOCHEN

Nummer 15 – 13. April 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

SOZIALHILFE

Schweizer zahlen, Afrikaner kassieren

GEORGE SOROS

Das Moral-Imperium des Milliardärs

PAUL COLLIER

Flüchtlingslager sind keine Lösung

POESIE

Die schönsten Frühlings-Gedichte

BEKENNTNISSE

Jürg Jegge rettete mich

GOLDKÜSTE

Mord in der Luxusvilla



4 194407 006904

ist-one

ICONIC



THE NAVITIMER

SINCE 1952

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63



BREITLING
1884



Mit einem gemalten Band

*Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tänzelnd auf ein luftig Band.*

*Zephir, nimm auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.*

*Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genug.*

*Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!*

Johann Wolfgang von Goethe 1779 - 1832



Was Sie hier in den Händen halten, liebe Leserinnen und Leser, ist unsere österlich angehauchte Frühlings-Sonderausgabe. Sie hat mehr Seiten, mehr Inhalt und mehr Poesie als unsere üblichen *Weltwoche*-Hefte. Während der Redaktionssitzung ergab sich spontan die Idee, das ganze Blatt frühlingshaft zu vergrünen mit einem etwas anderen Titel. Normalerweise bebildern oder illustrieren wir die wichtigste Geschichte der Zeitung. Diesmal bebildern wir ein Lebensgefühl.

Unser Art Director Daniel Eggspühler konnte dafür Istvan Banyai, den renommierten amerikanischen Illustrator mit ungarischen Wurzeln, gewinnen, eine Koryphäe seines Fachs. Eggspühler verfolgt Banyais illustre Karriere schon lang. Der in Manhattan lebende Altmeister zeichnet und malt sonst für Publikationen wie das US-Magazin *New Yorker*. Für die *Weltwoche* gestaltete er exklusiv ein Frühlings-Stilleben mit einer etwas amerikanisierten Panoramansicht auf einen Schweizer See.

Aber nicht nur das Titelblatt ist anders: Wir bringen in dieser Ausgabe in loser Folge die schönsten Frühlingsgedichte der Geschichte von den berühmtesten Autoren aus dem In- und Ausland, den Reigen eröffnet oben der deutsche Jahrtausenddichter Goethe.

In dieser *Weltwoche* finden Sie alles, was unser Blatt auszeichnet: präzise Recherchen, Enthüllungen, politische Kommentare, Porträts und Berichte, unkonventionelle Sichtweisen auf angeblich vertraute Themen.

Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Der angesehene linksliberale Ökonom und Migrationsexperte Paul Collier schreibt in einem exklusiven Beitrag, weshalb er das Konzept Flüchtlingslager für gescheitert hält. Seine Empfehlungen dürften alle Interessierten aus sämtlichen politischen Lagern ansprechen. **Seite 12**

Ein Coup: Der bekannte frühere Schweizer Theater-Impresario Lukas Leuenberger meldet sich in der Debatte über den heftig kritisierten Pädagogen Jürg Jegge zu Wort. Ohne die von Jegge selber zugegebenen sexuellen Übergriffe klein- oder schönzureden, erinnert Leuenberger an seine eigenen Erfahrungen mit dem nun angefeindeten Ex-Lehrer und Bestsellerautor. Jegge habe ihm, dem jungen Leuenberger, gleichsam das Leben gerettet. Der Theatermann berichtet aus persönlicher Sicht über den heute umfassend verteufelten Jegge. Eine andere Sicht. **Seite 30**

Mit einer brisanten Enthüllung wartet unser Inlandredaktor und Wissenschaftsjournalist Alex Reichmuth auf. Er hat errechnet, dass die Zahl der Sozialbezüger unter den afrikanischen Migranten sprunghaft steigt. Hier findet eine regelrechte Einwanderung in die schweizerischen Sozialsysteme statt (**Seite 22**). Dies und noch viel mehr erwartet Sie. Redaktion und Verlag wünschen Ihnen frohe Ostern!

Ihre Weltwoche

TOSKANA

Spezialangebot
Eine Woche inklusive Halbpension ab 370 EUR pro Person im Doppelzimmer.
Wir bieten neun Doppelzimmer mit allem Komfort, Bad/Dusche, Telefon, TV, Minibar sowie organisierte Ausflüge mit Kleinbus. Kinder bis fünf Jahre 30 EUR pro Tag, ab sechs Jahren 40 EUR pro Tag. Weitere Informationen: **Casa Mazzoni**
Tel.: +39 05 64 56 74 88 • E-Mail: info@casamazzoni.it • www.casamazzoni.it
Wir sprechen Deutsch!

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

NEU 14-tägige Sommerreisen auf Hollands und Flanderns Wasserwegen mit luxuriöser MS Edelweiss



Es het solangs het **Rabatt* Fr. 400.-**
*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

1 Ardennen und Flandern Basel–Namur–Amsterdam–Basel

14 Tage ab Fr. 1690.-

(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, HD hinten, Vollpension)

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Um 15.30 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Flusstag** **3. Tag Nijmegen–Cuijk** Rundgang* durch Nijmegen. Abends Rundgang+ durch Cuijk. **4. Tag Maastricht** Rundgang*. **5. Tag Namur–Huy** Rundfahrt* durch Namur. Ausflug* nach Dinant. **6. Tag Huy–Lüttich** Rundgang* durch Huy. Rundfahrt* durch Lüttich. **7. Tag Antwerpen** Rundfahrt/-gang*. **8. Tag Gent–Terneuzen** Stadtrundfahrt/-gang* Gent. Ab Terneuzen Busausflug+ nach Brügge mit Stadtrundgang **9. Tag Middelburg–Veere** Ausflug* durch Zeeland mit Halt bei den Delta-Werken. Freie Zeit. **10. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt mit Insel Marken und Käsebesuch. + Grachtenfahrt. + **11. Tag Düsseldorf** Stadtrundfahrt. * **12. Tag Braubach–Mainz** «Romantischer Rhein». Rundgang+ Mainz. **13. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug+ nach Baden-Baden. In Gamsheim Rückkehr zum Schiff. **14. Tag Basel** Ausschiffung und Individuelle Heimreise.

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt
06.07.–19.07. **400** 01.08.–14.08. **400**

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon



2 Nordholland und Friesland Basel–Amsterdam–Texel–Basel

14 Tage ab Fr. 1790.-

(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Um 15.30 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Flusstag** **3. Tag Nijmegen** Rundgang*. **4. Tag Rotterdam** Ausflug* nach Delft mit Besuch einer Keramikmanufaktur. **5. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt und Fahrt zur Insel Marken mit Käsebesuch. + Grachtenfahrt. + **6. Tag Oudeschild** Rundfahrt* Insel Texel. Fahrt übers IJsselmeer. **7. Tag Delfzijl–Groningen** Ausflug* Meyer Werft Papenburg. In Groningen Grachtenfahrt*. **8. Tag Sneek–Kampen** Ausflug* Hindeloopen und Sloten. Rundgang+ Kampen. **9. Tag Arnheim** Ausflug* Giethoorn. Schifffahrt auf der IJssel. **10. Tag Arnheim** Busausflug* zum Lustschloss Het Loo. **11. Tag Köln–Andernach** Stadtrundgang+ Köln. Freie Zeit. **12. Tag Rudesheim** «Romantischer Rhein». Weinprobe* auf dem Schiff. **13. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug+ nach Baden-Baden. In Gamsheim Rückkehr zum Schiff. **14. Tag Basel** Ausschiffung und Individuelle Heimreise.

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt
19.07.–01.08. **400** 14.08.–27.08. **400**

MS Edelweiss*****



- Bequem ab/bis Basel
- Auf der Maas bis Namur
- Beeindruckendes IJsselmeer
- Grachtenstadt Amsterdam

MS Edelweiss*****

Luxuriöses Schiff für 180 Personen. Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV, Radio, Klimaanlage. Auf MD und OD mit franz. Balkon. Fenster auf HD nicht zu öffnen. Gäste von HD und MD speisen im Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern, die des OD im Restaurant Matterhorn mit Panoramafenstern. Möglichkeit zum Lightlunch im Panorama-Salon. Bordausstattung: Panoramalounge mit Bar Lido mit Aussenterrasse, Boutique, grosses Sonnendeck mit Liegestühlen, Sitzgruppen, Putting Green, kleinem Pool und kleiner Aussichtsterrasse. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen HD und OD. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	1/2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2090
2-Bettkabine Hauptdeck	2190
2-Bettkabine MD hinten, franz. Balkon	2690
2-Bettkabine MD, franz. Balkon	2890
2-Bettkabine OD hinten, franz. Balkon	3190
2-Bettkabine OD, franz. Balkon	3390
Zuschlag zur Alleinbenutzung	auf Anfrage
Ausflugspaket (10/9 Ausflüge)	320/290

Kreuzfahrt inklusive Vollpension. Details zu den Leistungen im Internet oder verlangen Sie den Flyer.

Weitere Reisen mit beliebter MS Edelweiss*****

Basel–Rotterdam–Amsterdam–Basel

9 Tage ab Fr. 690.-

(Rabatt Fr. 600.- abgezogen, 26.12., Hauptdeck hinten, Vollpension)

Passau–Eisernes Tor–Budapest–Passau

13 Tage ab Fr. 1690.-

(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

Passau–Bukarest–Donaudelta–Budapest–Passau

17 Tage ab Fr. 2090.-

(Rabatt Fr. 700.- abgezogen, 14.10., Hauptdeck hinten, Vollpension)

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Mehrheit vor Wahrheit

Etwas Philosophie vor Ostern: der sympathische Meisterdenker Richard Rorty. Von Roger Köppel

Vor Ostern dürfen wir uns mit Philosophie beschäftigen. Es ist mir bewusst, dass dieses Fach nicht unbedingt zu den Strassenfegern des Wissenschaftsbetriebs gehört, sofern es überhaupt eine Wissenschaft ist. Trotzdem verdanke ich der Philosophie interessante Einsichten, Impulse, die mir etwas gebracht haben. Es mag auf den Leser seltsam oder auch selbstverständlich wirken, aber für mich war das, was ich durch die Philosophie lernte, ein echter Augenöffner.

Natürlich tickten in meinem Studium Ende der achtziger Jahre die meisten Professoren und Studenten links, auch wenn es nicht so



Demokratie ist Diskussion: Richard Rorty.

einseitig war wie heute. Es gab noch, kein Witz, rechte Historiker und sogar bürgerliche Philosophieprofessoren. Doch der Zeitgeist drückte unerbittlich. Man las den Psychoanalytiker Freud, der philosophische Feminismus trumpfte auf, die linken französischen Denkschulen nisteten sich ein. Viele brüteten verzweifelt über den Senkblei-Texten von Jürgen Habermas, dem edeldeutschen Grossdenker der anspruchsvollen Kapitalismuskritik.

Auch ich kämpfte, ja nagte mich geradezu durch die schwindelerregenden Formulierungen des deutschen Diskurstheoretikers. Habermas faszinierte mich, präziser: Er forderte mich heraus, vor allem aber wollte ich mir und den anderen beweisen, dass es nicht an mir liegen konnte, wenn diese Texte beim besten Willen kaum zu entschlüsseln waren. Es gab so etwas wie einen sportlichen Ehrgeiz, diesen Todesstreifen der Komplexität geistig zu überwinden, ihn robbend zu durchleiden.

Was aber auch gesagt werden muss: Habermas brachte mich auf den amerikanischen Philosophen Richard Rorty (1931–2007), einen ungemein eleganten Formulierer und, wie

sich bald herausstellte, einen mich viel mehr ansprechenden Denker.

Rorty hatte unkonventionelle Ansätze, die mir gefielen. Seinen Lesern empfahl er zum Beispiel, in den Zeitungen die Literaturkritiken zu studieren, denn dort würden sie mehr über den Menschen und die Welt erfahren als in philosophischen Wälzern. Da ich damals auch Rezensionen für die Zeitung schrieb, sprach mich das natürlich an.

Besonders sympathisch am Sozialdemokraten Rorty fand ich seinen entspannten, ehrlichen Wahrheitsbegriff. Der an der Elite-Uni Stanford lehrende Philosoph plädierte für Bescheidenheit und für eine Abrüstung der Begriffe. Niemand habe einen Zugang zur objektiven Wahrheit. Nur die Debatte, und zwar die möglichst kontroverse, schaffe die Möglichkeit einigermassen vernünftiger Entscheide.

Das «Wesen der Dinge» und die «Essenz der Wirklichkeit» würden dem Menschen allerdings notwendig verborgen bleiben. Man solle also erst gar nicht danach suchen.

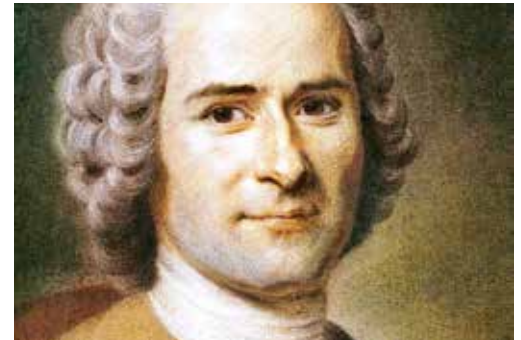
Alles, was wir wissen, ist relativ, schrieb Rorty, abhängig vom Standpunkt des Betrachters. Wir haben nützlichere oder weniger nützliche Theorien. Es gibt Fakten. Aber was wir als Wahrheit zu bezeichnen uns angewöhnt haben, sind bestenfalls fundierte Überzeugungen, die irgendwann durch andere, vielleicht nützlichere Überzeugungen abgelöst werden.

Ist das fürchterlicher Relativismus? Schwankende Beliebigkeit? Wischiwaschi? Vielleicht.

Ich mochte Rorty auf Anhieb. Und ich mag ihn noch. Er schrieb an gegen die Eingebildeten und Hochmütigen, gegen die Frommen, die der Meinung sind, ihre persönlichen Ansichten seien objektive Gewissheiten, womöglich auch noch moralisch überragend. Rorty konfrontierte mich, ohne dass er den Begriff verwendet hätte, erstmals mit dem Typus des

«Gutmenschen», dessen Technik darin besteht, andere einschüchternd zu blenden, indem er für sich Werte und Ideale kapert, die gerade hoch im Kurs stehen.

Der klassische «Gutmensch» will nicht gut handeln, aber gut scheinen. Er ist undemokratisch, weil er glaubt, dass seine Meinung, da wahr, ausserhalb der demokratischen Auseinandersetzung steht. Er ist daher auch nicht daran interessiert, Gespräche zu führen; er will



Pionier des Irrtums: Jean-Jacques Rousseau.

sie beenden, indem er die Leute, die anderer Meinung sind, für dumm oder moralisch minderwertig erklärt. Die Methode ist bekannt, Namen brauchen nicht genannt zu werden.

Demokratie aber, das habe ich von Rorty, ist vor allem Diskussion, ist das möglichst offene Gespräch aller mit allen über alles, was uns beschäftigt. Was wirklich wahr ist, werden wir nicht herausfinden, aber wir müssen akzeptieren, dass die Mehrheit entscheidet. Dieser Entscheid ist nicht zwingend wahr, aber er gilt.

Es gibt Leute, die unter den philosophischen Wahrheitsmängeln der Demokratie leiden. Sie wünschen sich eine wahrere, eine erleuchtete Demokratie. Gegen die Entscheide der Mehrheit rufen sie angeblich höhere Instanzen an, Richter, internationale Gremien, Wahrheits- oder Wächterräte.

Der Philosoph Rousseau (1712–1778) war der grosse Pionier dieses Irrtums. Er unterschied zwischen dem Willen der Mehrheit und dem allgemeinen Willen. Der allgemeine Wille ist der «wahre» Wille, der «höhere» Wille, mit dem sich die erleuchtete Minderheit über die angeblich minderwertige Mehrheit erhebt.

Anti-Demokrat Rousseau setzte Wahrheit vor Mehrheit – und wurde zum philosophischen Helden der Französischen Revolution, die in Lüge, Mord und Blut versank.

Rorty hingegen, der Anti-Rousseau, setzt Mehrheit vor Wahrheit. Das ist seine provozierend gute Kurzformel für die Demokratie. Damit wollte er freilich nicht die Lüge demokratisch adeln. Aber er machte mich hellhöriger, wenn diese unsäglichen Wahrheits- und Moralapostel die Bühne betreten.

Rortys Philosophie ist Aufklärung im besten Sinn. Sie befreit von der gefährlichen Versuchung, die eigene Meinung mit der Wahrheit zu verwechseln.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Zürich fällt auf: Yvonne Reichmuth. Seite 34



Flüchtlinge brauchen Jobs: Seite 12



«Zu Künstlern fühle ich mich stärker hingezogen als zu Menschen, die Kunst kaufen.»

Simon de Pury: Seite 62

Titelgeschichte

- 22 Schweizer zahlen, Afrikaner kassieren
Asyl-Kollaps der Gemeinden

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
9 Kommentar Gemeinden am Anschlag
9 Im Auge Rifaat al-Assad
10 Rundfunk Nachhilfe für Junge
10 Bildung Verwöhnte Schüler
11 Trump Schlag gegen Syrien
14 Personenkontrolle
15 Nachruf Rolf Erb
20 Mörgeli Flucht in die Pensionskasse
20 Bodenmann Stagnation dank Jordan
21 Medien Ebitda, der Lenz ist da
21 Die Deutschen Mut zeigen!
45 Brief aus Berlin
Meister des Postfaktischen
47 Trumps Woche Streit im Weissen Haus

Inland

- 16 Bundesrat Auf dem Weg in die EU
17 Notorischer Linksdrall Bürgerliche bekämpfen sich gegenseitig
18 Letzte Festung Der Kanton Tessin trotz dem EU-Land Italien
19 Die spinnen, die Schweizer Kopfloses Drängeln des Bundesrates
24 Economiesuisse Allianz mit Rot-Grün
25 Hani Ramadan Islamische Brüder
26 Fernsehen Unausgewogene «Arena»
26 Politik Comeback der Grünen
28 Fall Jürg Jegge Eros und Erziehung
30 Lukas Leuenberger Jürg Jegge rettete mein Leben
39 Familienzulagen Brüsseler Kostenfalle

Ausland

- 12 Flüchtlingslager haben ausgedient
Es braucht ein Umdenken
46 «Go on, Mr Trump»
Offener Brief von Sacha Wigdorovits
47 Schweden Terror in Stockholm
48 «Er ist Witwer, ich bin niemand»
Frankreichs Politikerfrauen
50 Wahlen Warum François Fillon der nächste Präsident wird
52 Papst-Debatte
Büchi widerspricht Matussek

Wirtschaft & Wissenschaft

- 27 Sika Schein-Stärke
31 Rolf Erb Als das Unheil nahte
32 Lob der Hochpreisinsel
36 Spital Interlaken Umstrittener Drogenentzug unter Narkose
38 Von Rubinbergs Super-Duden
Porträt des IT-Unternehmers
42 George Soros' Moral-Imperium

Pfützen

*Pfützen spiegeln das Himmelslicht.
Sie haben ein helles Gesicht.*

*Meide ihre Mulden!
Tritt nicht in Lachen.*

*Wenn sie dich dreckig machen,
Ist's dein Verschulden.*

*Pfützen sind Schicksal für manches Getier,
Sind aber für Kinder Seligkeiten.*

*Häufig werden sich zwei oder vier
Menschen um Pfützen streiten.*

Joachim Ringelnatz (1883–1934)
Aus: Sämtliche Gedichte.
Diogenes-Verlag, Zürich



Interview

- 62 «Mäzene tauschen Geld gegen
postmortalen Ruhm»
Kunst-Auktionator Simon de Pury

Kultur & Gesellschaft

- 34 Wieso Zürich? Die Schweizer
Kreativstadt gewinnt an Bedeutung
35 Modetrend «Subtile Erotik»
40 Mord in der Luxusvilla Tragischer
Fall von Wohlstandsverwahrlosung
56 Rüdiger Safranski Wie viel
Wahrheit braucht der Mensch?
60 Die Jägerin Miranda Lambert bricht
die Gesetze der Countrymusik
66 Hollywood «The Birth of a Nation»
68 Fussball Phänomen Transfermarkt

Rubriken

- 54 Ikone der Woche Amedeo Modigliani
56 Die Bibel Lauter Wunder
67 Knorr «Gold»
67 Jazz Bill Evans Trio
70 Thiel Unglaublich
70 Namen
High Heels und weisse Turnschuhe
70 Fast verliebt Ich Tarzan, du Jane
71 Unten durch Bangkok
72 Wein Château la Croix des Pins
73 Auto Porsche Macan GTS
74 Darf man das?/Leserbriefe

«Eine Bank, die von unserer Idee von Anfang an überzeugt war.»

Daniel Kündig und Adrian Helbling, Ecoparts AG



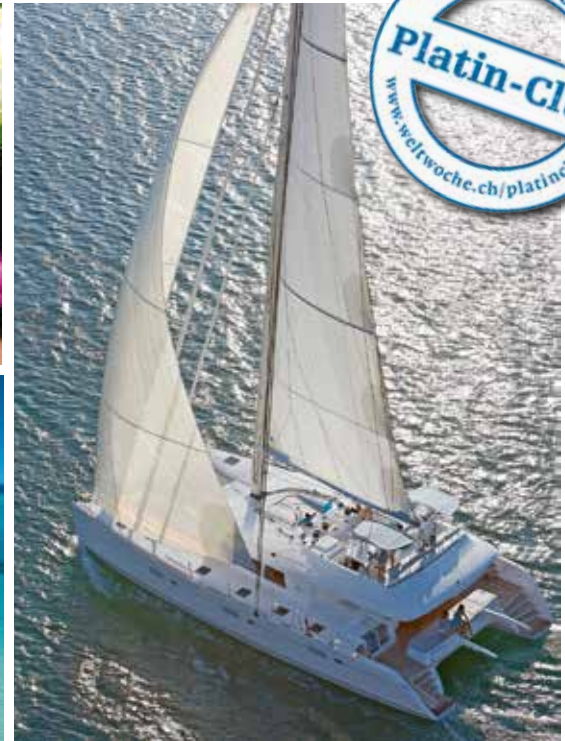
Mehr auf [zkb.ch/unternehmenphasen](https://www.zkb.ch/unternehmenphasen)

Dank unserer langjährigen Erfahrung bei Neugründungen konnten wir Ecoparts massgeschneiderte Lösungen anbieten. Partnerschaftliche Zusammenarbeit in allen Unternehmensphasen zeichnet uns aus.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank



© Nicolas Clarins

VIP-Segeltörn Südpazifik

Willkommen im Paradies

Türkisfarbenes Wasser, weisse Lagunen, sattgrüne Kokospalmen: An Bord unserer Top-Jacht erleben Sie die unvergleichliche Schönheit der Inselgruppe Französisch-Polynesiens. Verwirklichen Sie diesen Traum auf unserer exklusiven 11-tägigen Südsee-Leserreise.

Bora Bora, Raiatea, Tahaa und Huahine: Das sind die Juwelle der Segelreviere. Zur Gruppe der Gesellschaftsinseln gehörend, sind sie unter Nautikern auch als Leeward-Inseln bekannt, da sie auf der vom Wind abgewandten Seite von Tahiti liegen. Meeresschildkröten, Delfine, Tümmeler, farbige Korallen und mehr als 500 Fischarten sind hier heimisch. Das Revier ermöglicht entspanntes Segeln in traumhaften Gewässern: Milde östliche Passatwinde begleiten Sie zwischen den Inseln. Sie entspannen sich an Deck oder entdecken exotische Fische beim Schwimmen und Schnorcheln. Die Temperaturen des glasklaren Wassers liegen ganzjährig zwischen 25 und 26 Grad Celsius. Eine erfahrene Crew verwöhnt Sie mit kulinarischen Spezialitäten und Cocktails. Segelerfahrung ist nicht vorausgesetzt, doch wer selber anpacken möchte, setzt auch mal die Segel oder übernimmt das Steuer. Eine klimatisierte Kabine mit privatem Bad steht Ihnen auf der Jacht zur Verfügung. Auf jeder der Trauminseln erleben Sie eine andere Atmosphäre. Gemeinsam ist ihnen nur die Lebensfreude der Menschen, die sie bewohnen.

6 Landausflüge sind optional buchbar Moorea:

Pineapple-Safari, Blick vom Belvedere-Panorama, Besuch archäologischer Stätten
Abendessen (Getränke exklusive) mit polynesischer Musik und Tanzgruppe
Huahine:

- Besichtigung archäologischer Stätten, Fischfang, Vanilla-Farm, heilige Aale
- Besuch einer Tahiti-Perlen-Farm, Schnorchel-Erlebnis

Raiatea:

Taputapuatea-Tempel-Tour, Besuch einer Vanilleplantage, des Green Valley, Wasserfälle

Bora Bora:

Picknick auf einem privaten *Motu*, einer Riff-Insel in der Lagune

Erlebnis-Programm

- | | |
|---------------------------|-----------------------------|
| 1. Tag: Tahiti – Moorea | 7. Tag: Bora Bora – Raiatea |
| 2. Tag: Moorea | 8. Tag: Raiatea – Tahaa |
| 3. Tag: Raiatea | 9. Tag: Huahine |
| 4. Tag: Raiatea – Tahaa | 10. Tag: Huahine |
| 5. Tag: Tahaa – Bora Bora | 11. Tag: Raiatea |
| 6. Tag: Bora Bora | |

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Segeltörn Südpazifik

Reisetermin:

23. Mai bis 2. Juni 2018 (11 Tage)

Leistungen:

- Jachtreise ab Tahiti bis Raiatea
- Vollpension auf der Jacht
- All-inclusive auf der Jacht: Cocktails, Bier, Soda, Kaffee und Tee
- Gästebetreuung durch Executive CH

Spezialpreis:

Doppelbettkabine: Fr. 5580.–
Achter-Doppelbettkabine: Fr. 5890.–
Optionales Ausflugspaket: Fr. 320.–

Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an info@executive-private.ch
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Executive CH GmbH, 5430 Wettingen
www.executive-private.ch
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platinclub



Gemeinden am Anschlag

Von Philipp Gut — Die Zahl ausländischer Sozialhilfebezüger steigt markant. Es droht ein finanzielles Schwarzer-Peter-Spiel – mit dem Steuerzahler als Verlierer.



Finanzielle Zeitbombe: Aarburg AG.

Im Jahr 2015 waren bei den Kantonen 126 000 Fürsorgebezüger aus Afrika gemeldet. 2006 waren es noch 12 700 gewesen. Das ist mehr als eine Verdoppelung in bloss neun Jahren. Der Anteil der afrikanischen an allen ausländischen Sozialhilfeabhängigen stieg in diesem Zeitraum von 12 auf 21 Prozent. Dies ist der frappierendste Befund einer Auswertung des Bundesamts für Statistik, die auf eine Anfrage der Zürcher Nationalrätin Barbara Steinemann bei den Parlamentsdiensten zurückgeht und der *Weltwoche* exklusiv vorliegt (siehe Artikel Seite 22).

Eritrea steht unter den afrikanischen Ländern mit Abstand an der Spitze: 7900 Personen aus dem ostafrikanischen Staat leben von der Sozialhilfe auf Kosten von Kantonen und Gemeinden. Gar nicht berücksichtigt sind in diesen Zahlen die anerkannten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen in den ersten fünf beziehungsweise sieben Jahren ihres Aufenthalts. In dieser Zeit kommt der Bund für sie auf.

Die Daten zeigen auch die Entwicklung in den einzelnen Kantonen. Eine beeindruckende prozentuale Steigerung verzeichnet der Kanton Schwyz, er muss heute 219 Afrikanern Sozialhilfe zahlen. 2006 waren es erst 13 gewesen. Das sind fast 17-mal mehr. In Appenzell Ausserrhoden ergibt sich eine Zunahme um das 11fache. Im Aargau stieg die Zahl von Fürsorgebezügern aus Afrika von 224 auf 1061.

Stark zugenommen hat sodann die Zahl der Empfänger aus den EU- und Efta-Staaten: Sie stieg um beinahe die Hälfte auf 40 900. Das birgt politischen Sprengstoff.

Drastische Folgen

Für die Gemeinden ist diese Entwicklung eine finanzielle Zeitbombe. Das zeigt sich zum Beispiel in Aarburg AG. Wohnten dort 2008 4 Eritreer, waren es 2016 bereits 167. Knapp 90 Prozent von ihnen sind Sozialjunkies. Insgesamt führen 172 Ausländer über die Asylschiene direkt in die Abhängigkeit. Das Sozialhilfebudget der Gemeinde liegt bei rund vier Millionen Franken, fast die Hälfte davon geht auf das Konto der Eritreer sowie einiger Afghanen. Die Folgen für das Budget sind drastisch, der Anteil der sozialen Wohlfahrt stieg in den letzten sieben Jahren von 39 auf 58 Prozent der Einnahmen durch die Gemeindesteuer.

Beunruhigend an dieser Entwicklung: Aarburg ist kein Einzelfall. In einer internen Erhebung, die der *Weltwoche* vorliegt, haben die Sozialvorsteher des Bezirks Zofingen festgestellt, dass von gegen 500 Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen in der Region lediglich gut 60 ein «Potenzial» für den Arbeitsmarkt haben. Die grosse Mehrheit dieser 500 Asylanten wird den Steuerzahlern mithin langfristig auf der Tasche liegen.

Gerade mal «eine Handvoll Personen» sei überhaupt vermittelbar, sagt die Aarburger Gemeinderätin Martina Bircher. Eines der Haupthindernisse bestehe in den mangelnden Deutschkenntnissen. Trotz einem vielfältigen Kursangebot, für das ebenfalls die Allgemeinheit bezahlt, machten nur die Wenigsten erkennbare Fortschritte. Das liege auch daran, dass der Kanton mit den privaten Anbietern zwar Leistungsvereinbarungen abgeschlossen habe, allerdings ohne Anwesenheits- und Qualitätskontrolle. Im Klartext: Viele Ausländer schwänzen die Grattiskurse, und die, die teilnehmen, lernen kaum etwas.

Die überforderten Gemeinden und Kantone verlangen nun, dass der Bund die Kosten für die Asylanten länger trägt. Das ist zwar verständlich, denn es ist der Bund, der über die Aufnahme der «Flüchtlinge» entscheidet. Bern soll spüren, welche Folgen seine verantwortungslose Politik hat. Doch der Schwarze Peter wird dadurch nur weitergereicht. Am Ende begleicht der Steuerzahler die Zeche so oder so.

Mehr zum Thema: Seite 22

Onkel aus Syrien



Rifaat al-Assad, einsam in Marbella.

Der ältere Herr mit pechschwarz gefärbter Frisur taucht stets allein auf in Puerto Banús an der Costa del Sol. Immerhin hat er oder hatte er vier Ehefrauen. Der Eindruck der Einsamkeit verstärkt sich, weil er auf Schritt und Tritt von mehreren Leibwächtern eingeholt wird, auch in den Lokalen, die ihm selber gehören. Rifaat al-Assad, 79, ist der Onkel des syrischen Machthabers Baschar al-Assad und befehligte vor 35 Jahren das Massaker mit 40 000 Toten in der Stadt Hama, die als Widerstandsnest der Islamisten galt. In der Nachfolge-Regelung nach dem Tode des Diktators und Bruders Hafis wurde er übergangen und wanderte mit angeblich 300 Millionen Dollar aus der Staatskasse in den Westen aus.

In London und Paris kaufte er Liegenschaften an besten Adressen, in Mayfair und an der Avenue Foch. Mit der grossen Kelle langte er zu im Korruptionsparadies des berühmten Bürgermeisters Jesús Gil in Marbella und dem Jachthafen Puerto Banús. Im Hinterland arrondierte er um die Finca La Máquina das Terrain für eine riesige Luxusüberbauung, allerdings grösstenteils in naturgeschützten Zonen, was zu dauernden Auseinandersetzungen mit den mittlerweile sauberen Behörden führte. Die Idee dahinter: eine geschlossene Siedlung zu schaffen für den Familienclan – auch als goldenes Exil nach dem Fall des Regimes. In der Gegend erholten sich früher Mitglieder des saudischen Königshauses in ihren kühlen Sommerresidenzen.

Doch mit der Eskalation des Bürger- und Stellvertreterkriegs in Syrien schaut plötzlich die Justiz auf das Treiben von Onkel Rifaat. In Marbella und Puerto Banús fuhr letzte Woche die Guardia Civil zu Razzien vor. Sein spanisches Portfolio von 503 Immobilien und 34 Firmen im Buchwert von 691 Millionen Euro wurde eingefroren. Auch Paris ermittelt wegen Verdachts auf Geldwäscherei und sucht nach den Finanzquellen. Rifaat beruft sich auf Geschenke der früheren saudischen Könige Fahd und Abdullah. Beide leben nicht mehr. Märchenhaft. Märchen oder Haft? *Peter Hartmann*

Service simple

Von Markus Schär — Mit «Nouvo» nimmt sich die SRG auch der dummen Jungen an.

Ohne Fun geht nichts mehr, zum Einstieg also ein kleines Quiz: Welche dieser Meldungen verbreitete in den letzten Wochen ein Medium der SRG? a) «Diese 2-Jährigen sind echte Chaosmacher.» b) «2017: Die erste Kopftransplantation der Welt?» c) «Ash Soto: Das Mädchen, das sich die Welt auf den Körper malt.» d) «Menstruationsurlaub: Wird Italien Europas Vorreiter?» e) «Die SVP will die «Vegi-Wurst» und das «Vegi-Schnitzel» verbannen.»

Richtig: alle. Wie es die Konzession fordert, trägt die SRG bei zur Meinungsbildung des Publikums und zur Stärkung der kulturellen Werte des Landes, zur Bildung und zur Unterhaltung – darunter fällt schlicht alles, was die Welt bewegt oder auch nicht. Die Jungen allerdings nehmen kaum mehr wahr, was die Welt bewegt, gedruckt höchstens noch in Gratisblättern und bewegt auf Snapchat oder Instagram. Also muss ihnen die SRG mit ihren Medien folgen: Alles neu mit «Nouvo»!

Unterhalten und belehren

Als Erste machten die Welschen von RTS Info *Filmlì* für Twitter und Facebook. Aber da die Clips «schnell Anklang fanden» und weil die SRG ja gemäss Konzession den Zusammenhalt des Landes fördert, gibt es die *Filmlì* seit einem Monat in allen vier Landessprachen (auch auf Rumantsch – «465 Personen gefällt das») sowie auf Englisch. Dafür stockte die SRG das Team in Genf auf dreizehn «Medienprofis aller Unternehmenseinheiten» auf. Sie stossen mit einer Lohnsumme von gut einer Million Franken täglich eine «Reportage» aus: ein *Filmlì* von nicht ganz einer Minute Länge, mit einem Dutzend Sätzen (etwas weniger als hier in den ersten beiden Abschnitten) und ebenso vielen *Bildli*, aus dem Netz zusammengesucht, aber immerhin stets mit einer Quelle versehen.

Dieses *Watson* für Dummies will unterhalten, aber vor allem belehren. So verfilmte es in 57 Sekunden auch Medienmitteilungen von Bundesämtern («Unsere Ernährung. Alles andere als ausgewogen») und/oder von NGOs («Die Schaffung einer nachhaltigen Gold-Gewinnung ist eine Initiative der Swiss Better Gold Association und des Staatssekretariats für Wirtschaft»). Und bei der Geschichte, wie die SVP gegen das «Vegi-Schnitzel» kämpfe (genau genommen nur Nationalrat Erich Hess), verduimte es einen sauber recherchierten Artikel von 20 Minuten. Schliesslich darf man den Service public für die Simpel nicht der profitorientierten Privatwirtschaft überlassen.

Verwöhnte Schüler

Von Philipp Gut — Aufgebrachte Gymnasiasten werden angeblich «dummgespant» und protestieren. In einem Crashkurs zeigen wir ihnen, wie es wirklich ist.

Liebe Demonstrantinnen und Demonstranten. In einer Stärke von ein paar Hundert seid ihr in der vergangenen Woche auf die Strasse gegangen und habt gegen «Bildungsabbau» demonstriert. «Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Bildung klaut», haben einige von euch skandiert. «Wir sollen dummgespant werden», meinten andere. An Selbstbewusstsein und Anspruchshaltung mangelt es nicht. «Wir sind die Zukunft. Wir sind das Wichtigste», hauchte eine von euch in die Mikrofone.

Von den Journalisten und Politikern brandete euch Wohlwollen entgegen. «Euer Anliegen ist berechtigt, wir nehmen es ernst. Vorbildlich, dass ihr politisches Engagement zeigt und euch wehrt», so lautete der Tenor. Unterstützung gab es auch in den Kommentarspalten der Online-Medien. «Das macht ihr gut. Es kann und darf nicht sein. Dass bei der Bildung gespart wird. Die Bundesräte müssen wo anderst sparen», meinte eine Nutzerin mit origineller Rechtschreibung und ohne viel Ahnung vom Schweizer Bildungsföderalismus, in den Kantone und Gemeinden die Hauptlast tragen. Schliesslich kam auch Sukkurs von Lehrern. «Es ist skandalös und nicht angemessen, dass Millionen in die Armee gepumpt werden, während man die Bildung links liegenlässt», erieferte sich eine Zürcher Mittelschullehrerin.



«Wir sind laut»: Schülerprotest in Luzern.

Wie bitte? Wenn die Lehrer solchen Stuss erzählen, muss man sich nicht wundern, wenn ihre Schüler es nachbeten. Denn von einem Abbau der Bildung kann keine Rede sein. Anders als etwa die Militärausgaben, deren Anteil am Budget in den letzten Jahrzehnten dramatisch geschrumpft ist, zählt die Bildung zu den am stärksten wachsenden Ausgabenposten. Aber offensichtlich habt ihr davon noch nie etwas gehört, weder in der Schule noch aus eigenem Antrieb. Höchste Zeit für einen Crashkurs.

Teuer, aber auch klüger?

Ihr findet die Zahlen beim Bundesamt für Statistik. Einfach «Bildungsausgaben Schweiz» googeln, dann kommt ihr wie von selbst darauf. Man wähle etwa die Tabelle «Öffentliche Bildungsausgaben nach Verwaltungseinheiten seit 1990». Dort findet ihr die Entwicklung in der gesamten Schweiz sowie aufgeteilt auf Bund, Kantone und Gemeinden. 1990, als eure Eltern vielleicht noch die Schule besuchten, betrug die Gesamtausgaben gut 16 Milliarden Franken. 2014 waren es fast 36 Milliarden. Das ist mehr als das Doppelte.

Nun könnten die Viferen einwenden, es habe eine Teuerung stattgefunden und die Bevölkerung sei gewachsen. Richtig. Aber auch darüber klärt die Statistik auf: Klickt einfach auf «Veränderungsrate», dann seht ihr, dass die Bildungsausgaben von Jahr zu Jahr steigen – und zwar teuerungsbereinigt. So wurden 2014 2,3 Prozent mehr für die Bildung ausgeben als 2013. Und 2013 ebenfalls 2,3 Prozent mehr als 2012.

Wie ihr der Statistik weiter entnehmen könnt, nehmen die Bildungskosten nicht nur absolut, sondern auch relativ zu. Ihr Anteil an den gesamten öffentlichen Ausgaben kletterte von 15,8 Prozent 1990 auf 17,3 Prozent 2014. Ein ähnliches Bild zeigt sich gegenüber dem Bruttoinlandprodukt (BIP): Hier stieg der Anteil von 4,6 auf 5,6 Prozent. Schliesslich zeigt auch der internationale Vergleich: Kein anderes Land gibt pro Kopf so viel für die Bildung aus wie die Eidgenossenschaft.

«Dummgespant?» Von wegen! Ihr seid die teuersten Schüler der Welt. Aber seid ihr deshalb auch die klügsten? Gemäss Pisa-Studien ist dies nicht der Fall. Die Kollegen aus asiatischen Staaten haben die Nase vorn. Mit weniger Geld, aber vermutlich mit mehr Ehrgeiz und Fleiss erzielen sie weit bessere Leistungen. *Checksch?*

Abu Ivanka al-Amriki

Von Urs Gehriger — Der Raketenangriff der Amerikaner gegen das Assad-Regime in Syrien wirkt rätselhaft. Welche Strategie steckt dahinter? Der Präsident und seine Berater irritieren.



«Schreckliche Sache»: US-Präsident Donald Trump, Tochter Ivanka.

Besäße ich einen Twitter-Account, hätte ich letzte Freitagnacht um 1.40 Uhr folgenden Tweet abgesetzt:

«@realDonaldTrump kein Obama-Weichei. Rächt C-Angriff auf Babys, Mütter. 59 Tomahawks gg Assad. Good Job! Putin, Khamenei, Kim aufgepasst!»

Zum Glück habe ich keinen Twitter-Account.

Stunden nach Trumps Tomahawk-Angriff auf die syrische Luftbasis Shayrat wurde die Lage immer verwirrt.

Es bestehe «kein Zweifel», dass «Syrien in Khan Shaykhun geächtete chemische Waffen eingesetzt hat», sagte Trump, ohne Beweise vorzulegen. «Das war eine furchtbare, furchtbare Sache. Es kann kaum noch schlimmer kommen.» Und er legitimierte die Schläge als Akt der Verteidigung nationaler Sicherheitsinteressen.

Was ist Trumps Strategie? Die Kommentare aus seiner Regierung ergeben kein einheitliches Bild. Sie reichen von «Einzelschlag» über «keine Kursänderung» bis hin zu «Regimewechsel». Was denn nun?

Sicherheitsberater H. R. McMaster versuchte in der Diskussionssendung «Fox News Sunday» zu klären: Alle Aussagen seien korrekt. Sie seien «in der Tat sehr übereinstimmend in Bezug auf das politische Endziel in

Syrien». Dieses «Endziel» umschrieb er so: «Es muss ein gewisses Mass an gleichzeitiger Aktivität geben, und vor allem müssen wir genau überlegen, wie der Islamische Staat [IS] zuerst besiegt werden kann.»

Ich kenne General McMaster aus seiner Zeit im Irak persönlich als Mann der glasklaren Worte. Was er hier erzählte, klang untypisch konfus.

Unklare Ziele

Was wollen die Amerikaner? Einen Mehrfrontenkrieg? Vorrangig gegen den IS, aber simultan und letztlich gegen Assad? Wer sind die «Rebellen», die Amerika unterstützt? Ist ihnen zu trauen? Ist auf sie zu bauen, sollte Assad der-einst gestürzt werden siehe Afghanistan?

Es kommt einem vor, als hätte Trump nichts gelernt aus den Feldzügen von Bush gegen Saddam und von Obama gegen Gaddafi. Die

Gotthardstau

Mein Vater war ein Wandersmann
Doch ich hab's nicht im Blut
Drum fahre ich, solange ich kann
Und mach an Ostern tut!

Max Wey



letzten zwei Jahrzehnte zeigten: Jedes Mal, wenn die USA überstürzt intervenierten, wurde die Lage noch viel schlimmer. Der Irak verwandelte sich zum Aufmarschgebiet von al-Qaida und den IS. Libyen zerfiel nach dem Lynchmord Gaddafis zum Durchgangskorridor illegaler Migranten in Richtung Europa.

In Syrien jubelten Assads Feinde nach dem Bombardement. Sie gaben Trump sogar einen Nom de Guerre: «Abu Ivanka al-Amriki» – Vater von Ivanka, der Amerikaner.

Tochter Ivanka soll ihren Vater zum Raketenschlag gedrängt haben. Sie war «untröstlich und schockiert», sagte Bruder Eric dem *Daily Telegraph*. «Ivanka ist Mutter dreier Kinder, und sie hat Einfluss. Sicher hat sie gesagt: «Hör zu, das ist eine schreckliche Sache.» Mein Vater handelt in solchen Situationen.»

Lässt sich der US-Präsident von seiner Tochter in den Krieg schaukeln? Wehe, wenn Ivanka entdeckt, was sich in Nordkoreas Konzentrationslagern abspielt! Was passiert, wenn sie Aufnahmen misshandelter Mädchengeiseln von Boko Haram sieht oder von Kindersoldaten im Kongo, oder von Hungeropfern quer durch alle Diktaturen Afrikas?

War der Tomahawk-Angriff das Fanal für eine neue Doktrin, nach der der US-Präsident sofort angreift, wenn «süsse Babys» (Trump) abgeschlachtet werden?

Hat er nicht einen ganzen Wahlkampf lang das Gegenteil versprochen? Keine «humanitären» Kreuzzüge mehr. Keinen Tyrannensturz, um von oben Demokratie einzufliegen. Hat er nicht Bush und Obama gezeißelt für ihre horrend teuren Kriege, die die USA immer tiefer in die Verschuldung treiben?

Der Einsatz von Chemiewaffen ist ein schreckliches Verbrechen. Aber selbst wenn Assad fortan davon die Finger lassen sollte, kennt seine Horrorshow noch manch andere Grausamkeit. Fassbomben, zum Beispiel. Bombardierung von Spitälern. Aushungern ganzer Wohngebiete. Ist es Trump ernst damit, dass Amerika den Tod Unschuldiger nicht akzeptieren werde, wird er künftig auch diese Verbrechen vergelten müssen. Es könnte ihm dabei ergehen wie jenem Zauberlehrling: Die er rief, die Geister, wird er nun nicht los.

Vielleicht wollte er Assad bloss eine Lektion erteilen. Und Putin, Khamenei, den geistigen Führer des Iran, sowie Outlaw Kim Jong Un einen Schuss vor den Bug feuern. Die werden sich kaum beeindruckt lassen. Es sei denn, Trump schießt von nun an bei jeder gravierenden Menschenrechtsverletzung scharf. Und wie das im Fall der Atommacht Nordkorea aussehen könnte, wohin er bereits Kriegsschiffe entsandt hat, mag man sich nicht ausmalen.

Man kann es drehen und wenden wie man will, Trumps Trommelfeuer auf Shayrat ergibt keinen Sinn. Ausser vielleicht den: Trump will bei Feind und Freund «unberechenbar» bleiben. Das würde zu ihm passen.

Flüchtlingslager haben ausgedient

Von Paul Collier — Wir sind dazu verpflichtet, den syrischen Flüchtlingen zu helfen. Es braucht ein Umdenken, weg vom «Wir nehmen sie auf» hin zu einem «Wir bringen ihnen Jobs». Und wir müssen konsequent unterscheiden zwischen Flüchtlingen und Migranten.

Der Bürgerkrieg in Syrien ist die grosse Tragödie unserer Zeit. Wir dürfen zehn Millionen Flüchtlinge nicht im Stich lassen. Jede anständige Gesellschaft ist moralisch verpflichtet, in dieser Situation unbedingt Hilfe zu leisten. Es ist eine Katastrophe gigantischen Ausmasses, aber im 21. Jahrhundert sollten wir damit fertig werden.

Das verlangt von uns, die spontane Hilfsbereitschaft, die massenhaftes Leid weckt, mit jener kühlen Analyse zu kombinieren, ohne die wirkungsvolle Handeln nicht in die Wege geleitet werden kann. Es braucht Herz und Verstand gleichermaßen.

Analyse und Handeln gründen auf der ethischen Pflicht, Menschen in Not zu helfen. Der Fall der Familie, die sich aufgrund von gewaltsamen Unruhen zur Flucht entschliesst, ähnelt dem Standardbeispiel, das in der Moralphilosophie gern angeführt wird – das von einem Kind, das in den Teich gefallen ist. Augenzeugen haben die Pflicht, das Kind aus dem Wasser zu ziehen. Wir dürfen nicht vorwurfsvoll einwenden: «Wo sind die Eltern?» Das Kind ruft nicht: «Ich fordere meine Rechte ein», sondern es ruft: «Hilfe!» Nachdem wir das Kind aus dem Wasser gezogen haben, sollten wir es abtrocknen und wohlbehalten seinen Eltern übergeben. Und was bedeutet dieser Vergleich im Hinblick auf die Flüchtlingsfamilie? Die allgemeine Pflicht besteht darin, alles zu tun, um den Menschen ein Leben in Normalität zu ermöglichen.

Heldenhafter Überlebenswille

Den fünf Millionen syrischen Binnenflüchtlingen können wir nur bedingt helfen, aber den fünf Millionen, die jenseits der Grenze Zuflucht gesucht haben, schon viel eher. Es stellt sich die Frage, was Normalität bedeutet (abgesehen von Sicherheit). Aus Sicht der internationalen Flüchtlingshilfsorganisationen lautet die Antwort: «Ernährung und Unterkunft», bestmöglich organisiert, also in einem Lager. Dieses System wurde in den späten 1940er Jahren mit Blick auf die vielen *displaced Persons* in Mitteleuropa entwickelt – zum Beispiel Juden, die den Holocaust überlebt hatten, Deutsche, die aus den Ostgebieten geflohen waren. All die entwurzelten Menschen mussten versorgt werden. Manche Flüchtlinge brauchen noch immer eine solche Hilfe, aber die meisten haben andere Prioritäten. Heute müssen Flüchtlinge davon ausgehen, dass es noch Jahre dauern wird, bis das Chaos in ihren Heimatländern überwunden ist

und sie zurückkehren können. Die meisten Syrer, überhaupt die meisten Flüchtlinge weltweit, verzichten auf Unterstützungsleistungen und ziehen in Städte, wo sie illegal arbeiten. Ihnen geht es vor allem darum, ihre Selbstbestimmung zurückzugewinnen.

Für das Uno-Flüchtlingshilfswerk und die zahlreichen Hilfsorganisationen sind diese Menschen passive Empfänger. Dass viele von ihnen auf diese Unterstützung verzichten und sich lieber ohne Pässe und Identifikationspapiere durchschlagen, zeugt von heroischem Überlebenswillen. Er sollte unser Mitleid wecken, aber wir sollten ihn nicht brechen: Wir sollten den Betroffenen nach Kräften ein selbst-

Jedes Land sollte sich auf die Hilfe konzentrieren, die es am besten leisten kann.

bestimmtes Leben ermöglichen. Für syrische Flüchtlinge können wir eine ganze Menge tun.

Flüchtlingen zu helfen, ist eine Pflicht für jede Gesellschaft – genau wie bei dem Kind, das wir retten müssen, weil es in den Teich gefallen ist –, unabhängig von der Frage, wer für die Vertreibung verantwortlich ist. Unsere Verantwortung beruht auf dem Prinzip der Solidarität. Kein Land, das Hilfe zu leisten imstande ist, kann sich mit dem Hinweis: «Das hat mit uns nichts zu tun», herausreden. Zur Solidarität kommt aber der komparative Vorteil: Jedes Land sollte sich auf die Hilfe konzentrieren, die es am besten leisten kann. Nachbarländer etwa sind in der Regel die besten Zufluchtsorte. Sie sind leicht zu erreichen, oft wird dort dieselbe Sprache gesprochen. Diese Nähe ist auch vorteilhaft, um den Kontakt mit den Zurückgebliebenen aufrechtzuerhalten, und sobald die Ordnung wiederhergestellt ist, kann man rasch wieder heimkehren. Die allermeisten Flüchtlinge weltweit konzentrieren sich auf zehn solche Staaten, deren einzige Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie an Konfliktländer angrenzen.

Wie sieht unsere moralische Verantwortung nun aus? Als die Judenverfolgung in Nazi-Deutschland begann, war es die Pflicht der anderen europäischen Staaten, die Verfolgten aufzunehmen. Sie waren in der Situation, in der sich Jordanien, die Türkei und der Libanon seit 2011 befinden. Unser komparativer Vorteil bei syrischen Flüchtlingen liegt auf der Hand: Wir sind viel reicher als deren unmittelbare Nachbarländer und sollten daher für Kosten auf-

kommen. Wir haben auch viel mehr Unternehmen, die Arbeitsplätze für Flüchtlinge in diesen Ländern schaffen können. Aus symbolischen Gründen ist es richtig, dass alle Länder zumindest ein wenig Hilfe in der einen oder anderen Form leisten: Unterbringung, Geld, Jobs. Die Wiederherstellung von Normalität für Flüchtlinge ist aber nur möglich, wenn jede Gesellschaft ihren komparativen Vorteil nutzt.

Menschlichkeit und Überfremdung

Leider wird unsere Verantwortung gegenüber Flüchtlingen allzu oft verkannt. In den ersten vier Jahren des Syrien-Konflikts bestritt Europa, dass es überhaupt eine Verpflichtung habe: «Das hat nichts mit uns zu tun.» Erst als eine kleine Minderheit von Flüchtlingen in der Türkei die Chance nutzte und sich auf den Weg nach Europa machte, konnte man dem Problem nicht mehr ausweichen. Rasch reduzierte sich die Diskussion auf die Frage: «Lassen wir sie rein?» Aus einer moralischen Pflicht, zu der sich alle hätten bekennen können, wurde ein politisch besonders strittiges Thema: «Sollen wir muslimische Migranten aufnehmen?» Daraus entwickelte sich bald der bekannte Konflikt zwischen denen, die Humanität einfordern, und jenen, die eine Über-

Paul Collier



Der 1949 geborene Brite ist eine der intelligentesten linksliberalen Stimmen in der Flüchtlingspolitik. Der Ökonom leitet an der Universität Oxford das Zentrum für afrikanische Volkswirtschaften. Er ist Spezialist für Entwicklungsländer und war Abteilungsleiter der Weltbank.

Seit Jahren erforscht Collier die Zusammenhänge zwischen Armut und Migration. In seinem vielbeachteten Buch «Exodus» beschäftigte er sich mit den globalen Auswirkungen der gegenwärtigen Flüchtlings-situation. Anfang Monat veröffentlichte er zusammen mit Alexander Betts seine neue Schrift «Gestrandet – Warum unsere Flüchtlingspolitik allen schadet – und was jetzt zu tun ist». (Siedler. 336 S., Fr. 36.90)



«Das hat nichts mit uns zu tun»: humanitärer «Silo» in Jordanien.

fremdung ihres Landes befürchten. Nach einer kurzen Phase spontanen Mitgefühls haben sich die europäischen Politiker auf eine Haltung kühler Vernunft zurückgezogen.

Das Hauptproblem ist, dass nicht zwischen Flüchtlingen und Migranten unterschieden wird. Flüchtlinge sind Menschen, die ihre Heimat nicht aus freien Stücken verlassen, sondern weil es dort unsicher ist. Ob das Fortgehen eine freiwillige Entscheidung oder eine Folge höherer Gewalt war, zeigt sich an der demografischen Zusammensetzung von Flüchtlingsgruppen. Eine freiwillige Entscheidung trifft immer Einzelne, höhere Gewalt betrifft unterschiedslos ganze Bevölkerungen. Flüchtlinge haben ihre Heimat verlassen, weil sie Angst hatten, Migranten dagegen sind von Hoffnung getrieben.

Migranten und Flüchtlinge haben auch deutlich unterschiedliche Ziele. Migranten suchen ein besseres Leben, Flüchtlinge wollen sich in Sicherheit bringen. Jedes der zehn wichtigsten Flüchtlingsziele ist ein Land mit Auswanderung; es sind arme Länder in einer unsicheren Umgebung. Migranten entscheiden sich bewusst für das Leben in einer neuen Gesellschaft. Die jüngste Aufforderung des niederländischen Ministerpräsidenten Mark Rutte («Benehmt euch oder geht») ist eine ethisch vertretbare Forderung. Weil Flüchtlinge aber vor allem an einer Wiederherstellung der Normalität interessiert sind, ist es nicht ihr vordringlichster Wunsch, sich in der neuen Gesellschaft zu integrieren. Vielmehr wollen sie an ihrer Kultur festhalten. Eine humane Antwort auf das Flüchtlingsproblem

sollte dieses Bedürfnis respektieren. Kurzum: Flüchtlinge sind nicht Migranten. Angesichts der Tatsache, dass in den westlichen Ländern eine Mehrheit der Bevölkerung allergisch auf noch mehr Zuwanderung reagiert, ist diese Unterscheidung durchaus sinnvoll. Unsere Regierungen können ihrer ethischen Verantwortung für Flüchtlinge besser nachkommen. Aber dafür braucht es ein Umdenken – weg vom «Wir nehmen sie auf» hin zu einem «Wir bringen ihnen Jobs».

Natürlich können sich Flüchtlinge bei entsprechenden Anreizen in Migranten verwandeln, wie etwa im Herbst 2015, als einige europäische Länder für kurze Zeit ihre Grenzen öffneten. Fotos von Tausenden, die sich auf den Weg gemacht hatten, füllten die Medien. Übersehen wurde, dass die meisten syrischen Flüchtlinge in der Region blieben. Die Flucht aus Syrien war demografisch unspezifisch, nicht aber der Marsch nach Europa. Auf den Fotos waren hauptsächlich Frauen und Kinder zu sehen, tatsächlich aber bestanden die Flüchtlingsgruppen zu 70 Prozent aus Männern. Wegen der hohen Kosten für einen Platz auf einem der Schlepperboote (mehr als das Jahreseinkommen eines durchschnittlichen Syrers, bar zu bezahlen) waren die meisten, die es nach Europa schafften, relativ gut situiert. Und es machten sich, wie bei jeder Migration aus armen in reiche Länder, vor allem gutausgebildete Personen auf den Weg.

Unternehmer sind gefragt

Weniger als 5 Prozent der Syrer sind nach Europa gekommen, aber nach unseren Schätzungen gehört zwischen einem Drittel und

der Hälfte aller Syrer mit Hochschulabschluss zu dieser kleinen Gruppe. Genau diese Leute werden zum Wiederaufbau des Landes benötigt. «Wiederaufbau» heisst dabei nicht nur Betongießen, sondern auch die Erneuerung der sozialen Strukturen. Statt darüber zu debattieren, ob diese gebildeten Syrer sich in den europäischen Ländern integrieren werden, sollten wir sie ermutigen, ihre Verbindungen zu Syrien aufrechtzuerhalten.

Gewiss werden einige nicht heimkehren können, weil sie mit Repressalien rechnen müssten. Diese Leute brauchen Asyl, und wir müssen uns darum kümmern. Aber dass das Bild des verfolgten Einzelnen repräsentativ für den typischen Flüchtling sei, trifft längst nicht mehr zu. Die meisten Flüchtlinge fliehen vor Unruhen oder Hungersnot. Sie wollen bald zur Normalität zurückkehren und sich nicht in der Fremde ein neues Leben aufbauen.

Flüchtlinge sollten nicht länger in den humanitären Silos von Uno und Hilfsorganisationen eingesperrt werden. Da Flüchtlinge Jobs brauchen, sind Wirtschaftsorganisationen gefragt. Im vergangenen Oktober bewilligte die Weltbank ihren ersten Flüchtlingskredit – Geld, mit dem in Jordanien Arbeitsplätze für syrische Flüchtlinge geschaffen werden sollen. Dies sollte zu einem globalen Modell ausgebaut werden. Die entscheidende Rolle bei der Schaffung von Arbeitsplätzen in Aufnahme- und Postkonfliktländern werden dann Unternehmer und nicht die Verwaltungsgerichte spielen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Personenkontrolle

Hotz, Amsler, Leuthard, Béglé, Lombardi, Burkhalter, Pfister, Leutenegger Oberholzer, Wasserfallen, Keller-Sutter, Riklin, Calmy-Rey, Juncker, Bumann, Hess, Stalder

Der Bericht der *Weltwoche* über muslimische Schüler, die in Schaffhausen Kollegen und Lehrer terrorisieren («Ich schlitze sie auf», Nr. 14/17), hat zu einer Interpellation von Kantonsrat **Walter Hotz** (SVP) geführt. Damit zieht der Fall Kreise über die Stadt hinaus. An den Schaffhauser Schulen spielten sich unwürdige Szenen ab, und statt offen und transparent zu kommunizieren, verbreiteten die Verantwortlichen nachweislich Unwahrheiten. Kritisiert wird auch der kantonale Bildungsdirektor **Christian Amsler** (FDP), der die Vorgänge herunterspiele und ein Eingreifen für unnötig erachte. Vom Erziehungsrat, der Oberaufsichtsbehörde, will Hotz nun wissen, ob er kein Problem darin sehe, wenn der zuständige Stadtschulrat den Hilferuf von bedrohten Lehrern und Schülern wochenlang ignoriere. Der Schulrat habe ein massives Glaubwürdigkeitsproblem und sei kaum mehr in der Lage, seine Führungsaufgabe wahrzunehmen. Mit seinem Vorstoss wolle er die Grundlage dafür schaffen, dass «das Vertrauen in unsere Behörden wieder aufgebaut werden kann», so Hotz. (*gut*)

Um die Energieziele von **Doris Leuthard** (CVP) umzusetzen, müssten in der Schweiz Tausende von Windrädern aufgestellt werden – mit Höhen von zum Teil über 200 Meter. Die Bundesrätin versucht darum, die damit verbundene Landschaftsverschandelung vor der Abstimmung über die Energiestrategie schönzureden. «Schauen Sie sich mal einen Windpark an: Das ist elegant», flötete Leuthard gegenüber dem *Tages-Anzeiger*. Hier weitere Vorschläge, wie die Verkehrs- und Energieministerin Bauten, die nicht unbedingt eine landschaftliche Zierde darstellen, schönreden könnte: Hochspannungsmasten? «Grazil!» Autobahnen? «Malerisch!» Kühltürme von Atomkraftwerken? «Majestätisch!» (*are*)

Claude Béglé (CVP), verhinderter Karriere-Diplomat, droht seinem Tessiner Parteikollegen **Filippo Lombardi** den Rang als Flugmeilen-König des Schweizer Parlaments abzufiegen. Vor kurzem war der frühere Post-Präsident im halboffiziellen Auftrag von Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP)



Flugmeilen-König: CVP-Politiker Béglé.



Zwiespältiger Abschied: Fernsehkoch Bumann.



Chef am Grill: Erich Hess (SVP).



Vive Paris: FDP-Ständerätin Keller-Sutter.



Tausende Windräder: Bundesrätin Leuthard.

nach Kolumbien gereist, um die Schweizer Friedensarbeit zu bestaunen. Nun flog er mit einer Parlamentarier-Delegation nach Singapur und Hongkong. Weiter in der Reisegruppe: **Gerhard Pfister** (CVP), **Susanne Leutenegger Oberholzer** (SP) und **Christian Wasserfallen** (FDP), um die bekannteren Namen zu nennen. In der Heimat warten die Parlamentskollegen schon sehnsüchtig auf einen der langfädigen Reiseberichte, die Béglé nach jedem Auslandstrip mit grossem Fleiss anzufertigen und in ganz Bern zu verteilen pflegt. (*fsc*)

Die Abwesenheit von **Claude Béglé** hat auch ihr Gutes: Anfang dieser Woche tagte die Aussenpolitische Kommission des Nationalrats. Äusserst knapp versenkte sie das Ansinnen des Ständerates, eine vierköpfige ständige Delegation bei der OECD in Paris einzurichten. In Bern munkelt man, dass sich Ständerätin **Karin Keller-Sutter** (FDP) damit eine Rechtfertigung für gelegentliche Reisen in die französische Hauptstadt verschaffen wolle. Zwar weiss man nicht, ob die Kommission

anders entschieden hätte, hätte Béglé nicht in Asien gewelt. Was man hingegen weiss, ist, dass sich **Kathy Riklin** (CVP) in einem ihrer politisch helleren Momente gegen den Aufbau einer ständigen Konferenz-Diplomatie zwischen Schweizer Parlament und OECD einsetzte. (*fsc*)

Als **Micheline Calmy-Rey** (SP) die schweizerische Aussenpolitik steuerte, stand diese im Zeichen der öffentlichen Diplomatie. Jetzt weiss niemand mehr wirklich, was der Bundesrat namentlich in der Europapolitik genau will. Das ärgert die einstige Magistratin, weshalb sie der *NZZ am Sonntag* öffentlich anvertraute: «Es braucht vom Bundesrat mehr Leadership.» Beispiel gefällig? Nach der jüngsten Visite von Bundespräsidentin **Doris Leuthard** (CVP) in Brüssel sagte **Jean-Claude Juncker** öffentlich: «Die Verhandlungen über ein institutionelles Rahmenabkommen und die bilateralen Dossiers gehen zusammen.» Darauf meinte Leuthard in einem vom *Tages-Anzeiger* veröffentlichten Interview: «Weder EU-Kommissions-Präsident Juncker

noch ich haben etwas von Verknüpfung gesagt.» Nicht nur bei Micheline Calmy-Rey herrscht weiterhin Konfusion. (rz)

Einen zwiespältigen Abschied feierte der dekorierte Koch **Daniel Bumann** unlängst im bündnerischen La Punt. In seinem Lokal «Chesa Pirani», dem er nicht ganz freiwillig den Rücken kehrt, servierte er seinen Gästen ein letztes Mal Kaninchenfilet, Lachs und Hummer. Künftig wird er nur noch als Restauranttester der Nation unterwegs sein. Böse Zungen lästern, der Besserwisser hätte in La Punt selber dringend Rat nötig gehabt. Das hält Bumann nicht davon ab, für den privaten TV-Sender 3+ freudig seine zehnte Restauranttester-Staffel abzdrehen. Das wiederum veranlasst das Branchenblatt *Gastro-Journal*, dem televisionären Kochtopf-Positivisten in die Suppe zu spucken: Da sich die Sendung um problematische Betriebe drehe, werde das Gastgewerbe grundsätzlich von der negativen Seite gezeigt. (rz)

Erich Hess, Berner SVP-Nationalrat, läutet die Grillsaison ein. Er wehrt sich nämlich gegen die Verwendung von Fleischbezeichnungen bei Lebensmitteln, die kein Fleisch beinhalten. Konkret will der Berner verbieten, dass eine Vegi-Wurst unter dem Namen Vegi-Wurst verkauft wird. Der Name Wurst oder auch Burger dürfe nur verwendet werden, wenn es sich auch tatsächlich um ein Fleischprodukt handle. Genau das sei aber bei einem Vegi-Burger oder bei einer Vegi-Wurst nicht der Fall, kritisierte Erich Hess auf Tele Bärn. Also sei ein Vegi-Burger auch kein Burger und eine Vegi-Wurst auch keine Wurst. **Sara Stalder**, die Präsidentin des Schweizer Konsumentenschutzes, die ansonsten jeden vermeintlichen Etikettenschwindel anprangert, schweigt zu dem Thema vernehmlich. (hmo)

Nachruf



«Viel riskiert, viel geschaffen, viel verloren»: Rolf Erb.

Rolf Erb (1951–2017) — «Ich bin kein Wirtschaftsverbrecher», sagte er vor acht Jahren beim Gespräch im Schloss Eugensberg über dem Untersee. Natürlich habe er Fehler gemacht – aber warum, fragte er, richtet die Gesellschaft strenger über gescheiterte Unternehmer, die mit dem eigenen Geld haften, als über abzockende Manager, die das Geld von privaten und institutionellen Investoren vernichten?

Niemand verlor in der Schweizer Wirtschaftsgeschichte so viel eigenes Geld wie Rolf Erb. Sein Grossvater Hugo Erb sen. führte seit 1920 eine Reparaturwerkstätte für Autos in Winterthur-Töss; sein Vater Hugo Erb jun. baute daraus einen der grössten

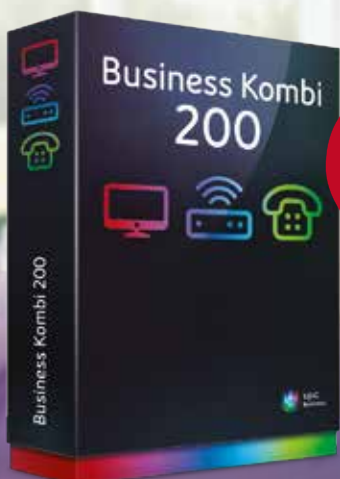
Autoimporteure des Landes auf. Darüber hinaus kaufte er sich ein Milliardenimperium aus Immobilien und Firmen zusammen, so den Winterthurer Kaffeehändler Volkart, und er machte Millionen im Devisenhandel.

Der Patriarch sah seinen Sohn Rolf nur als Nachfolger, weil der älteste Sohn Heinz bei einem Autounfall gestorben war, und er gab ihm wenig Einblick ins Geschäft. 2003 starb Hugo Erb, wie zuvor schon sein vertrauter Buchhalter; kurz darauf brach sein Imperium zusammen, marode aufgrund der Verluste von Hunderten von Millionen mit Liegenschaften im deutschen Osten – es war nach der Swissair die zweitgrösste Firmenpleite des Landes.

Niemand bekam in der Schweizer Wirtschaftsgeschichte eine härtere Strafe als Rolf Erb. Er kämpfte ein Jahrzehnt lang um das Schloss Eugensberg, das er kurz vor der Pleite seinen eben geborenen Zwillingssöhnen überschrieben hatte. Und er stand als Wirtschaftsverbrecher vor Gericht. 2014 urteilte das Zürcher Obergericht, er müsse eine Freiheitsstrafe von sieben Jahren verbüssen und alle Liegenschaften in die Konkursmasse abgeben. In den kommenden Tagen hätte Rolf Erb aus dem Schloss ausziehen und seine Strafe antreten müssen. Er ging am Wochenende, die Bilanz stimmte endgültig nicht mehr. Nur wenige standen bis am Schluss zu ihm, so der Thurgauer Unternehmer und FDP-Nationalrat Hermann Hess: «Die Familie hat viel riskiert, viel geschaffen, viel verloren – sie verdient Respekt.» *Markus Schär*

Mehr zum Thema: **Seite 31**

Dynamik braucht Wechsel: die neue Business Kombi 200.
Schnellstes Internet. Kristallklare Telefonie. Brillantes TV.



Nur **109.–**
pro Monat

Modem
kostenlos



upc.ch/business | Zur Überholspur
044 577 77 99



Brüssel, wir kommen

Von Hubert Mooser — Nach dem Besuch von Bundespräsidentin Doris Leuthard in der europäischen Zentrale feiern Bundesrat und EU-Spitze ihre neue Harmonie. Protokoll einer Anbanelung.



Dynamisch ist nicht automatisch: Aussenminister auf Staatsbesuch in Deutschland, 30. März 2017.

Donnerstag, 6. April, die kleine Falcon der Schweizer Luftwaffe mit Bundespräsidentin Doris Leuthard (CVP) an Bord landet pünktlich in Brüssel. Auf der Agenda steht ein Treffen mit EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker. Minutiös hat Leuthard diesen Auftritt vorbereitet, das passende rote Kleid am Morgen ausgesucht, das *wording* im Bundesrat besprochen. Zur Verstärkung hat sie auch die neue Staatssekretärin des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Pascale Baeriswyl, nach Brüssel mitgenommen. Am Flughafen wartet der Leiter der Schweizer EU-Mission, Botschafter Urs Bucher, mit einer Limousine. Auf dem Weg zur EU-Zentrale werden die letzten Einzelheiten besprochen.

Leuthard hat sich für dieses Treffen einiges vorgenommen: Sie will Juncker zu verstehen geben, dass man mit dem drittichtigsten Handelspartner der EU nicht so verfahren könne, wie dies Brüssel in letzter Zeit getan habe. Und sie erwartet von Juncker ein öffentliches Bekenntnis zur Wiederaufnahme von Verhandlungen mit der Schweiz. Im Bundesrat und bei den Schweizer Diplomaten hat sich viel Frust ange-

staut, seit die EU die Gespräche mit der Schweiz über einen weiterführenden Zugang der Eidgenossenschaft zum EU-Binnenmarkt im Frühjahr 2014 auf Eis legte. Und nun soll die Bundespräsidentin, gewissermassen der Schweizer Joker, die Gespräche wieder in Schwung bringen. Leuthard kennt Juncker gut, beide gehören der gleichen Partei an. Und vor allem stimme die Chemie zwischen dem Luxemburger und der Schweizerin, sagen Eingeweihte.

Eine gute Stunde wird diskutiert, zuerst in einer Konferenz, an der EU- und Schweizer Unterhändler teilnehmen, danach Leuthard und Juncker unter vier Augen. Die EU-Vertreter jammern, auch sie stünden unter Druck. Mitgliedsländer verlangten weitere Kohäsionszahlungen. Dann ging es vor die Medien.

Sie predigen Tauwetter

Aber was der EU-Kommissions-Präsident und die Bundespräsidentin dann verkündeten, hörte sich besser an, als es in Wirklichkeit ist. Man habe vereinbart, so Juncker, dass in allen Bereichen die technischen Gespräche wieder aufgenommen würden. Es geht um ein Stromabkommen mit

der EU, um die Weiterentwicklung des Abkommens über technische Handelshemmnisse oder einen besseren Zugang der Schweizer Finanzbranche zum EU-Markt. Aber vor allem geht es um einen Rahmenvertrag. Denn eines machte Juncker unmissverständlich klar: Ohne einen solchen Vertrag läuft gar nichts. «Die Verhandlungen über die blockierten Dossiers und den Rahmenvertrag gehen zusammen», betonte Juncker. Und Leuthard, die danebenstand, pflichtete ihm auch noch bei: «Wir sind uns einig geworden, dass das Rahmenabkommen für die Weiterführung des bilateralen Weges wichtig ist.»

War das der grosse Befreiungsschlag in der EU-Politik? War man nicht wieder genau dort, wo die Schweiz vor drei Jahren gestartet war? Theatralisch hatte sich damals Aussenminister Didier Burkhalter vor den Medien in Szene gesetzt: Wenn man den bilateralen Weg renovieren wolle, führe kein Weg an einem Rahmenvertrag mit der EU vorbei, sagte er damals in Bern. Er und seine Diplomaten redeten dies zwar in den letzten Jahren konsequent schön: Sie betonten zum Beispiel, dass ein solcher Vertrag eine einheitlichere und effizientere An-

wendung bestehender und zukünftiger Verträge im Bereich des Marktzugangs ermöglichen. Damit verbunden ist jedoch die Übernahme von EU-Recht und die Übertragung der Rechtsprechung an den EU-Gerichtshof. Die SVP hat in diesem Zusammenhang von einem Kolonialvertrag gesprochen.

Trotz grosser Kritik an den «fremden Richtern» verhandelten die Schweizer Diplomaten im Auftrag des Bundesrats weiterhin mit Hochdruck für ein Rahmenabkommen. «Die Schweiz braucht Rechtssicherheit und Marktzugang», pflegte Chefunterhändler de Watteville seine Bemühungen zu rechtfertigen, während Burkhalter – wie etwa im Frühjahr 2016 – von «substanziellen Fortschritten» im Bereich der institutionellen Verhandlungen schwärmte. Dies zu einem Zeitpunkt, als die Verhandlungen mit der EU gemäss gängiger Berner Sprachregelung angeblich längst blockiert waren.

Bei welchen Dossiers die EU tatsächlich auf der Bremse stand, hat der Bundesrat nie im Detail transparent gemacht. Man musste schon Zugang haben zu vertraulichen Papieren der Landesregierung, wenn man sich darüber halbwegs einen Überblick verschaffen wollte. Und noch dann blieb vieles reichlich nebulös. Die EU hat nach der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014 alle Dossiers auf Eis gelegt, bei denen das Interesse der Schweiz überwog – zum Beispiel jenes des Forschungsabkommen «Horizon 2020». Die Verhandlungen zu einem Stromabkommen wurden erst im Mai 2015 sistiert. Anfang 2015 führten EU- und Schweizer Unterhändler sogenannte Sondiergespräche für den Marktzutritt helvetischer Finanzdienstleister, die im April 2015 wieder abgebrochen wurden. Während alle von Blockade sprachen, liefen aber im Hintergrund die Gespräche zu einem Rahmenabkommen weiter.

Parlament will kein Rahmenabkommen

Am 20. Februar 2017 drehte Burkhalter eine überraschende Pirouette: Nachdem er zuvor von Fortschritten beim Rahmenabkommen gesprochen hatte, liess er nun den Bundesrat in einer vertraulichen Gesprächsnotiz wissen, die Gespräche zu einem solchen Vertrag könnten nur voranschreiten, wenn die EU substanzielle Zugeständnisse leiste. Einen knappen Monat später berichtete de Watteville – fast wie bestellt – nach Bern, die EU sei der Schweiz beim Rahmenabkommen etwas entgegengekommen. Was diese Zugeständnisse tatsächlich bedeuten und auch wert sind, ist bis heute eine einzige Blackbox. «Lasst uns verhandeln», beruhigte Doris Leuthard in Interviews. «Dann werden wir ja sehen, was am Ende herauskommt.»

Dabei hätte das Parlament mit dem Stillstand gut leben können. CVP-Parteichef Gerhard Pfister war noch vor einigen Wochen der Auf-

» Fortsetzung auf Seite 18

Bundesrat

Notorischer Linksdrall

Von René Zeller — Die bürgerlichen Parteien kämpfen häufig gegeneinander. Ihr gemeinsamer Hauptgegner aber ist die Landesregierung.



Druck aufs Gaspedal: Leuthard (l.), Juncker.

Schon zu Jahresbeginn liess Bundespräsidentin Doris Leuthard keine Zweifel offen: Der Abschluss eines institutionellen Rahmenabkommens mit der Europäischen Union sei essenziell für die Schweiz. Die Landesregierung werde deshalb aufs Gaspedal drücken. Inzwischen hat Leuthard beim (kusslosen) Stelldichein mit dem EU-Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker bekräftigt, dass der Bundesrat die hängigen Differenzen rasch ausräumen will. «Das Rahmenabkommen ist wichtig», repetierte sie in Brüssel.

Die Position des Bundesrats erstaunt, weil sie quer zur Auffassung der bürgerlichen Parteien steht. Weder die Spitzen der CVP noch die der FDP erachten ein institutionelles Rahmenabkommen als dringlich, die SVP stemmt sich ohnehin – Stichwort fremde Richter – kategorisch gegen ein solches Konstrukt. Nur die SP frohlockt. Sie steht, obschon sie nur zwei von sieben Bundesratssitzen belegt, mit der Regierung im Einklang.

Das Schnittmuster ist symptomatisch, und es lässt sich auf andere Sachbereiche übertragen. SVP und FDP verfügen über je zwei Bundesratssitze und damit numerisch über die Mehrheit. Doch diese Konstellation trägt offenkundig nicht. Der linksfreisinnige Aussenminister Didier Burkhalter zelebriert als Bilateralismus-Turbo den Dissens mit seiner Partei, zudem stellt er mit seinem weniger progressiven Parteikollegen Johann Schneider-Ammann auch in anderen Dossiers kein Traumpaar dar.

Dies und die indifferente Scharnierrolle von CVP-Magistratin Leuthard haben zur Folge, dass der Bundesrat unberechenbar agiert.

In der Altersvorsorge führte dies dazu, dass der Bundesrat dem sozialdemokratischen Sozialminister Alain Berset freie Hand liess, von der Regierungsposition abzurücken und auf den sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen «Kompromiss» umzuschwenken. Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative vergass SP-Justizministerin Simonetta Sommaruga, im Parlament die Position des Bundesrats zu verfechten. Die bürgerliche Regierungsmehrheit liess es stillschweigend geschehen.

Wunderlicher Befund

Als weiteres Beispiel dafür, wie der vermeintliche Rechtsrutsch bei den Parlamentswahlen 2015 spurlos am Bundesrat vorüberging, lässt sich die Debatte über die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» anführen. Das Bestreben, die verbliebenen Überreste des Bankgeheimnisses zu sichern, wird von SVP und FDP getragen, im Initiativkomitee wirkt auch CVP-Präsident Gerhard Pfister mit. Der bürgerlich dominierte Bundesrat will jedoch weder von der Initiative noch von dem im Parlament erarbeiteten Gegenvorschlag etwas wissen. Die Ratslinke frohlockt.

Es ist ein wunderlicher Befund, den die ersten anderthalb Jahre der neuen Legislaturperiode zutage gefördert haben. Die SP hatte sich nach den Wahlen auf schrille Opposition eingerichtet. Faktisch geht sie jetzt aber mit dem Bundesrat durch dick und dünn. Das wiederum ist ärgerlich für all jene bürgerlichen Wählerinnen und Wähler, die gehofft hatten, die nationale Politik werde wieder in ihrem Sinne berechenbarer.

Uns Aussenstehenden ist es nicht vergönnt, die Gruppendynamik im Bundesrat aus der Nähe zu studieren. Dessen Weichenstellungen seit den letzten Wahlen belegen aber eines: Eveline Widmer-Schlumpf war nicht alleine verantwortlich dafür, dass der Bundesrat von 2008 bis 2015 häufig Mitte-links-Lösungen konstruierte. Das amtierende Siebnergremium agiert auch nach dem Ausscheiden der von rechts angefeindeten Bündner Magistratin und der Wahl von SVP-Vertreter Guy Parmelin notorisch mit Linksdrall. Die bürgerlichen Parteistrategen werden von ihrem regierenden Personal an der Nase herumgeführt – nicht nur hinsichtlich der konfliktgeschwängerten Europafrage. ○

fassung, es gebe nichts, was man derzeit mit Brüssel verhandeln müsse. Bevor sie in Richtung Brüssel aufbrach, fühlte Leuthard auch den Mitgliedern der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates auf den Zahn. Der Tenor auf bürgerlicher Seite war klar, wie sich FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann erinnert. Eine klare bürgerliche Mehrheit habe ihr zu verstehen gegeben, dass ein Rahmenvertrag nicht erwünscht sei. Verhalten war denn auch der Applaus aus dem Parlament nach Leuthards Treffen mit Juncker. «Es ist ihr gelungen, in Brüssel eine weniger sture Haltung herbeizuführen», lautet Pfisters etwas lauwarmer Kommentar aus der Ferne. Der CVP-Präsident weilt zurzeit auf einer Asientour. Portmann dagegen spricht von einem «realitätsfernen Intermezzo». Das Beste, was die Schweiz tun könne, sei abzuwarten, was die EU nach dem Brexit mit den Briten an Konditionen aushandle.

Schweiz als grösster Pferdefuss

Wenn Leuthards Auftritt in Brüssel so etwas wie Erkenntnis brachte, dann diese: Es ist vor allem die EU, der es plötzlich pressiert, wie man auch aus dem Umfeld von Bundesräten bestätigt bekommt. Die EU wolle verhindern, dass sich die Schweiz und die abtrünnigen Briten kurzschliessen und gemeinsam Power entwickeln. Und mit Burkhhalter hat Brüssel für seinen Fahrplan in der Schweiz einen treuen Verbündeten. Der Aussenminister will auf Biegen und Brechen einen Rahmenvertrag – auch wenn er dafür der Bundespräsidentin in die Quere kommen muss. Einen Tag vor Leuthard eilte der Aussenminister nach Brüssel an eine Syrien-Konferenz. Die Bundesratssitzung liess er sausen. In der EU-Zentrale weibelte er dann nebenbei vor Medien für seinen Rahmenvertrag und berichtete wieder einmal von einem Entgegenkommen der EU. Blockade, Fortschritte, Durchbruch, Deblockierung, Sondiergespräche, Verhandlungen – kein Wunder, verlieren in der Schweiz beim Thema EU langsam alle den Überblick.

Bis letzte Woche ist Bern beim Thema Rahmenvertrag davon ausgegangen, dass bei allen Abkommen, die den Marktzugang regeln, der Europäische Gerichtshof in Streitfällen das letzte Wort hat. Damit ist der für die Schweiz grösste Pferdefuss noch immer zentraler Bestandteil eines Rahmenabkommens. Neu ist: Nur bei Streitigkeiten um sogenannte «nichtmarktzu- gangsrelevante» Verträge wie zum Beispiel «Horizon 2020» könne man zur Beilegung eine Art Schiedsgericht einberufen – wie es zum Beispiel der Assoziierungsvertrag zwischen der EU und der Ukraine vorsehe. Allerdings: Was marktzu- gangsrelevante Verträge sind, definierte die EU bisher nach Lust und Laune. Rechtsübernahme akzeptiert, Europäischer Gerichtshof akzeptiert, Sanktionen akzeptiert, nur noch beim Ausmass der Sanktionen gibt es Differenzen. Willkommen in der EU. ○



Warmer Empfang: Bundesrätin Sommaruga, Staatsrat Gobbi (rechts).

Widerstand

Die letzte Festung

Von Hubert Mooser — Während Bern nach Brüssel pilgert, wehrt sich der Kanton Tessin mit dosierten Provokationen. Das EU-Land Italien ist nicht amüsiert.

Italiener lieben die theatralischen Auftritte. Als der Kanton Tessin, mit dem Segen des Finanzdepartements in Bern, am Samstag vor einer Woche den schon vor einem Jahr angekündigten Plan in die Tat umsetzte, zwei unbedeutende Grenzübergänge zu schliessen, gingen im fernen Rom die Emotionen hoch: Unverzüglich bestellte der italienische Aussenminister Angelino Alfano den Schweizer Botschafter Giancarlo Kessler in sein Büro, um ihm ausführlich darzulegen, dass die Schweiz mit der Schliessung der Grenzen das Personenfreizügigkeitsabkommen verletze. Italienische Abgeordnete echauffierten sich am Fernsehen und auf Online-Kanälen über die unbotmässigen *svizzeri*.

Der Tessiner Polizeidirektor Norman Gobbi (Lega) begegnet dem Donnergrollen aus Rom wie eh und je: gelassen und fast ein wenig amüsiert. «Die Schweiz hat Italien rechtzeitig und deutlich vorinformiert», sagt Gobbi. Italien habe demzufolge völlig überreagiert. «Vielleicht versuchen sie bloss von den Problemen im eigenen Land abzulenken», vermutet der Tessiner. Sogar in Bern gibt man dem Lega-Staatsrat für einmal recht. Es gibt in diesem Fall sogar eine Motion der Tessiner SVP-Nationalrätin Roberta Pantani, die zu einem solchen Pilotprojekt anregte, das vom Parlament und vom Bundesrat angenommen wurde.

Tessin bietet Italien die Stirn

Das Theater um die Grenzschliessungen sei aber wohl nur ein Vorwand, um Druck auf die Schweiz ausüben zu können, vermutet man in der Südschweiz. Besonders seit Lega-Politiker Gobbi in der Regierung sitzt, bietet das kleine Tessin dem grossen italienischen Nachbarn regelmässig die Stirn. Der Tessiner Staatsrat ist heute fast so etwas wie eine Antithese zum Bundesrat. Hier die Schweizer Bundespräsidentin Doris Leuthard, die mit den EU-Technokraten gemeinsame Sache macht. Da Gobbi, der den EU-Staat Italien vor aller Welt brüskiert. Und in diesem Stil geht es weiter: Letzten Dienstag zog

das Tessiner Kantonsparlament die Schraube noch ein bisschen stärker an. Bei der Vergabe von Bauaufträgen sollen einheimische Firmen einen Vorrang erhalten. Botschafter Kessler wird wohl noch einige Male im italienischen Aussenministerium antraben müssen.

Grenzschliessung und der Vorrang für Tessiner Firmen sind die letzten einer Reihe von Massnahmen, mit denen sich der Südkanton gegen das mitunter arrogant auftretende Italien und gegen den Zustrom an Grenzgängern, Firmen und Flüchtlingen aus Italien wehrt. «Das Tessin bekommt die Folgen der Personenfreizügigkeit am stärksten zu spüren», erklärt Gobbi. Viele Tessiner fürchten, ihre Jobs an die billigere Konkurrenz aus der benachbarten Lombardei zu verlieren. In den letzten Jahren bereiteten auch die vielen Asylsuchenden dem Kanton mehr und mehr *fastidio* (Unannehmlichkeiten). Italien ist zwar Weltmeister, wenn es darum geht, anderen die Nichteinhaltung von Staatsverträgen anzukreiden. Selber schernten sich die Italiener aber keinen Deut um einen korrekten Vollzug des Abkommens von Schengen/Dublin. Auf dem Höhepunkt der Asylkrise 2015 registrierte Italien zeitweise keine Asylsuchenden mehr, was die Rückschaffung für die Schweiz zu einem regelrechten Hürdenlauf gestaltete. 2016, nach einer Intervention von Finanzminister Maurer in Rom, klappte die Zusammenarbeit im Asylbereich besser.

Dem selbstherrlichen Gebaren der Italiener setzt Gobbi eine Strategie der dosierten Provokation entgegen. Als Italien die Schweiz auf eine schwarze Liste von Steueroasen setzte und Tessiner Unternehmen in der Folge bei ihren Geschäften mit Italien mit Nachteilen konfrontiert waren, holte der Tessiner Stadtrat zum Gegenschlag aus. Er liess einen Teil der bei italienischen Grenzgängern eingezogenen Quellensteuern blockieren. Das war nicht ganz legal, aber wirksam. Es brachte eine ganze Reihe von italienischen Grenzgemeinden finanziell ins Schleudern und Italien zurück an den Verhand-

lungstisch. Die Italiener hatten zuvor Verhandlungen zu einem neuen Doppelbesteuerungsabkommen mit der Schweiz sistiert.

Wenn im letzten Jahr die Zahl der Asylsuchenden in der Schweiz nicht mehr ganz so hoch ausfiel wie 2015, dann auch darum, weil die Tessiner an ihrer Grenze konsequent dafür sorgen, dass illegal Einreisende nach Italien zurückgeschickt werden. Bundesrat Ueli Maurer, dem das Schweizer Grenzschutzkorps untersteht, verspricht Gobbi regelmässig Verstärkung, einmal sind es Armeeangehörige, dann Militärpolizisten, jetzt will Maurer private Sicherheitsleute für den Grenzschutz verpflichten. Maurer meint es gut, aber bis jetzt ist es ihm noch nie gelungen, eine Mehrheit im Bundesrat dafür zu finden.

Sommaruga zitiert Parlamentarier zu sich

Ein *avviso* aus Bellinzona macht die Italiener aber besonders gallig. Wer im Tessin als Ausländer arbeiten will, muss seit April 2015 einen Auszug aus dem Strafregister seines Heimatlandes vorweisen. Gobbi begründete diesen Schritt mit einem Missbrauch der Personenfreizügigkeit durch Kriminelle. Das ist nicht einfach so dahergeredet, sondern ein reelles Problem – und nicht bloss im Tessin. Der Kopf eines kalabresischen 'Ndrangheta-Clans lebte und arbeitete zum Beispiel über Jahre unbehelligt in der kleinen Oberwalliser Gemeinde Ried-Brig, wie der *Walliser Bote* vor einigen Tagen berichtete. Verraten hat er sich offenbar damit, dass er auf sozialen Medien von seinem schönen Leben im Wallis schwärmte. Vor einem Jahr gingen zwei Mafia-Mitglieder der Polizei ins Netz, die in den Gemeinden Saas-Grund und Stalden lebten.

Wie schon bei der Blockierung der Quellensteuern hat Gobbi hier aber nicht bloss die Italiener gegen sich, sondern auch die Landesregierung, die sich dem Anschein nach von den Italienern instrumentalisieren lässt. Justizministerin Simonetta Sommaruga bestellte jedenfalls am Montag, dem 14. März 2017, morgens um 7 Uhr alle Tessiner Abgeordneten in ihr Büro «zu einem Gedankenaustausch», wie ihre Informationschefin hervorstreicht. Dort tat sie den Deputierten ihr Missfallen über die Strafauszug-Geschichte der Tessiner Regierung kund. Die Tessiner Praxis stehe in klarem Widerspruch zum Freizügigkeitsabkommen mit der EU. «Für mich sah es so aus, als sollten wir auf den Staatsrat einwirken, damit dieser zurückkrebst», erinnert sich CVP-Nationalrat Fabio Regazzi. Er beschäftige in seinem Betrieb selber Grenzgänger. Die hätten ihm versichert, dass die Beschaffung eines Strafregisterauszuges keine bürokratischen Umtriebe verursache. Es sei bisher deswegen zu keiner einzigen Beschwerde gekommen, betont Regazzis Parteikollege, Nationalrat Marco Romano.

Trotzdem wird Bundespräsidentin Doris Leuthard im Mai nach Rom reisen, um die Wogen zu glätten. ○

Europa

Die spinnen, die Schweizer

Von Christoph Mörgele — Was Obelix zum Hündchen Idefix über die Briten sagt, kann man nicht auf deren glasklares Brexit-Vorgehen übertragen. Wohl aber auf das kopflose Drängeln des Bundesrates.

Der *Economist* bringt die in Erz gegossene Absicht der britischen Premierministerin bei ihren Verhandlungen mit Brüssel so auf den Punkt: «Frau May hat klargemacht, dass ihre Prioritäten in der Rückgewinnung der Kontrolle über die Migration, die das EU-Prinzip des freien Personenverkehrs bricht, und in der Loslösung von der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) liegen.» Tatsächlich sind dies die beiden zentralen Forderungen, welche das britische Volk durch seinen EU-Austrittsentscheid deutlich gemacht hat. Dasselbe tat auch der Schweizer Souverän, nämlich mit der Masseneinwanderungsinitiative und mit dem Nein zur EU-Beitrittsinitiative und zum Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Die Briten wie die Schweizer wollen die Zuwanderung



«Nicht vorpreschen»: Calmy-Rey.

kontrollieren, und sie wollen keine fremden Richter akzeptieren.

Doch was tut der Bundesrat? Genau in jenem Zeitfenster, in dem die Briten ihre Souveränität zurückerkämpfen, will er ein Rahmenabkommen mit der EU akzeptieren. Bundesrat und Parlament haben mit der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative, die sie entgegen dem Volkswillen mit der EU schon gar nicht verhandelten, das pure Gegenteil des Vereinigten Königreichs gemacht. Sie sind nicht bereit, die Zuwanderung eigenständig zu

steuern und die preisgegebene Souveränität zurückzugewinnen. Dafür will der Bundesrat genau jetzt im Rahmen einer institutionellen Anketzung den Europäischen Gerichtshof als oberste Entscheidungsinstanz anerkennen.

Wertvoller Zugang zum Binnenmarkt

Dieses kopflose diplomatische Vorgehen wird nun von eher unerwarteter Seite kritisiert. Die ehemalige Aussenministerin Micheline Calmy-Rey sprach in der *NZZ am Sonntag* Klartext. Die Sozialdemokratin habe stets die Ansicht vertreten, ein Rahmenabkommen müsse nicht schnell abgeschlossen werden. Dies gelte umso mehr, als die EU durch eigene Unsicherheiten über ihre Weiterentwicklung und die bevorstehenden Brexit-Verhandlungen in Bewegung sei: «Da scheint es mir nicht dringend, dass die Schweiz vorprescht.» Gerade zum jetzigen Zeitpunkt müsse die EU näm-

«Die Schweiz diene in diesem Fall der EU nur zur Abschreckung gegen die Briten.»

lich den Briten signalisieren, wie hoch der Preis für den Zugang zum Binnenmarkt sei: «Die Schweiz diene in diesem Fall der EU nur zur Abschreckung gegen die Briten.» Doch der Bundesrat zeige im umstrittenen Dossier wenig Führungswille und mache in Brüssel nicht verständlich klar, was er eigentlich wolle.

Dabei hat das Parlament den Rahmen dieses Mandats unmissverständlich vorgegeben: «Die Schweiz schliesst keine Verträge ab, welche ihre Souveränität generell rechtlich oder faktisch einschränken. Insbesondere kann und wird sich die Schweiz nicht verpflichten, das zukünftige EU-Recht weder in heutigen noch in künftigen bilateralen Verträgen automatisch zu übernehmen und sich der EU- oder der EWR-Gerichtsbarkeit zu unterstellen.» Es sei in Brüssel – so verlangten die Volksvertreter weiter – «unmissverständlich darzulegen, dass die Schweiz ein von der EU unabhängiger Staat ist» und dieser «weder auf direktem noch indirektem Weg» beitreten wolle. Darum hat das Parlament auch offiziell beschlossen, das unselige EU-Beitrittsgesuch von 1992 zurückzuziehen. Das Land pflege zwar den gegenseitigen Marktzutritt, «aber die Schweiz ist nicht Mitglied des europäischen Binnenmarktes und hat auch nicht die Absicht, dies zu werden». ○

Flucht in die Pensionskasse

Von Christoph Mörgeli

Politiker sind keine schlechten Menschen. Aber sie sind schwache Menschen. Als solche denken sie leider nicht nur ans gemeine Wohl. Sondern auch ans gemeine Eigenwohl. Speziell eidgenössische Parlamentarier merken irgendwann, dass sie in ihrem faktischen Vollamt zwar ganz schön verdienen, aber dereinst nur über eine miese Pension verfügen. Weit üppiger leben diesbezüglich die Mitglieder von Kantons- und Stadtregierungen. Sie können die Steuerzahler schon am Tag ihrer Wahl – beispielsweise in den Zürcher Stadtrat – um Hunderttausende von Franken erleichtern. Zugunsten ihrer höchstpersönlichen Pensionskasse. Im Fall von Zürcher Regierungsräten handelt es sich um eine glatte Million.

Grund genug für viele Volksvertreter, vom aufregenden Parlamentssaal ins graue Verwaltungsbüro zu wechseln. Doris Fiala, Präsidentin der FDP-Frauen, kann als Europarätin vom Duft der grossen, weiten Welt nicht genug inhalieren. Doch plötzlich verspürt sie den Drang, sich um das Koch-Areal, um die Tramhaltestelle Schörlistrasse und um die Schwamendinger «Ziegelhütte» zu kümmern. Der Pensionskasse sei Dank. Im zarten Alter von 61 Jahren will die freisinnige Oberfrau noch in die Exekutive wechseln: «Ich kann mir durchaus vorstellen, Stadträtin zu werden.» Schliesslich sei Zürich ihre «Homebase». So nennen Weitgereiste wie Fiala ihre Heimat.

«Alle sind scharf auf den Sitz», titelte der *Tages-Anzeiger* nach dem Rücktritt von Stadtrat Gerold Lauber. Richtiger wäre: «Alle sind scharf auf die Pensionskasse.» Die CVP hat mehr Stadtratskandidaten als Parteimitglieder. Auch Studienabbrecher Balthasar Glättli, Fraktionschef der Grünen im Nationalrat, kann rechnen. Und hat gemerkt, dass ihm sein Amt selbst bei lebenslangem Ausharren keine genügende Pension beschert. Nach seiner Wahl dürfte er die Stadt Zürich um 10 000 Syrer bereichern. Und Bastien Girod? Auch er sei einer Kandidatur «nicht abgeneigt». Um sich selber eine PK und Zürich viele WK zu schenken. WK ist in diesem Fall gleichbedeutend mit Windkraftwerken.

Vergessen wir nicht den grünen alternativen Verkehrsaktivisten Markus Knauss. Ihn treibt offenbar mehr als die blossen Gier auf eine satte Pension. Nämlich seine unübertreffliche Qualifikation für das Stadtratsamt: «Ich trat schon viermal im «Talk täglich» auf Tele Züri auf – das hat vor mir noch kein Gemeinderat geschafft.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Dank Jordan: Acht Jahre Stagnation

Von Peter Bodenmann — Die Schweiz hat inzwischen prozentual mehr Erwerbslose als Deutschland.



Der Kuchen wäre um 30 Milliarden grösser: Nationalbank-Präsident Jordan.

Seit 2008 stagniert die Schweiz wirtschaftlich. Das reale Pro-Kopf-Einkommen steigt nicht mehr. Schuld daran ist die Schweizerische Nationalbank und niemand anders sonst.

Dies zeigen die jetzt vorliegenden Zahlen des letzten Jahres: Die Bevölkerung wuchs um 1,1 Prozent. Das Wirtschaftswachstum um 1,6 Prozent. Unter dem Strich bleibt nur ein statistisch geschöntes Magerwachstum von 0,5 Prozent, das zudem ungleichmässig verteilt wird.

Viele Schweizerinnen und Schweizer haben nicht mehr, sondern weniger im Portemonnaie, weil der Teuerungsindex die explodierenden Krankenkassenprämien nicht korrekt berücksichtigt. Wir sind real in einer Rezession.

Die Zahl der älteren Arbeitslosen steigt. Immer mehr Menschen im Alter zwischen 55 und 65 Jahren werden ausgesteuert. Die Schweiz hat heute prozentual mehr Erwerbslose als Deutschland. Der Wachstumsrückstand zu vergleichbaren Ländern wie Baden-Württemberg und Bayern wird immer grösser.

Pro Jahr wäre der zu verteilende Kuchen in der Schweiz um 30 Milliarden Franken grösser, wenn die Nationalbank einen vernünftigen Wechselkurs durchsetzen würde.

Dies ist zurzeit noch nicht möglich, weil Thomas Jordan vor der SVP und den hinter ihr stehenden Währungsspekulanten in die Knie ging. Die Schweden und die Dänen zeigen, wie man es anders machen kann.

Alles erinnert volkswirtschaftlich an die neunziger Jahre, als die Nationalbank bereits einmal die Konjunktur abgewürgt hat. Bis man den unfähigen Dr. Lusser in die Wüste schickte. Der Unterschied zu damals: Die Nationalbank druckt seit Jahren Geld. Sonst wäre der Franken noch stärker. Inzwischen hat sie ein Vermögen von mehr als 700 Milliarden Franken angehäuft.

Für die Schweizerinnen und Schweizer ist dieses Volksvermögen eine heilige Bundeslade, in die man nicht reingreifen darf, die man volkswirtschaftlich nicht nutzen darf. Dabei hätte man Thomas Jordan längst mindestens 500 Milliarden wegnehmen müssen, um mit diesem Geld nach norwegischem Vorbild einen Staatsfonds zu schaffen. So wie dies einst Peter Spuhler gefordert hatte.

Stattdessen streitet die Schweiz darüber, ob es bei der AHV 70 Franken mehr im Monat sein dürfen. Und ob der mehr als bescheidene ökologische Umbau Marke Doris Leuthard 1,5 Rappen pro Kilowattstunde Strom mehr kosten darf.

Angeführt wird der Kampf gegen die zu bescheidene Energiewende durch die Lügenbarone der Bauernlobby. Sie sind es, die den Konsumenten pro Jahr 3000 Franken aus den Taschen ziehen. Deshalb fliehen immer mehr Konsumenten ins nahe Ausland, damit sie etwas vom zu starken Franken haben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ebitda, der Lenz ist da

Von Kurt W. Zimmermann — Heute mal ein kleines Strategieseminar. Wie die vier wichtigen Schweizer Verlage aufgestellt sind.

Es gibt nur noch vier Verlage in der Schweiz, die national tätig sind. Alle haben eben ihre Jahresberichte publiziert. Wir schauen mal, wie gut sie unterwegs sind.

Ringier: Investitionsstrategie

Umsatz	Ebitda*	Umsatzrendite
1049,2**	108,3**	10 %

Ringier investiert wie verrückt. 1,7 Milliarden Franken hat man in den letzten Jahren in der Schweiz und im Ausland in neue Projekte gesteckt. Es waren fast nur Online-Projekte. Zwei Drittel des Gewinns kommen inzwischen aus digitalen Angeboten.

Das grösste Medienhaus des Landes hat sich vom Journalismus losgesagt, zumindest kommerziell. Wenn er von Zeitungen leben müsste, sagt CEO Marc Walder, dann wäre er um den Schlaf gebracht. Sein erfolgreichstes Investment ist die Scout-24-Gruppe, ein Internet-Marktplatz, an dem neu die Mobiliar beteiligt ist. Die hohen Investitionen ziehen allerdings auch einen hohen Abschreibungsbedarf nach sich. Auch in Zukunft wird Ringier darum keine grossen Gewinnsprünge machen. Zukunftschancen ★★★

Tamedia: Renditestrategie

Umsatz	Ebitda	Umsatzrendite
1004,8	201,0	20 %

Tamedia ist zum profitabelsten Medienkonzern Europas geworden, besser noch als andere Cash-Maschinen wie Axel Springer oder die norwegische Schibsted. Für dieses Ziel hat Tamedia heftige Sparübungen auch auf den Redaktionen durchgezogen,

Noch wichtiger ist, dass Tamedia schon früh mit Investitionen in neue Online-Märkte begonnen hat. Das zahlt sich nun aus, weil die Abschreibungskurve dadurch harmonischer verläuft. Tamedia hat Geld wie Heu. Für künftige Akquisitionen ist man in bester Schussposition. Die Ziele werden ausserhalb der Schweiz liegen, so wie zuletzt in Dänemark und Österreich. Zukunftschancen ★★★

NZZ-Mediengruppe: Nischenstrategie

Umsatz	Ebitda	Umsatzrendite
442,6	48,5	11 %

«Unser Geschäft ist die Publizistik», heisst der strategische Kernsatz der NZZ-Mediengruppe. Das ist mutig, weil es unter grösseren Verlagen ein einzigartiger Ansatz ist. Bei der NZZ



Fast nur Online-Projekte: Walder (l.), Ringier.

will man nur Inhalte verkaufen, gedruckt wie online, sonst nichts. Man verzichtet auf Internet-Handelsgeschäfte, die bei anderen Verlagen die grossen Profite generieren.

Die NZZ-Gruppe gibt sich damit eine freiwillige Wachstumsbremse. Mit Inhalten lassen sich keine Renditesprünge machen. Dafür kann das Unternehmen auf einer tieferen, aber stabilen Flughöhe auch ins nächste Jahrzehnt starten. Das Risikoprofil ist eher tief.

Zukunftschancen ★★★

AZ Medien: Haltestrategie

Umsatz	Ebitda	Umsatzrendite
235,7	29,2	12 %

Wenn man in der Branche über die AZ Medien redet, dann redet man primär über *Watson*. Das ist das Online-Portal, das Verleger Peter Waner 2014 in jugendlichem Übermut lancierte. Doch das Ding ist ebenso defizitär wie unbedeutend. *Watson* trägt nur zwei Prozent zum Umsatz bei.

Vier Fünftel des Umsatzes kommen aus dem Printgeschäft. Die AZ Medien haben damit ein Klumpenrisiko, weil die Erträge bei Titeln wie *Aargauer Zeitung* und *Basellandschaftliche Zeitung* rückläufig bleiben werden. Man kann darum nur eine Halte-Strategie fahren, indem die sinkenden Printumsätze mit Kostendisziplin ausgeglichen werden. Es ist eine schwierige Konstellation.

Zukunftschancen ★★

* Ebitda = Gewinn vor Abschreibungen, Zinsen und Steuern
** in Mio. Franken

Mut zeigen!

Von Henryk M. Broder — Im Sumpf der «Erinnerungskultur».

Am 10. Mai dieses Jahres jährt sich zum 84. Mal der Tag der «Bücherverbrennung» vom Mai 1933; im Rahmen der «Aktion wider den undeutschen Geist» wurden auf öffentlichen Plätzen in Berlin und 21 weiteren deutschen Universitätsstädten die Bücher von Autoren verbrannt, die nach Ansicht der Nazis ihr Vaterland verraten hatten: Heinrich Heine, Bertold Brecht, Erich Maria Remarque, Arnold Zweig, Heinrich Mann, Joseph Roth und viele andere.



An diesem Tag finden jedes Jahr in Schulen, Theatern und Literaturhäusern Lesungen aus den Werken der «verbrannten Dichter» statt. Dagegen gäbe es im Prinzip wenig zu sagen, wenn das Ritual mittlerweile nicht im Sumpf der «Erinnerungskultur» angekommen wäre.

Vor kurzem bekam ich eine Einladung, mich an einer Aktion zu beteiligen, die ein Berliner Galerist initiiert hatte. «Nachbarn lesen für Nachbarn, Freunde lesen für Freunde. Zeigen wir Mut!» Die Aufforderung, Mut zu zeigen und Freunden und Nachbarn aus den Werken von «Autorinnen und Autoren» vorzulesen, die «ins Exil verjagt, verfolgt und ermordet» wurden, wurde mit der politischen Grosswetterlage «in unserer Umgebung» begründet. «Rechte «Christen» wie (der) Trump-Berater Stephen Bannon, israelische Fundamentalisten, islamische Hassprediger, Vertreter des «Völkischen» wie Björn Höcke vom rechtsradikalen Flügel der AfD» hätten «eines gemein: sie missachteten die Freiheit der Kunst». Es ist in der Tat sehr mutig, «israelische Fundamentalisten» mit «islamischen Hasspredigern» in einem Atemzug zu nennen, denn kaum etwas macht den Bundesbürgern mehr zu schaffen als die Umtriebe der israelischen Fundamentalisten, vor allem im Bereich von Kunst und Kultur. Meine deutschen Mitbürger leiden darunter mehr als die Palästinenser unter der israelischen Besatzung.

Es gibt für diese Art von Phantomschmerz eine einfache Erklärung. Je länger das Dritte Reich zurückliegt, desto verzweifelter versuchen die Nachkriegsdeutschen den Widerstand nachzuholen, den ihre Eltern und Grosseltern zu leisten vergessen haben. Die «Antifa» hat mehr Zulauf als je zuvor. Es ist so einfach, sich als «Antifaschist» und Widerständler zu qualifizieren: Man muss seinen Freunden und Nachbarn nur ein Gedicht von Bert Brecht vorlesen. Das ist Mut in seiner edelsten Form.

Schweizer zahlen, Afrikaner kassieren

Innert weniger Jahre hat sich die Zahl der afrikanischen Sozialhilfebezüger in Kantonen und Gemeinden verdoppelt. Mittlerweile kommt jeder fünfte ausländische Fürsorgeabhängige aus Afrika. Der Anteil dürfte weiterhin stark steigen. *Von Alex Reichmuth*

Der Gemeinderat des Dorfs Rekingen AG hat sich letztes Jahr zu einer Verzweiflungstat hinreissen lassen. Er rief die Einwohner dazu auf, keine Wohnungen mehr an Asylanten zu vermieten – ansonsten drohe der Gemeinde wegen der Sozialkosten, die mit dieser Personengruppe verbunden sind, der finanzielle Ruin. Der Aufruf führte landesweit zu harschen Verurteilungen der Behörde. Doch auch Vertreter anderer Gemeinden warnen mittlerweile vor ruinösen Kosten, die durch die Bedürftigen aus fernen Ländern entstehen. Im letzten Januar monierte selbst die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe – sicher keine rechtsbürgerliche Organisation – die rasant steigenden Sozialausgaben aufgrund von Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen. Wie berechtigt solche Befürchtungen sind, zeigen Daten des Bundes, die der *Weltwoche* exklusiv vorliegen. Sie schlüsseln auf, wie sich die Zahl der Sozialhilfebezüger aus einzelnen Staaten und Weltregionen zwischen 2006 und 2015 entwickelt hat.

Zustrom an Eritreern

Insgesamt lebten 2015 rund 123 700 Ausländer in der Schweiz, die Sozialhilfe von Kantonen oder Gemeinden bezogen haben – 17 Prozent mehr als neun Jahre zuvor. Diese Entwicklung scheint, für sich genommen, noch massvoll zu sein: Die Zunahme ist sogar etwas geringer als die Steigerung der ausländischen Bevölkerung in der gleichen Periode. Die Sozialhilfequote von Ausländern ist so leicht zurückgegangen, von 6,8 auf 6 Prozent. Weil die ausländische Bevölkerung aber stärker gewachsen ist als die Gesamtbevölkerung, sind die Ausgaben an Fürsorgeabhängige mit ausländischem Pass dennoch gestiegen.

Dramatisch ist die Zunahme Sozialhilfeabhängiger aus Afrika: 2006 hatten die Kantone insgesamt 12 700 Empfänger registriert, was 12 Prozent aller ausländischen Sozialhilfebezüger ausmachte. 2015 waren es über 26 000. Innert nur neun Jahren hat sich die Zahl der Fürsorgeabhängigen vom Schwarzen Kontinent also mehr als verdoppelt. Entsprechend machten sie 2015 nunmehr 21 Prozent aller ausländischen Sozialbezüger aus.

Blickt man auf einzelne Länder, stellt Eritrea mit 7900 Personen nicht nur die grösste Zahl an Bezügerinnen aller afrikanischer Länder, sondern lag auch mit einer enormen Steigerung um das 29-Fache innert neun Jahren einsam an der Spitze. Die weiteren afrikanischen Länder mit den meisten Fürsorgeabhängigen waren, in



Afrikaner in der Sozialhilfe, Tendenz rapide steigend.

dieser Reihenfolge: Somalia, Tunesien, Marokko, der Kongo, Angola, Algerien, Kamerun und Äthiopien.

Der Zusammenhang mit der Asylpolitik ist offensichtlich, handelt es sich doch fast ausnahmslos um Länder, aus denen in den letzten Jahren viele angebliche Flüchtlinge in die Schweiz gekommen sind. Und ehemalige Asylbewerber aus

Der Kanton Schwyz muss fast 17-mal mehr Afrikaner unterstützen als im Jahr 2006.

afrikanischen Staaten fallen zu einem sehr hohen Prozentsatz dem Staat zur Last. Bei den Eritreern etwa beträgt die Sozialhilfequote unter anerkannten Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen rund 80 Prozent. Selbst von denen, die schon viele Jahre in der Schweiz sind,

bleibt etwa die Hälfte erwerbslos. Asylanten aus anderen Weltgegenden – etwa aus Syrien oder Afghanistan – schaffen es deutlich häufiger als Afrikaner, sich selbst zu versorgen.

Bezeichnenderweise gibt es keinen einzigen Kanton, in dem die Zahl afrikanischer Sozialhilfeempfänger abgenommen hat. Im Gegenteil, die Steigerung ist oft weit grösser als im Schweizer Durchschnitt. So muss der Kanton Schwyz 219 Afrikaner unterstützen – fast 17-mal mehr als 2006 mit 13 Personen. Auch in Appenzell Ausserrhoden ergibt sich eine Zunahme um das 11-Fache. Aber auch grössere Kantone, wo Zufälligkeiten weniger ins Gewicht fallen, verzeichnen zum Teil horrenden Zunahmen. Im Aargau etwa verfünffachte sich die Zahl afrikanischer Sozialabhängiger zwischen 2006 und 2015 annähernd: von 224 auf 1061 Personen. Auch St. Gallen muss mehr als eine Vervierfachung hinnehmen. Eine ver-

gleichsweise geringe Steigerung resultiert dagegen in den Stadtkantonen Basel-Stadt (plus 45 Prozent) und Genf (plus 40 Prozent). Das bedeutet nicht etwa, dass diese Kantone kein Mengenproblem mit afrikanischen Sozialfällen haben, sondern vielmehr, dass deren Zahl schon 2006 hoch war. Genf hatte damals unter allen Kantonen gar am meisten Afrikaner in der Sozialhilfe.

Weitere Kostenwellen in Sicht

Es dürften aber noch härtere Zeiten auf die Kantons- und Gemeindekassen zukommen. Nicht berücksichtigt bei den erwähnten Zahlen sind diejenigen anerkannten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen, die weniger als fünf beziehungsweise sieben Jahre in der Schweiz sind. In diesen ersten Jahren ist der Bund für deren Lebensunterhalt zuständig. Gemäss der Flüchtlingsstatistik richtete der Bund 2015 über 20 000 Asylanten Sozialhilfe aus. Davon waren mehr als die Hälfte (10 700) Eritreer. Nach Ablauf der ersten fünf beziehungsweise sieben Jahre kommen aber automatisch die Kantone und Gemeinden für diese Sozialfälle an die Kasse.

Damit nicht genug: Ende Februar dieses Jahres befanden sich zusätzlich 29 000 Personen im Asylprozess, warteten also auf ihren Asylentscheid. Davon waren 10 300 Afrikaner (6 700 Eritreer). Falls der Bund wie in den letzten Jahren rund 50 Prozent der Asylanten ein definitives oder provisorisches Bleiberecht zugesteht, dürfte in wenigen Jahren eine weitere Welle an Sozialhilfekosten auf die Kantone und Gemeinden zukommen. Behält der Bund seine grosszügige Asylpolitik bei, könnte die ständig wachsende Zahl afrikanischer Sozialhilfeempfänger zu einer eigentlichen Armutsfalle für Kantone und Gemeinden werden. Das gilt umso mehr, als nicht nur die Zahl der Sozialhilfebezüger, die als Asylbewerber in die Schweiz gekommen sind, stark zunimmt, sondern auch die Sozialausgaben pro Kopf ständig steigen. Auch aus diesem Grund sind die totalen Ausgaben für Sozialhilfe von 4,4 Milliarden Franken im Jahr 2003 auf 7,9 Milliarden Franken (2014) gestiegen (*Weltwoche* Nr. 41/16).

Von der Sozialhilfe in die IV oder EO

Die Daten des Bundes zeigen weiter, dass auch die Zahl der ausländischen Sozialhilfeempfänger aus EU- und Efta-Staaten zwischen 2006 und 2015 stark zugenommen hat: um 43 Prozent auf 40 900 Fälle. Damit stammt jeder dritte ausländische Fürsorgeabhängige aus einem EU/Efta-Land. Die Zunahme verlief allerdings praktisch parallel zur Zunahme der Bevölkerung aus diesen Staaten im Rahmen der Personenfreizügigkeit (plus 41 Prozent): Die Sozialhilfequote in dieser Personengruppe verharrte damit praktisch unverändert bei etwa 3 Prozent. Allerdings: Schweizer Bürger werden nur zu

etwa 2 Prozent sozialhilfeabhängig. Somit führt der Zustrom an EU-Bürgern eben doch zu höheren Sozialhilfekosten, weil diese überdurchschnittlich oft Fürsorge beziehen.

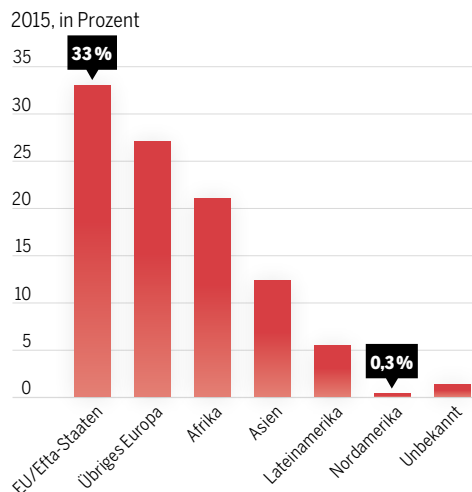
Der Blick in die Statistiken der Kantone zeigt, dass die Belastung durch Sozialhilfeabhängige aus EU/Efta-Staaten sehr unterschiedlich gestiegen ist: Solothurn, Aargau und Jura verzeichneten zwischen 2006 und 2015 mehr als eine Verdopplung, während Basel-Stadt und Graubünden mit einer Zunahme von weniger als 20 Prozent davongekommen sind.

Auffallend ist, dass bei der Ländergruppe «Übrige Europa» die Sozialfälle abgenom-

men haben: minus 12 Prozent. Es handelt sich im Wesentlichen um Balkanstaaten und um die Türkei. Wegen der hohen Zahl an Ex-Jugoslawen und Türken in der Schweiz stellt diese Ländergruppe aber weiterhin fast 27 Prozent aller ausländischen Sozialhilfebezüger.

Wie Fachleute versichern, bedeutet der Rückgang der Sozialfälle in dieser Ländergruppe nicht zwingend, dass die Öffentlichkeit finanziell entlastet worden ist. Denn viele Personen aus der Türkei und dem Balkan, die zuvor Sozialhilfe bezogen hätten, bekämen heute Invalidenrenten oder Ergänzungsleistungen. ○

Herkunft ausländischer Sozialhilfebezüger

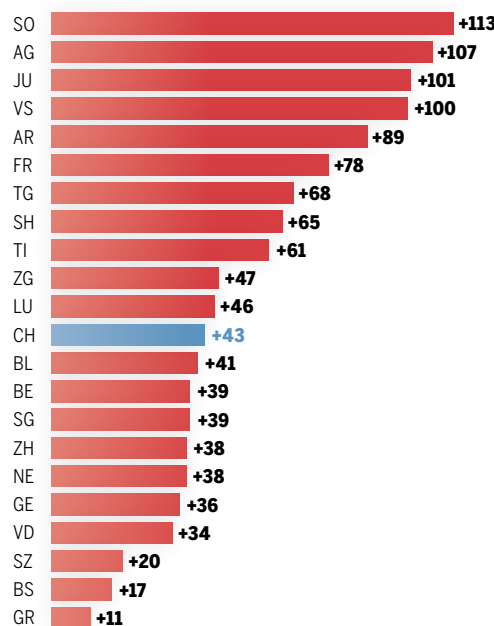


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Über 26 000 Sozialhilfeabhängige aus Afrika.

Zunahme der ausländischen Sozialhilfebezüger aus EU/Efta-Staaten in Prozent

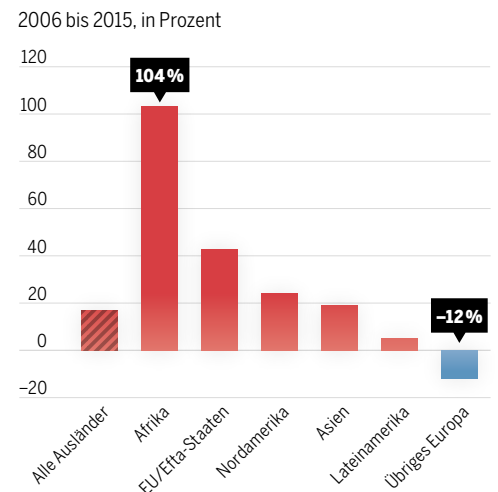
2006 bis 2015. Nur Kantone mit mindestens 100 Sozialhilfebezügern aus EU/Efta-Staaten



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Sozialhilfes Schub wegen EU-Abkommen.

Veränderung der Zahl ausländischer Sozialhilfebezüger

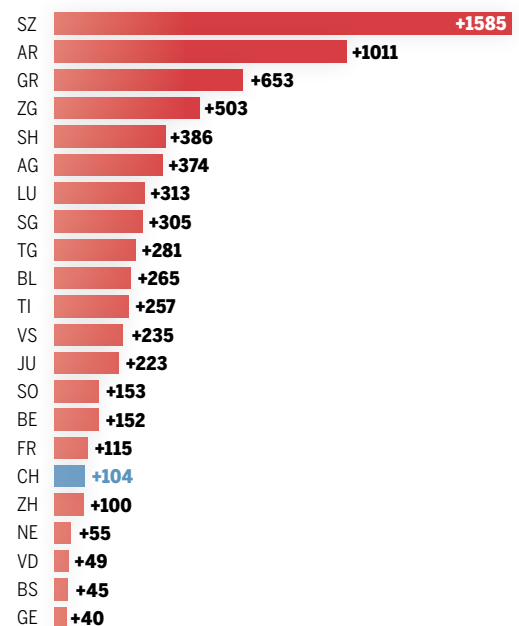


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Jeder zweite Afrikaner bleibt erwerbslos.

Zunahme der afrikanischen Sozialhilfebezüger in Prozent

2006 bis 2015. Nur Kantone mit mindestens 100 afrikanischen Sozialhilfebezügern



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

In sämtlichen Kantonen steigen die Zahlen.

Seltsame Streitgenossen

Die Roten und die Grünen kämpfen mit Economiesuisse gegen die Selbstbestimmungsinitiative der SVP. Dabei fürchtet die Wirtschaft vor allem die rot-grünen Volksbegehren.

Von Markus Schär

Der Tweet müsste der Spitze von Economiesuisse die Augen öffnen: «Für einmal ein Lob» gab es von Nationalrätin Regula Rytz «für die klare Stellungnahme zugunsten des Völkerrechts». Die Präsidentin der Grünen pries den Dachverband der Schweizer Wirtschaft, also ihren grössten Gegner, weil er gegen ihren anderen grössten Gegner kämpft: die SVP.

Die Volkspartei reichte im August 2016 ihre Initiative «Schweizer Recht statt fremde Richter» ein, die auf den Vorrang der Verfassung vor dem Völkerrecht pocht. Der Bundesrat arbeitet derzeit an der Botschaft, das Parlament berät dann das Begehren; abstimmen kann das Volk frühestens im Herbst 2018. Schon seit dem Unterschriftensammeln aber schiessen sich Menschenrechtsaktivisten und Völkerrechtsprofessoren auf die Selbstbestimmungsinitiative ein. Und an ihre Spitze setzt sich Economiesuisse.

Schädlich für die Volkswirtschaft?

«Mit einer Annahme der Initiative würde sich die Schweiz international selbst ins Abseits manövrieren», warnte Direktorin Monika Rühl letzte Woche an einer Medienkonferenz. Das träfe die Wirtschaft, denn «eine Unberechenbarkeit der politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen ist langfristig schädlich für eine prosperierende Volkswirtschaft». Deshalb stellte Economiesuisse ein Gutachten der Völkerrechtlerin Christine Kaufmann vor. Die Professorin an der Uni Zürich gab schon im Februar mit dreissig Kollegen eine Stellungnahme heraus, die der *Tages-Anzeiger* als «Demontage» der Selbstbestimmungsinitiative bejubelte. Und sie prüfte für ihr Gutachten die Auswirkungen des Volksbegehrens «auf ausgewählte wirtschaftsrelevante Staatsverträge».

Sie fühle sich wie am Ende einer Vorlesung, scherzte die Professorin nach dem Vorstellen ihres Gutachtens: «Hunderte von Augenpaaren sind auf mich gerichtet, voller Fragezeichen.» Denn die Selbstbestimmungsinitiative werfe auch oder gerade für die Spezialistin mehr Fragen auf, als sie Antworten gebe. Einerseits: Die Initiative fordere, dass Bund und Kantone keine völkerrechtlichen Verpflichtungen eingehen dürften, die der Bundesverfassung widersprächen; bei Widersprüchen seien die Verpflichtungen anzupassen oder notfalls zu kündigen. Wer aber stelle Widersprüche fest, führe die Verhandlungen und kündige allenfalls die Verträge? Andererseits: Die Initiative schreibe fest, dass Gesetze und



Manövriert sich die Schweiz ins Abseits?

Verträge, über die das Volk abgestimmt habe oder hätte abstimmen können, für Behörden und Bundesgericht massgeblich geblieben. Wie lasse sich das Problem lösen, wenn ein nicht dem Referendum unterstellter, also nicht massgeblicher Staatsvertrag der Bundesverfassung widerspricht und im Inland deshalb nicht mehr, gegenüber den Vertragspartnern aber sehr wohl noch gilt?

Einfuhrverbote gefordert

Wem dieses Juristenfutter nichts sagt, der findet im Gutachten einige Beispiele, bei denen

es zu Konflikten kommen könnte. Sie zeigen: Der Dachverband der Schweizer Wirtschaft kämpft gegen die SVP-Initiative, weil er wirtschaftsfeindliche rot-grüne Initiativen fürchtet. Denn die Roten und die Grünen schwören nur auf das Völkerrecht, wenn sich (wie bei der Menschenrechtskonvention) daraus Forderungen ableiten lassen; sie streiten aber gegen dieses, wenn es (wie bei Handelsverträgen) um die Liberalisierung der Weltwirtschaft geht:

— Die «Fair Food»-Initiative, die das Parlament jetzt berät, fordert ein grösseres Angebot an Lebensmitteln, «die umwelt- und ressourcenschonend, tierfreundlich und unter fairen Arbeitsbedingungen hergestellt werden». Was das heisst, bleibt international aber umstritten. Wenn die Schweiz zum Beispiel den Import von Obst beschränken würde, falls die Erntearbeiter keinen «fairen» Lohn bekämen, könnte sie damit gegen Verträge der Welthandelsorganisation (WTO) verstossen.

— Die Volksinitiative «für Ernährungssouveränität», für die der Bundesrat im Februar die Botschaft vorlegte, sieht sogar ein Einfuhrverbot von Landwirtschaftsprodukten vor, die den scharfen Schweizer Normen nicht genügen. Das könnte nach Auffassung des Bundesrates zur Kündigung des WTO-Agrarabkom-



Wanderung

vom vom zum zum

vom zum zum vom

vom vom zu vom

vom vom zum zum

von zum zu zum

vom zum zum vom

vom vom zum zum

und zurück

Ernst Jandl

mens führen; die Gegenmassnahmen der betroffenen Länder könnten der gesamten Schweizer Wirtschaft schwer schaden.

— Die Ernährungssicherheitsinitiative des Bauernverbandes, zu der das Parlament im März einen Gegenvorschlag beschloss, kann gegen Investitionsschutzabkommen verstossen. So etwa, wenn deren Umsetzung die Rechte von ausländischen Investoren bei Umzonungen von Bauland einschränken würde: Das könnte zu Entschädigungsforderungen führen.

Die Selbstbestimmungsinitiative, warnte Monika Rühl deshalb, «hätte konkrete Auswirkungen auf alle bestehenden Abkommen, die für die Schweizer Unternehmen von grosser Bedeutung sind». Sie sagte allerdings nicht: «Die Gefahr droht gar nicht von der Selbstbestimmungsinitiative selber, sondern von wirklich wirtschaftsfeindlichen Volksin-

Die Initiative werfe mehr Fragen auf, als dass sie Antworten gebe, sagt Professorin Kaufmann.

iativen.» Denn diese müssten tatsächlich umgesetzt werden, ohne Rücksicht auf Verluste.

Was geschähe denn ohne Selbstbestimmungsinitiative, wenn beispielsweise das Volksbegehren für Ernährungssouveränität angenommen würde? Christine Kaufmann ging in ihrem Gutachten nicht auf die Frage ein und wich ihr auch auf Nachfrage aus. Sie verweist auf die Stellungnahme, die sie mit ihren Zürcher Kollegen herausgab. Diese hält fest: «Das Verhältnis von Völkerrecht und Bundesverfassungsrecht ist besonders komplex. Auch hier deuten Urteile des Bundesgerichts darauf hin, dass in bestimmten Bereichen Völkerrecht Vorrang vor widersprechenden bundesverfassungsrechtlichen Regelungen haben könnte.» Das heisst: Das Bundesgericht entscheidet, was schwerer wiegt, Verfassung oder Völkerrecht – die Ernährungssouveränitätsinitiative würde, wie frühere Volksbegehren, einfach nicht umgesetzt, insofern sie den internationalen Verpflichtungen der Schweiz widerspräche.

«Wir dürfen zwar noch abstimmen, aber ...»

Die Roten und die Grünen gehen also mit Economiesuisse im Kampf gegen die Selbstbestimmungsinitiative ein seltsames Bündnis ein: Wenn sie gegen die SVP gewinnen und deren Begehren bodigen, sorgen sie damit dafür, dass der gegenwärtige Zustand weiter herrscht. Was das bedeutet, stellte die *Basler Zeitung* fest: «Wir dürfen zwar noch abstimmen, aber eine Wirkung hat das nur, wenn das Ergebnis dem Völkerrecht entspricht.» ○

Religion

Islamische Brüder

Der Genfer Islam-Ideologe Hani Ramadan ist am Wochenende aus Frankreich ausgeschafft worden. Sein berühmter Bruder Tariq bemüht sich derweil um die französische Staatsbürgerschaft.

Am Palmsonntag kam es in Ägypten zu tödlichen Anschlägen gegen die Kopten. Von den beiden Genfer Intellektuellen Hani und Tariq Ramadan war dazu nichts zu hören. Die beiden Enkel des Begründers der ägyptischen Muslimbruderschaft waren anderweitig beschäftigt: Am Samstag hatten die französischen Behörden Hani Ramadan, der in Colmar auftreten wollte, mit einem Verbot belegt und umgehend an die Schweizer Grenze gebracht. Der Innenminister persönlich ordnete die Ausweisung an.

In Genf erinnert sich der Schriftsteller Yves Laplace, wie unter dem Einfluss der Ramadan-Brüder eine Aufführung von Voltaires religionskritischem Stück «Mahomet der Prophet» verunmöglicht wurde. Vor fünfzehn Jahren verteidigte Hani Ramadan, der damals als Lehrer arbeitete, in *Le Monde* die Steinigung von Ehebrecherinnen. Er wurde in Genf aus dem Schuldienst entlassen. Trotz des Verbots trat er letztes Jahr vor einer Schulklasse auf. Schon am Sonntag schrieb Ramadan dem Innenminister einen fünfseitigen Brief: Im Elsass habe er für den «Dialog der Zivilisationen» predigen wollen. In Genf war am Dienstagabend eine Veranstaltung mit ihm vorgesehen. Hier leitet Hani Ramadan das Centre Islamique.

Doppelzüngigkeit

«Figuren wie Hani Ramadan haben wir in Frankreich zu Dutzenden», twitterte Marion Le Pen. Ramadans Freunde warfen der Regierung vor, die Ausweisung als Wahlkampfpropaganda spektakulär zu inszenieren. Das ist nicht ganz falsch. Benoît Hamon, der Kandidat der regierenden Sozialisten, ist in den Umfragen auf unter 10 Prozent Wähleranteil abgesackt – auch weil er die Bedrohung durch den Islam verniedlicht. Die Grünen-Politikerin Esther Benbassa, die dem Parlament einen Bericht über «Entradikalisierung» vorlegte und alles andere als eine ideo-

logische Scharfmacherin ist, sagt: «In unserer Lage ist es sehr gut nachvollziehbar, dass Personen dieser Art nicht mehr toleriert werden.» Hani Ramadan gilt als fundamentalistischer Muslim. International sehr viel bekannter ist Tariq Ramadan, der lange als Verbindungsmann zwischen der Regierung und den Jugendlichen in den Banlieues galt. Doch Vertreter des Laizismus und Feministinnen wie Carole Fourest, die über ihn das Enthüllungsbuch «Frère Tariq» (Bruder Tariq) schrieb, bezichtigen ihn der Doppelzüngigkeit. 2004 wurde er in den Vereinigten Staaten mit einer Einreiseperrre bedacht, weil man ihn terroristischer Sympathien beschuldigte. Sie wurde 2009 aufgehoben. Ein paar Jahre lang war er Professor in Oxford – auf einem von Katar finanzierten Lehrstuhl. Jener, den er in Holland besetzte, bezahlte Oman. Nach Auftritten im Fernsehen wurde Ramadan entlassen – zu Recht, wie das Gericht in Rotterdam beschied.

«Invasion des Westens»

Inzwischen konzentriert er sich wieder auf Frankreich. Im vergangenen Oktober eröffnete er in Paris sein «Institut Islamique de formation éthique» (IIFE), dessen Lehrgängen auch Imame folgen. Tariq Ramadan, dessen Frau eine konvertierte Französin ist, will nun auch die französische Staatsbürgerschaft. «Nicht weil ich ein Houellebecq-Szenario im Kopf hätte», sagte er zu *Libération*. Im laufenden Wahlkampf spielt er keine Rolle. «Aber viel-

leicht 2022», fügte er bei: Dann kommt es in Michel Houellebecqs Roman «Unterwerfung» zur Wahl eines islamischen Staatspräsidenten.

An der Genfer Buchmesse Ende April wird Tariq Ramadan in einem Duell auf Pascal Bruckner treffen, der ihn soeben in der *Weltwoche* (Nr. 11/17) zu jenen Ideologen zählte, deren Ziel die Invasion des Westens sei.

Jürg Altwegg



Autor und Prediger Hani Ramadan.

2004 wurde Ramadan in den USA mit einer Einreiseperrre bedacht, weil man ihn terroristischer Sympathien bezichtigte.

Richtig falsch

Das Expertenpult in der Sendung «Arena» sorgt für Unausgewogenheit.



«Arena»-Mann Projer.

Letzte Woche wurde in der SRF-Polit-sendung «Arena» über die Frage diskutiert, ob Schweizer Recht internationalen Vereinbarungen vorgehen solle. Bei der Debatte stritten zwei Befürworter mit vier Gegnern. Dass es zu diesem eklatanten Nein-Übergewicht

kommen konnte, liegt an einem Irrtum, dem die Sendungsverantwortlichen erlegen sind.

Seit 2015 kennt die «Arena», moderiert von Jonas Projer, das Expertenpult, an dem ein bis zwei Besucher Platz nehmen, die sachkundiger sein sollen als die restlichen Teilnehmer. Das ist zwar gut gemeint, aber gut gemeint ist in der Regel das Gegenteil von gut. Der Expertentisch suggeriert, es gebe so etwas wie absolute Objektivität und reinen Fachwissenschaftsbezug. Das gibt es aber nicht. Auch Experten haben eine Meinung. Und das Fachwissen setzen sie in den Dienst ihrer Meinung, und nicht andersherum.

Zudem wertet das Konzept die anderen Diskussionsteilnehmer massiv ab, deren Aussagen im Vergleich nur als Produkt von Parteibüchern und Eigeninteressen dargestellt werden. Es ist immer problematisch, wenn jemandem die Definitionsmacht über Richtig und Falsch zukommt. Dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen auch noch den Eindruck vermittelt, diese Person verfolge keine Agenda ausser jene der absoluten Wahrheit, ist unredlich.

Augenscheinlich wurde das Problem am letzten Freitag. Die Expertinnen, die zu Gast waren, beide bekennende Gegnerinnen der Initiative, wurden nicht müde, diese als «unklar» und «unnötig» zu diskreditieren. Sie waren so unvoreingenommen wie zwei Mitglieder der GSoA, die man als Experten zum Thema «Braucht die Schweiz eine Armee?» einlädt. Faktisch standen Hans-Ueli Vogt und Paul Widmer vier Gegner gegenüber. Zwei davon wurden dem Zuschauer als unvoreingenommen verkauft, eine Einstellung, die es insbesondere bei «Arena»-Gästen nicht gibt. Der Expertentisch ist ein Etikettenschwindel. Und zwar einer, der mit Zwangsgebühren alimentiert wird. Es ist also an der Zeit, über No-Billag zu diskutieren. Aber nicht in der «Arena». Dort werden Roger de Weck und Arthur Honegger am Expertentisch sitzen. *Régis Ecklin*

Grüner Energieschub

Auf leisen Sohlen erobern die Grünen verlorenes Terrain zurück. Sie sind überzeugt, dass die vom Rechtspopulismus aufgerüttelten Menschen nicht auf die unverbindliche Mitte setzen. *Von René Zeller*



Frischlucht aus Westen: Parteipräsidentin Regula Rytz (Mitte).

Die Berner Nationalrätin Regula Rytz ist keine laute Oppositionspolitikerin. Die ehemalige Tiefbauvorsteherin der Stadt Bern wechselte 2011 ins Bundeshaus. Unmittelbar darauf übernahm sie das Ruder bei den Grünen. Im Co-Präsidium mit der Waadtländerin Adèle Thorens zeigte Rytz wenig Ecken und Kanten. Die Quittung erhielt das Duo in den nationalen Wahlen 2015. Die farblosen Grünen verloren Wählerprozente und fünf Parlamentssitze.

Regula Rytz war enttäuscht, aber nicht entmutigt. Seit 2016 präsidiert sie die Grünen alleine. Und siehe da: Fast über Nacht hat die Umweltpartei ihr Verlierer-Image abgestreift. Die Frischluftzufuhr kommt aus Westen. In Neuenburg haben die Grünen fünf Parlamentssitze gewonnen, in Freiburg deren drei. Sensationell muten die sechs Sitzgewinne im Walliser Grossrat an. In der Deutschschweiz schlugen Erfolge vorerst auf kommunaler Ebene zu Buche. In Winterthur hat Jürg Altwegg den Besitzstand in der Stadtregierung gegen die SVP verteidigt, in Bern entriess Alec von Graffenried der SP das Stadtpräsidium.

Heimliche Wahlsieger

Die Grünen sind die heimlichen Wahlsieger der Stunde. Für Präsidentin Regula Rytz steht fest: Nicht nur in Österreich mit der Wahl von Alex-

ander Van der Bellen und in den Niederlanden mit dem Vormarsch der grün-linken Partei von Jesse Klaver hätten sich die Grünen als «Gegemittel zum Rechtspopulismus» profiliert. Auch in der Schweiz müssten Werte wie Demokratie, sozialer Ausgleich, gesellschaftliche Öffnung und Fortschritte im Umweltschutz aktiv verteidigt werden. «Sonst werden sie von den Trumps und Erdogans ausradiert.»

Exakt so argumentieren auch die Roten. Es bedarf ohnehin eines Lupenblicks, um programmatische Differenzen zur Linken ausfindig zu machen. Regula Rytz betont, die Grünen seien unverändert die erste Adresse für ökologische Politik. Ferner habe sich ihre Par-

Die Partei sieht keinen Anlass, von ihrem stramm linken Kurs abzuweichen.

tei im Gegensatz zur SP für ein garantiertes Grundeinkommen ausgesprochen. Der Zürcher Nationalrat Balthasar Glättli, Fraktionschef der Grünen, ergänzt, seine Partei stemme sich dezidierter als die SP gegen den Überwachungsstaat (Nein zum Gesetz zur Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs, kurz Büpfi) und sie politisiere pazifistischer als die Konkurrenz (Nein zu Nato-Partnerschaften,

Nein zur Verlängerung des Swissscoy-Einsatzes im Kosovo). Weil SP und Grüne aber zusammen nur einen Wähleranteil von rund 30 Prozent repräsentierten, sei es «ja klar, dass wir gegen die bürgerliche Übermacht in der Finanz- und Wirtschaftspolitik am gleichen Strick ziehen müssen», rechtfertigt Glättli die rot-grüne Zweckehe.

Wenn die Grünen wieder Wahlen gewinnen, dann muss jemand die Zeche bezahlen. Unter Druck stehen primär die Mitteparteien. Nicht nur CVP und BDP bluten. Auch die Grünliberalen haben ihren jugendlichen Elan verloren. Regula Rytz formuliert es in fast schon unüblich kämpferischen Worten so: «In der polarisierten Zeit heute sind klare Haltungen und Werte gefragt und nicht die Unverbindlichkeit der Mitte.» Mit anderen Worten: Die Grünen sehen keinen Anlass, von ihrem stramm linken Kurs abzuweichen. Das Zwischentief, in das sie nach dem Vormarsch der Grünliberalen geraten waren, ist auf kantonaler Ebene bereits halbwegs kompensiert (siehe Grafik).

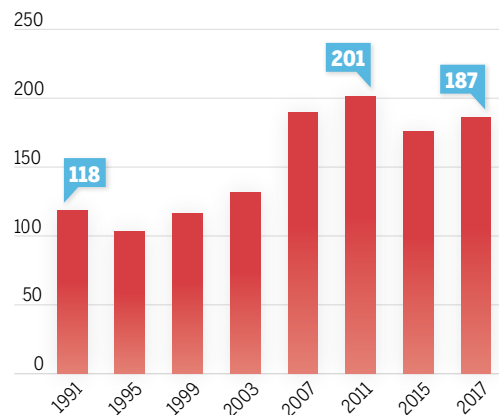
Niederlagen als Erfolge

Das neue Selbstbewusstsein der Grünen manifestiert sich auch darin, dass Niederlagen zu Erfolgen umgedeutet werden. Im September 2016 lehnte das Stimmvolk die Volksinitiative für eine «grüne Wirtschaft» mit 63,6 Prozent Neinstimmen ab. Zwei Monate später erlitt auch die grüne Atomausstiegsinitiative an der Urne Schiffbruch (54,2 Prozent Nein). Trotzdem bewertet die grüne Rennleitung namentlich das Resultat zum zweitgenannten Volksbegehren als «hervorragend». Das sei, so Rytz, die erfolgreichste aller abgelehnten grün-roten Initiativen der letzten Jahre gewesen. Fraktionschef Glättli setzt noch einen drauf: Nur dank dem Druck der Atomausstiegsinitiative sei die Energiestrategie überhaupt durchs Parlament gekommen.

Kein Kassenschlager war demgegenüber die Fair-Food-Initiative, die 2015 als Wahlkampf-

Grünen-Mandate in Kantonsparlamenten

Ganze Schweiz, von 1991 bis April 2017



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Tendenz wieder steigend.

vehikel hätte dienen sollen. Doch auch hier überwiegt das Selbstlob. Die Grünen sind zufrieden, dass einzelne Punkte ihrer auf soziale Gerechtigkeit im Agrarhandel zielenden Initiative in den Gegenvorschlag eingeflossen sind, den das Parlament der protektionistischen Bauerninitiative entgegengestellt hat. Ob die Fair-Food-Initiative dereinst vors Volk kommt, lässt Regula Rytz offen.

Das grüne Konzept, als links-grüne Oppositionskraft ausserparlamentarisch Druck aufzubauen und – im Gleichschritt mit der SP – im Bundeshaus Mitte-links-Mehrheiten zu zimmern, ist zurzeit erfolgreich. Darauf will die Parteileitung aufbauen. Im Rahmen des Projekts «Grüne Debatte 17» soll die Basis intensiv einbezogen und damit der Charakter der Partei als Bewegung revitalisiert werden.

Die Jungen Grünen ziehen mit. Der 27-jährige Luca Maggi, Statthalter des Nachwuchses

Es scheint so, als seien die Grünen dem oppositionellen Jungbrunnen entstieg.

in der Parteileitung, verweist auf deren Bienenfleiss. Die Jungpartei habe federführend 113 000 Unterschriften für die nationale Zersiedelungsinitiative gesammelt. Und in diesen Tagen lanciert der grüne Nachwuchs gemeinsam mit der Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) eine Volksinitiative gegen Kriegsgeschäfte.

Bundesratssitz nicht zentral

Es scheint so, als seien die Grünen dem oppositionellen Jungbrunnen entstieg. Noch vor wenigen Jahren flirtete die Partei im Bundeshaus heftig mit der Idee, zur Regierungspartei zu mutieren. Zweimal stieg der Waadtländer Ständerat Luc Recordon ins Rennen, 2010 versuchte die damalige Solothurner Nationalrätin Brigit Wyss ihr Glück. Alle Versuche scheiterten kläglich, weshalb Fraktionschef Glättli zurückbuchstabiert: «Nein, ein Bundesratssitz ist für uns im Moment nicht zentral.»

Auf kantonaler Ebene sieht es anders aus: Die einstige Bundesratskandidatin Brigit Wyss hat reelle Chancen, am 23. April in Solothurn für die Grünen einen Regierungssitz zu erringen.

Der Zauberspruch der Grünen soll aber die ausserparlamentarische Opposition bleiben. «Wir wollen verhindern, dass nach dem AKW Leibstadt auch das weltweit älteste AKW, Beznau I, wieder ans Netz geht», betont Balthasar Glättli. Und das nächste grosse Ziel sei die Umsetzung der Klimaschutzziele. Luca Maggi kündigt Flankenschutz seitens der jungen Bewegten an. Das «grün-linke gallische Dorf» dürfe nicht aufhören, Widerstand zu leisten. ○

Unternehmen

Schein-Stärke

Der Sika-Verwaltungsrat hat an der GV Macht gezeigt, aber sein Ablaufdatum rückt näher.

Die Führung des Chemiespezialitätenkonzerns Sika hat an der Generalversammlung (GV) am Dienstag in Baar einen starken Auftritt durchzuziehen versucht, aber es entsteht mehr und mehr der Eindruck, dass sich der Verwaltungsrat auf brüchiger Grundlage bewegt. Es war das dritte Mal, dass der Verwaltungsrat, der sich gegen den Verkauf von Sika an Saint-Gobain wehrt, an der GV bei den Wahlen die Eigentümerfamilie Burkard sozusagen gefesselt und auf 5 Prozent der Stimmen beschränkt hat. Die Familie, die 16 Prozent des Kapitals und 52 Prozent der Stimmen kontrolliert, konnte nur bei weniger zentralen Themen die ganze Stimmkraft nutzen. Sie setzte ihren Dividendenantrag gegen den höheren Vorschlag des Verwaltungsrats durch, und die seit gut zwei Jahren rebellierenden Verwaltungsräte um Präsident Paul Hälgl erhielten erneut keine Entlastung und keine Entschädigung.

Sonst trat Hälgl's Lager machterheischend auf. Es gab lobende Reden von Ethos-Chef Dominique Biedermann und mehreren angelsächsischen Aktionären. Hinzu kamen Begeisterungsziffern von Sika-Managern, einer hiess während seiner Rede eine Hundertschaft von Leuten im Saal aufstehen und bat Familienvertreter Urs Burkard, jetzt bitte das Beste für die Firma zu tun. Auch die Investoren beschworen ihn, die Familie möge jetzt Hand bieten zu einem Deal. Im Auge haben sie offenbar den Verkauf des Burkard-Anteils an Investoren statt, wie abgemacht – und vor Gericht hängig –, an Saint-Gobain. Ihre Bitten waren aber so eindringlich, dass ihre Position nicht mehr stark erschien.

Es ist klar: Entweder gewinnt die Familie vor Gericht, dann erfolgt der Verkauf von Sika an Saint-Gobain. Oder sie verliert, dann kann sie Sika-Hauptaktionärin bleiben. In beiden Fällen bedeutet das für den Verwaltungsrat das Ablaufdatum – ausser es gebe vorher einen Deal. Brisant ist, dass in der *Sonntagszeitung* ein Bericht über angebliche Verkaufsabsichten der Familie erschien, der auf einer falschen Wiedergabe einer Einschätzung des Bernstein-Analysten Phil Roseberg beruhte. «Fake News», war Urs Burkards Kommentar dazu. Und auffällig war, wie empfindlich bis verärgert Hälgl in Baar auf das erneute Ausbleiben einer Entschädigung für den Verwaltungsrat reagierte: Seit Beginn des Streits arbeite man gratis, man werde sich wehren. 2015 hatte der Idealismus dominiert, jetzt drücken offenbar die monetären Interessen durch – und wer weiss, wie lange das Greinium noch zusammenhält. *Beat Gygi*

Eros und Erziehung

Der mutmassliche Kindsmisbrauch des Pädagogen Jürg Jegge nährt den alten Verdacht, homosexuelle Männer neigten eher zur Pädophilie als heterosexuelle. Ist da etwas dran?

Von Rico Bandle

Es war die Meldung der Woche: Jürg Jegge, einst als «Lehrer der Nation» gefeiert, soll Schüler missbraucht haben. Ausgerechnet Jegge, der sich immer für die Schwächsten starkgemacht hat. Mit seinem Bestseller «Dummheit ist lernbar» hatte der damalige Sonderschullehrer eine Revolution im hiesigen Bildungssystem eingeleitet: Die 68er Pädagogik – antiautoritär, egalitär, erlebnisorientiert – hielt zunehmend auch in den Schweizer Klassenzimmern Einzug.

Vor einem Jahr noch habe ich Jegge für ein grösseres Interview besucht. Wir trafen uns in Freienstein im «Märtplatz», jener von ihm gegründeten Institution, die Jugendlichen, die durch alle Maschen gefallen sind, eine Berufslehre ermöglicht. Jegge, längst pensioniert, verteidigte noch immer leidenschaftlich seine «Problemschüler», betonte, wie wichtig die funktionierende Beziehung zwischen Schüler und Lehrer sei.

Jetzt also der Vorwurf, er habe das mit der Beziehung allzu wörtlich genommen: In einem Buch beschreibt ein ehemaliger Schüler, wie ihn Jegge ab dem zwölften Altersjahr sexuell missbrauchte. Er sei keinesfalls ein Einzelfall. Tatsächlich hat Jegge mittlerweile den sexuellen Kontakt zu mehreren Schülern gestanden. Im Buch ist ein Brief des Pädagogen abgedruckt, in dem er sich rechtfertigt: Es sei um die «Befreiung der Seelen und Köpfe» gegangen. Und diese, so habe er geglaubt, ginge einher mit «einer Befreiung des Körpers und seiner Sexualität». Dies habe sich damals um eine verbreitete Auffassung gehandelt: «In einem recht grossen und lebendigen Teil des politisch rot-grünen Spektrums» sei dies «diskutiert und ausprobiert worden».

Lauter Buben betroffen

Damit hat er nicht unrecht: In den 70er und 80er Jahren war es in gewissen Milieus verbreitet, sexuellen Missbrauch mit einem höheren Zweck zu rechtfertigen. In linken Zeitungen wie der deutschen *Tageszeitung (Taz)* und der französischen *Libération* erschienen Plädoyers für Sex zwischen Erwachsenen und Kindern.

Der Fall Jegge erinnert an jenen der Odenwald-Schule in Deutschland, ebenfalls eine Vorzeiginstitution der linken Reformpädagogik. Auch dort wurden Jahrzehnte später schwere Missbrauchsvorwürfe publik, ebenfalls begangen durch einen gefeierten Pädagogen. Wie Jegge war dieser Schulleiter homosexuell. Hier wie dort waren die mut-



Kulturgeschichtlich ist der Zusammenhang offenkundig: Darstellung von antiker Knabenliebe.

masslichen und erwiesenen Opfer allesamt männlich.

Der Zufall wollte es, dass wenige Tage nach dem Buch über Jegge die Autobiografie des Starkochs Anton Mosimann auf den Markt kam: wieder eine Enthüllung, wieder ein Bube (Mosimann), der von einem Mann missbraucht worden war. Täter sei ein Nachbar gewesen.

Auch bei den pädophilen Priestern in der katholischen Kirche waren die Opfer grösstenteils männlich. Ebenso 2013 bei einem der er-

schreckendsten Pädophilie-Fälle der Schweiz, die publik wurden: Zwei Väter hatten ihre zwei Buben schwerstens sexuell malträtiert und anderen Pädophilen gegen Geld zur Verfügung gestellt. Die Schlagzeilen nähren den alten Verdacht, Pädophilie beziehungsweise Missbrauch von Jugendlichen sei zu einem wesentlichen Teil eine Angelegenheit zwischen schwulen Männern und Buben. Ist da etwas dran?

Schwulenorganisationen streiten jeglichen Zusammenhang zwischen Homosexualität

und Pädophilie entschieden ab. Das Thema ist vielerorts tabu, allein schon die Frage aufzuwerfen, gilt als unstatthaft. Dass eine Bevölkerungsgruppe, die jahrhundertlang verfolgt und geächtet wurde (und in vielen Teilen der Welt immer noch wird), sensibel auf alles reagiert, was Ressentiments und Ausgrenzung verstärken könnte, ist nachvollziehbar. Andererseits befeuert die Tabuisierung Vorurteile und behindert die Prävention – und daran kann niemand ein Interesse haben.

Geht man zurück in der Kulturgeschichte, so scheint ein Zusammenhang offenkundig. Die Knabenliebe ist ein grosses Thema in antiken griechischen und römischen Schriften. Bei den alten Griechen waren Liebesverhältnisse zwischen Männern und Knaben akzeptiert. Dichter wie Pindar oder Martial schrieben schwärmerische Verse darüber. Die erotischen Beziehungen gingen mit Bildung und Erziehung einher – darauf beriefen sich dann einige der 68er Reformpädagogen. Auch im islamischen Kulturkreis gibt es zahlreiche lobpreisende Zeugnisse über die Liebe zu Knaben, in der persischen Literatur zum Beispiel das Verhältnis des Sultans Mahmud zu seinem Sklavenjüngling Ayaz.

Fast ausschliesslich ein Männerproblem

Selbstverständlich sind weder aktuelle Schlagzeilen noch die kulturhistorischen Zeugnisse Belege für eine verstärkte Zuneigung Homosexueller zu Minderjährigen. Schliesslich lassen sich leicht Gegenbeispiele finden: Immer mal wieder werden riesige Kinderporno-Ringe ausgehoben, bei denen Mädchen betroffen sind. Und aus dem Umfeld des Kriegs in Syrien erreichen uns Nachrichten von reichen alten Saudis, die gegen Geld syrische Mädchen im Alter zwischen dreizehn und sechzehn Jahren heiraten, sie missbrauchen, um sich einige Wochen später wieder scheiden zu lassen.

Geht man im Internet dem Thema nach, so stösst man auf zwei Extreme: Entweder wird jeglicher Zusammenhang zwischen Homosexualität und Sex mit Minderjährigen kategorisch ausgeschlossen oder genau das Gegenteil behauptet (meist Quellen aus dem Umfeld christlich-konservativer US-Organisationen).

Eine unverdächtige Anlaufstelle für Daten ist das Berliner Projekt «Kein Täter werden», das grösste Pädophilie-Präventionsprogramm Europas. Ziel des Programms ist nicht, die sexuelle Neigung wegzuthrapieren – dies sei gar nicht möglich –, sondern dass die Klienten mit ihr umzugehen lernen, so dass sie sie nicht ausleben. 7075 Personen aus ganz Deutschland haben sich in den letzten fünf Jahren hilfesuchend an die Stelle gewendet, davon 30 Frauen (0,04 Prozent). So viel scheint eindeutig und ist auch völlig unbestritten: Pädophilie ist fast ausschliesslich ein Männerproblem.

Zum heikleren Teil, der geschlechtlichen Präferenz der Patienten, schreibt der Medien-

verantwortliche des Programms: «Eine Hälfte fühlt sich zu Jungs, die andere zu Mädchen hingezogen.»

Wenn sich Pädophile zu gleichen Teilen von Buben wie Mädchen angezogen fühlen, so drängt sich folgende Rechnung auf: Geht man von der verbreiteten Annahme aus, dass fünf bis zehn Prozent aller Männer schwul sind, neigen homosexuelle Männer zehn- bis zwanzigmal häufiger zur Pädophilie als heterosexuelle. Allerdings: Nach gängiger Lehre ist diese Rechnung nicht zulässig. Pädophilie (sexuelles Interesse an Kindern vor der Pubertät) ist demnach eine eigene sexuelle Neigung, es bestehe keine Verbindung zur Hetero- oder zur Homosexualität. Zum Teil heisst es in der Literatur, Pädophile hegten gar keine sexuellen Gefühle zu Erwachsenen, weder zu Män-

Auch im islamischen Kulturkreis gibt es lobpreisende Zeugnisse über die Liebe zu Knaben.

nern noch zu Frauen. Monika Egli-Alge, Geschäftsführerin des Forensischen Instituts Ostschweiz (Forio) in Frauenfeld, das nach ähnlichen Methoden wie das Berliner Programm therapiert, widerspricht: «Wir klären das immer genau ab. Es gibt unter den betroffenen Pädophilen alles: Heterosexuelle, Homosexuelle, Bisexuelle und einige wenige, die nur auf Kinder stehen (Kernpädophile). Die meisten der Betroffenen, die im Forio behandelt werden, sind heterosexuell und pädophil im Sinne einer Nebenströmung.» Dass Homosexuelle überproportional zur Bevölkerung vertreten seien, sehe sie nicht. Sie sagt aber auch: «Um sichere, evidenzbasierte Schlüsse ziehen zu können, fehlen entsprechende Untersuchungen und Zahlen.»

Gruss der Sonne

Aus den braunen Schollen
Springt die Saat empor,
Grüne Knospen rollen
Tausendfach hervor.

Und es ruft die Sonne:
»Fort den blassen Schein!
Wieder will ich Wonne,
Glut und Leben sein!

Wieder wohlzig zittern
Auf dem blauen Meer,
Oder zu Gewittern
Führen das Wolkenheer!

In den Frühlingsregen
Sieben Farben streun
Und auf Weg und Stegen
Meinen goldnen Schein!

Gottfried Keller (1819 – 1890)



Oft wird die Mutmassung geäussert, Buben seien nur deshalb so häufig von Missbrauch betroffen, weil sie für pädophile Priester oder Pädagogen besser erreichbar seien. Gemäss Egli-Alge stimmt dies nicht: «Die meisten Kernpädophilen haben eine eindeutige geschlechtliche Präferenz.»

Bei der Mehrzahl der schlagzeilenträchtigen Missbrauchsfälle geht es um Kinder, die die Pubertät bereits erreicht haben. So auch im Fall Jürg Jegge. Der sexuelle Kontakt mit dem Schüler habe sich bis ins Alter von 27 Jahren fortgesetzt. Es handelt sich also nicht um Pädophilie im engen Sinne, sondern um Päderastie (Liebe zu männlichen Jugendlichen). Auch der weltweit bekannteste Missbrauchsfall, jener von Regisseur Roman Polanski, der 1977 in einem Schwimmbad ein dreizehnjähriges Mädchen penetrierte, hat in diesem Sinne nichts mit Pädophilie zu tun.

Die Grenze zwischen Pädophilie und Sex mit einem jungen Erwachsenen ist bei homosexuellen Männern allerdings wesentlich unschärfer als bei heterosexuellen. Dies liegt an der körperlichen Veränderung in der Pubertät: Rein äusserlich ist diese bei Buben weniger augenfällig als bei Mädchen. Wer auf junge Frauen steht, steht nicht auf vorpubertäre Mädchen. Zu gross ist der Unterschied. Bei Männern/Buben ist diese Abgrenzung weniger klar. Das zeigt sich auch in der Ästhetik erotischer Darstellungen: Bei Heterosexuellen müssen Frauen zwar jung wirken, aber auch gewisse Rundungen aufweisen. Bei Homosexuellen sind die idealen Männer entweder durchtrainiert und muskulös oder dann filigran wie zwölfjährige Buben.

Forderung nach Senkung des Schutzalters

In der linken Pädophilie-Bewegung der 70er und 80er Jahre ging es in der Regel genau um solche Buben im Pubertätsalter, so auch bei den Pädophilie-Befürwortern in der *Taz* und der *Libération*. Männer, die auf Mädchen standen, bildeten eine kleine Minderheit (oder sie meldeten sich kaum zu Wort). Die Pädophilen- und Päderasten-Vereinigungen, die damals offen auftraten, waren eng mit Schwulenorganisationen verbunden. Gemeinsam stellten sie Forderungen wie die Senkung des Schutzalters auf zwölf Jahre oder eine gänzliche Straffreiheit für «gewaltfreien» Sex zwischen Erwachsenen und Kindern.

Man kann also sagen: Bei der Pädophilie im engen Sinne, wo es um die sexuelle Anziehung zu (kleinen) Kindern geht, ist nach heutigem Wissensstand kein Zusammenhang zur Homosexualität nachweisbar. Dass aber meist schwule Männer im Spiel sind, wenn es um Sex Erwachsener mit bubenhaften Jünglingen geht, ist nur schwer bestreitbar.

Markus Zangger: Die dunkle Seite Jürg Jegges. Wörterseh. 192 S., Fr. 36.90

Jürg Jegge hat mir das Leben gerettet

Ich möchte Jürg Jegges Übergriffe auf seine Schüler nicht relativieren. Was aber jetzt mit ihm passiert, ist eine öffentliche Abschlachtung. In meiner Jugend hat er mir enorm geholfen. Ich bin ihm dafür bis heute dankbar. *Von Lukas Leuenberger*

*Es gibt immer drei Wahrheiten:
meine Wahrheit, deine Wahrheit
und die Wahrheit.*

Afrikanische Weisheit

Eingangs muss ich erklären, dass ich sehr genau weiss, was Übergriff heisst. Aufgewachsen in hochproblematischen Pfarrhausverhältnissen, war ich des ältesten Bruders Sexspielzeug. Der Missbrauch begann im Vorschulalter und zog sich hin bis über die Pubertät. Ich war das zweitjüngste von acht Kindern, er ein volles Dutzend Jahre älter als ich. Zu gut weiss ich, wovon die Rede ist, wenn es um Übergriffe geht. Das vorweg.

Die marktschreierische Platzierung der Anklageschrift eines ehemaligen Schülers und Schützlings von Jürg Jegge nährt den Verdacht, dass es weniger um eine Aufarbeitung als um eine Abrechnung geht. Das Kalkül scheint aufgegangen zu sein. Keine Woche nach Lancierung des nicht nur an Umfang dünnen Bändchens ist die öffentliche Abschlachtung des Jürg J. in vollem Gange. Was da gerade – im Zeitalter der dauererregten Internethetze – mit einem 74-jährigen Mann veranstaltet wird, kann man ebenfalls nur als massivst übergriffig bezeichnen. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Vor lauter Selbstgerechtigkeit wird dabei unterschlagen, dass Jegge sich nicht hinter Promi-Anwälten und PR-Profis in Sicherheit gebracht, sich stattdessen schutzlos allen Journalistenfragen gestellt hat. Zu dem von ihm Gesagten möge sich jeder seine Meinung bilden, aber ich habe niemals vorher erlebt, dass jemand, der des Missbrauchs beschuldigt ist, so rasch und so offen versucht, sein damaliges Tun zu erklären. Wissend, dass er sich total entblösst.

Er eröffnete mir eine neue Welt

Warum geht mir das so nahe? Weil Jürg Jegge einer von zwei Menschen war, die mich mutmasslich vor dem spätpubertären Suizid bewahrt haben. Komplett desorientiert, bin ich 1978 mit sechzehn Jahren aus dem Pfarrhaus abgehauen und habe Schutz und Halt in der Berner Kulturszene gesucht. Keine Konzert-, keine Kleintheateraufführung und keine Lesung, die ich mir nicht reingezogen hätte. So sass ich auch ständig im Zähringer-Theater von Hugo Ramseyer, dem Gründer des Zytglogge-Verlags. Peter Bichsel, Ernst Burren, Kaspar Fischer und Jürg Jegge sind dort nebst vielen anderen Grössen aufgetreten. Von Ernst Burren sollte ich später zwei Mal Texte inszenieren dürfen. Auch

mit Jürg Jegge habe ich mich angefreundet, und er wurde zu einem Mentor und Vertrauten, wie ich mir schon lange einen wünschte.

Jung und vollkommen ratlos, fand ich in Jegge jemanden, der mich unterstützte und ermutigte. Er hat mit mir gesprochen und mir zugehört. Und in Wien – seinem zweiten Wohnort – hat er mir eine neue Welt eröffnet, mich mitgenommen ins Theater, an Ausstellungen und zu Künstlerfreunden. Oft sass man in anregenden Runden mit Leuten wie dem Aktionskünstler Erwin Puls oder dem Dichterpaa Ernst Jandl und Friederike Mayröcker. Dank Jegge begleiten mich Raimund,



Nur in bester Erinnerung: Pädagoge Jegge, 1977.

Nestroy, Grillparzer und Schnitzler durchs Leben wie auch Karl Kraus, Alfred Polgar, Peter Altenberg und andere Wiener Autoren. Schliesslich habe ich Jürg Jegge das Selbstvertrauen zu verdanken, das einer braucht, will er es selber versuchen am Theater.

Er war immer da, wenn ich ihn brauchte, er war verbindlich und auch grosszügig. Ich war immer wieder mal in Rorbas, ebenfalls in Bern, oft in Wien, was überhaupt das Schönste war, was mir passiert ist in jenen Jahren. Ja, ich darfsagen, ich war ein durchaus hübscher Bursche einst, als ich gerade an meiner sexuellen Selbstfindung herumlaborierte. Permanent versuchten angejahrte Liebhaber holder Jünglinge, mich anzubaggern. Selbst verheiratete Herren mit Jungs im gleichen Alter – mitunter namhafte Herrschaften. Wäre also Jürg Jegge damals einer von denen gewesen, die sich grundsätzlich jeden knackigen Jüngling greifen, hätte ich das bestimmt am eigenen Leib erfahren. Habe ich aber nicht.

Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas einmal bestätigen müsste, aber Jegge hat mir gegenüber nicht auch nur ein einziges Mal sogenannte Annäherungsversuche unternommen. Noch deutlicher: Mich, Lukas Leuenberger, hat Jürg

Jegge niemals angefasst. Für die Freundschaft, die er mir während meiner schwierigen Jugendjahre der Suche entgegenbrachte, bin ich Jegge bis heute dankbar. Ich rede nicht für andere, ich aber habe Jürg Jegge nur in bester Erinnerung.

Folgt man den Zeitungsberichten, sollen sich die vom Autor des Bändchens geschilderten Ereignisse ab 1970 zugetragen haben. Dieser war 13 Jahre alt, Jegge mit Jahrgang 1943 demnach 27-jährig, also doppelt so alt. Das Problem am Übergriff ist nicht, dass er wie in so einem Fall illegal ist, sondern dass er übergriffig ist. Weil ein Erwachsener einem Heranwachsenden Sex zumutet. Ich selbst hatte solches über Jahre auszuhalten, en famille. Man muss auch nicht das alte Griechenland bemühen – was dort geschah, war auch damals übergriffig, auch wenn es legal gewesen sein sollte.

Wie es dem Zeitgeist gefällt

Lange war Homosexualität generell unter Strafe gestellt, dennoch gab es Lesben und Schwule. In etlichen Ländern werden Schwule heute noch gehängt, ganz legal. Bald sollen Lesben und Schwule auch hierzulande heiraten und Kinder adoptieren dürfen, in hundert Jahren landen sie dann vielleicht wieder im Gefängnis, wie es dem Zeitgeist halt gefällt. Ich traue weder Zeitgeist noch Gesetzgeber über den Weg. Jeder Mainstream ist mir verdächtig, weil er morgen schon das Gegenteil propagieren kann.

Ungeachtet meiner persönlichen Befindlichkeiten muss die Diskussion aber nicht darüber geführt werden, ob etwas legal ist oder nicht, sondern ob es legitim ist oder nicht. Ob legal oder illegal, ob verfolgbar oder verjährt: Übergriff jedwelcher homo- oder heterosexueller Art ist definitiv nicht legitim, und das ist nicht diskutierbar. Gerade darüber gilt es zu diskutieren zwischen den einen und den anderen. Und wenn Jürg Jegge nebst allem anderen etwas auch noch kann, dann diskutieren und zuhören. Wer hingegen jedes Wort von Jegge nun scheinheilig als «neuen Affront» abwertet, der scheut die Auseinandersetzung, sucht nicht die innere Befriedung, sondern *Satisfaktion*. Und das heisst auf Deutsch Befriedigung.



Lukas Leuenberger, 54, zählte zu den originellsten Theatermachern im deutschsprachigen Raum. 2004 brachte er Schillers «Wilhelm Tell» mit dem Nationaltheater Weimar auf das Rütli. 2007 hat er sich aus der Kulturszene zurückgezogen.

Als das Unheil nahte

Rolf Erb wäre ein guter Kunsthistoriker geworden, aber das Milliarden-Imperium seines Vaters war eine Nummer zu gross für ihn. Als Gemeindepräsident lernte ich den Schlossherrn kennen, über den die Mächte der Finsternis hereingebrochen sind. *Eine persönliche Erinnerung von Peter Forster*

Notgedrungen hatte ich mit Rolf Erb in den Jahren 1991 bis 2003 viel zu tun. Von ihm selber bleibt mir ein Wort in Erinnerung, das mehrmals fiel und ehrlich gemeint war: «Fürs Leben gern hätte ich Kunstgeschichte studiert; aber mein Vater zwang mich in die Firma.» Er war überzeugt, dass er ein guter Kunsthistoriker geworden wäre. Stattdessen wurde er ein unglücklicher, ungeschickter und – wie das Gericht drakonisch festhielt – betrügerischer Unternehmer. Ein Gebilde von der Grösse und Komplexität der Erb-Gruppe zu führen, das war eine Schuhnummer zu gross für ihn.

Als die Nachricht von seinem Tod eintraf, da schrieb mir jemand: «Das Ende der Erb-Dynastie». Kann sein. Der Anfang vom Ende war früher: als Rolf Erbs Vater Hugo von der Spekulationssucht überwältigt wurde. Und vor allem, als die Erbs die Spekulationen auf deutsche Immobilien ausdehnten. Die Schuster blieben nicht bei ihren Leisten. Im Geschäftsleben forderte Vater Erb den Sohn hart. Rolf Erb fuhr am Morgen meist noch vor sechs Uhr nach Winterthur zum Frührapport mit Hugo Erb in dessen archaischem Büro. Einmal berichtete Rolf Erb, er komme gerade von einem einzigen Tag in Japan zurück, wo er den Konzern bei einem Anlass des japanischen Lieferanten vertreten hatte – «auf der direkten Nordroute», wie er betonte.

Liebe zum Detail

Rolf Erbs Freude an Kunst und Kunstgeschichte war genuin. Er restaurierte den Eugensberg für viele Millionen – und erntete den Vorwurf der Prunksucht und Angeberei. Gewiss spielte mit, etwa beim Bau des geheizten 37-Meter-Schwimmbeckens, dass es Rolf Erb den alteingesessenen Winterthurer Familien zeigen wollte, die Hugo Erb stets als Parvenü behandelt hatten; aber die Liebe zum Detail, mit der er dem Eugensberg den alten Glanz wieder schenkte, die war echt und nicht aufgesetzt.

Rolf Erbs Idol war Napoleon – nicht *Prince Louis Napoléon*, unser für alle Zeiten einziger Ehrenbürger, der spätere Kaiser Napoleon III., sondern Napoleon I. Das mutet seltsam an: Hier der scheue, zaudernde Kunsthistoriker, dort der Tatmensch, der General und Herrscher Napoleon! Bonaparte besass alles, woran es Rolf Erb so drastisch mangelte: Mut, Tatkraft, Energie. Auch mit dem Erbauer des Eugensbergs, mit Eugène de Beauharnais, dem grosszügigen, leutseligen Schwiegersohn Napoleons I., hatte Rolf Erb wenig gemeinsam; es sei denn das *Faible* für Kunst und Architektur.



Rolf Erb nach der Urteilsverkündung, 2014.

Meine erste Erinnerung an Rolf Erb geht auf eine Einladung zurück, die ich 1991 von der Diakonissen-Oberin Klara erhielt. Sie bat mich in den Eugensberg, den die Ländli-Schwester nicht mehr halten konnten – zum Verkauf des Anwesens. Den Käufer nannte sie nicht; sie erwähnte nur beiläufig, Hans Vontobel, der Zürcher Bankier, habe ihr selbstlos geholfen. Es fanden sich dann ein: Schwester Klara, Hans Vontobel, sein Sohn Hans-Dieter, Hugo Erb und sein Sohn Rolf. Vater Erb zog einen Chèque aus seinem Veston, unterschrieb ihn und überreichte ihn der Ländli-Schwester, die damit ihre Gemeinschaft finanzieller Sorgen entthob.

Über der Familie Erb und ihrem unheimlichen Aufstieg unter Hugo Erb lagen früh düstere Schatten. Heinz Erb, der älteste Sohn, verunglückte bei Köln tödlich. Christian Erb, Rekordhalter im Diskuswurf, ist seit einem Autounfall an den Rollstuhl gefesselt. Rolf Erb wurde, ebenfalls bei Köln, von gemeinen Gangstern entführt, doch wieder befreit, ohne dass der Vater das Lösegeld zahlte. Von jenem Tag an lebte Rolf Erb in Angst. Diese Angst führte zum Zerwürfnis zwischen ihm und der Gemeinde Salenstein, das nie mehr ganz gekittet wurde.

Rolf Erb empfand im majestätischen, aber einsam gelegenen Schloss Eugensberg tödliche Angst. Er rechnete damit, dass ihn die Gangster wieder holten, wieder entführten und wieder

Lösegeld forderten. So schützte er sich durch einen riesigen Zaun und Anlagen selbst im Wald, wo er den Tieren Passagen abschnitt. Diese seine Massnahme war, gelinde gesagt, höchst umstritten; sie zerstörte auch den uralten Wanderweg zur Sandegg-Plattform, die er verfallen liess.

Ich erhielt den Eindruck, Rolf Erb habe ein gebrochenes Verhältnis zum Staat, zu Behörden, zum Kanton, zur Gemeinde. Einmal suchte ich ihm darzulegen, die Gemeinde Salenstein verstehe sich nicht als Obrigkeit, sondern als Dienstleistung für ihre Bürgerinnen und Bürger, die ihr dafür offen und ehrlich begegneten. Der Erfolg meiner Bemühungen war gleich null. Auf die Idee, der Staat könnte ihn schützen, kam Rolf Erb nicht. Für ihn war der Staat Feind, nicht Helfer – bis zum bitteren Ende.

Das Unheil sahen wir im Gemeindehaus nahen, als sich die Gerüchte verdichteten, die Banken drehten der Erb-Gruppe den Hahn zu. Erst recht horchten wir auf, als sich Hugo Erbs Steuerberater, ein früherer Zürcher Steuerkommissar, das Leben nahm. Mit dem Konkurs brach der Kontakt ab. Einmal noch setzte sich die Gemeinde für den Eugensberg ein. Der Kanton wollte die Sandegg-Liegenschaften auszonieren. Diese lagen in der Bauzone und erhöhten den Wert des Anwesens, weil ein Käufer dort – zum Beispiel – ein Hotel bauen kann.

Wir klagten für den Eugensberg, um die stille Enteignung zu verhindern. Das Verwaltungsgericht nahm einen Augenschein; und die Kantonsvertreter blieben seltsam blass. Wir hatten den Eindruck, es war ihnen selber nicht ganz wohl: Der Thurgau hätte eine Dummheit begangen. Ein Verwaltungsrichter jedenfalls raunte mir beim Weggehen ins Ohr: «Das Gericht hat euch gehört.» Und so kam es auch.

Rolf Erb, den Schlossherrn, sah ich letztmals am Kiosk in Ermatingen. Im Sommer kaufte er dort die Sonntagspresse: in kurzen Hosen, losem T-Shirt, mager, schlohweiss, ein Schatten seiner selbst. Er war am Urteil des Winterthurer Gerichts zerbrochen. Jetzt, nachdem die Mächte der Finsternis über ihm jäh zusammenschlugen, mag ich nicht einstimmen in den Chor allerer, die schon immer alles hatten kommen sehen und die auch jetzt wieder alles wissen. Leid empfinde ich gegenüber seiner Lebenspartnerin und seinen Zwillingen, die in Salenstein zur Schule gingen und dort gute Schüler waren.

Peter Forster war von 1979 bis 2011 Gemeindeammann von Salenstein, dem Dorf am Untersee, zu dem auch der Eugensberg gehört. Nach dem Tod von Rolf Erb brachte er seine Erinnerungen an den Schlossherrn zu Papier.



Die Märkte spielen besser, als deren Hüter meinen.

Lob der Hochpreisinsel

Die Preise in der Schweiz sind deutlich höher als im Ausland. Medien, Politiker und staatliche Wettbewerbs-Überwacher wollen das ändern. Sie irren.

Von Beat Gygi

Am Dienstag hat die schweizerische Wettbewerbskommission (Weko) an ihrer Jahrespresskonferenz dargelegt, welche Schwerpunkte sie setzt und welch «grosse Tragweite» dabei das Bundesgerichtsurteil im Fall Elmex habe.

Im Juni 2016 hatte das Bundesgericht den Kurs der Weko im Prinzip bestätigt und entschieden, dass die Firma Gaba bei der Zahnpasta Elmex Parallelimporte zulassen müsse. Gaba muss also Schweizer Händlern im Ausland Elmex-Tuben verkaufen, die dann hier in den Verkauf kommen. Ursprünglich hatte Gaba den Vertrieb so gestaltet, dass Schweizer Käufer nur von einem speziellen Kanal bedient wurden, was höhere Verkaufspreise bedeutete.

Die Weko sieht sich nun darin bestätigt, dass sie nicht nur gegen horizontale Kartelle, sondern auch gegen sogenannte vertikale Absprachen zwischen Herstellern und Händlern einschreiten darf, wenn sie diese für wettbewerbsbehindernd hält. Für die Schweizer Wirtschaft ist dies keine gute Nachricht, denn die Weko erhält so immer mehr Spielraum für willkürliches Eingreifen. Die öffentliche Stimmung im Land ist allerdings eher auf der Weko-Seite, weil viele meinen, die hohen Schweizer Preise liessen sich mit Befehlen à la Elmex bekämpfen.

Klar, die Hochpreisinsel Schweiz besteht irgendwie aus Fels oder Beton, jedenfalls nicht

aus Sand. Die Insel steht zwar mitten in der Brandung der internationalen Preiskämpfe, die Wellen der ausländischen Konkurrenz tosen um das Land herum, aber viele Preise für Lebenshaltung, Arbeit, Material und Dienstleistungen halten sich auf einem Spitzenniveau.

Die Stiftung für Konsumentenschutz hat kürzlich die Preise von 150 Kleidungsstücken bekannter Modelabels in der Schweiz und in Deutschland miteinander verglichen und ist im Durchschnitt auf eine Differenz von gut 30 Prozent gekommen, je nach Marke von 19 bis 45 Prozen. Bereinigt um den Unterschied in der Mehrwertsteuer ergibt sich ein «Schweiz-Zuschlag» von 45 Prozent.

Die Sendung «Kassensturz» kritisierte jüngst, dass Tempo-Taschentücher im Multipack hierzulande gut 130 Prozent mehr kosteten als in Deutschland. Nicht alle sind auf Tempo-Taschentücher angewiesen, sondern können auf billigere Konkurrenzprodukte ausweichen. Das geschieht auch, aber gleichzeitig hält sich die Marke Tempo im Schweizer Markt – vielleicht weil der höhere Preise ein Markenbestandteil ist.

Dennoch drängen sich Fragen auf: Warum bringen es die Marktkräfte nicht zustande, solch enorme Preisunterschiede mehr oder weniger auszugleichen? Versagt da der Markt? Nein, im Grunde ist das Gegenteil der Fall: Der Markt spielt. Die ausländischen Produzenten

und Lieferanten sind offenbar ziemlich gut im Einschätzen der Zahlungsbereitschaft und der Vorlieben der Schweizer Konsumenten. Es ist, wie wenn ein reicher Tourist durch einen Basar in einem Schwellenland geht: Da wird er trotz Feilschen sicher fast für alles mehr bezahlen als Einheimische. Deutsche oder französische Anbieter sehen die Kunst oft darin, den Preis für ihre Verkäufe in der Schweiz gerade so hoch anzusetzen, dass sie das Maximum aus dem reichen Land herausholen können.

Tausend Tricks und Kniffe

Viel brisanter wird die Hochpreisfrage allerdings, wenn die Preisbekämpfer den Staat für ihre Ziele einzuspannen versuchen. So probieren Importeure und Konsumenten in der Schweiz seit Jahren immer wieder, das Wettbewerbsrecht als Instrument zum Untergraben der Preisinsel einzusetzen.

1 — Im Sommer 2011 heizte die Aufregung über den massiv erstarkten Franken und die damit gestiegenen Wechselkursdifferenzen zum Ausland die Stimmung in der Politik derart an, dass der Bundesrat die damals laufende Revision des Kartellgesetzes radikal umbog. Im Frühling zuvor hatte die Verwaltung noch einen ziemlich liberalen Vorschlag präsentiert, der primär harte Kartelle, also horizontale Absprachen unter Konkurrenten auf gleicher Ebene

ne, unterbinden sollte. Im Herbst aber schwang Bundesrat Johann Schneider-Ammann den grossen Hammer gegen jegliche Art von Abmachungen zwischen Firmen, auch gegen sogenannte vertikale Vereinbarungen zwischen Herstellern und Händlern – mit der Absicht, auf diese Weise hochangesetzte Endverkaufspreise in der Schweiz zu bestrafen, siehe Elmex.

2 — Die Linke um Nationalrätin und Konsumentenschützerin Prisca Birrer-Heimo zog in der Gesetzesdebatte die Schraube noch an und forderte eine Art Lieferpflicht für ausländische Anbieter, wenn Schweizer Nachfrager bei ihnen auftauchen – und zwar zu den billigeren Auslandpreisen. Mit andern Worten: Ausländischen Anbietern soll eine Preisdifferenzierung nach Ländern oder Absatzgebieten per Schweizer Gesetz verboten werden. Diese verkorkste Kartellgesetzrevision scheiterte dann allerdings 2014 im Nationalrat, so dass die Preisinsel-Bekämpfer am Schluss kein neues Instrument in der Hand hatten.

3 — Aber die Gegner der Preisinsel lassen nicht locker, sie wollen, dass der Staat ihnen hilft, gegen Basarhändler vorzugehen, die raffiniert sind als sie. Mit seiner parlamentarischen Initiative von 2014 forderte der damalige Ständerat Hans Altherr (FDP) einen Gesetzesartikel, «um der überrissenen Kaufkraftabschöpfung durch ausländische Unternehmer einen Riegel zu schieben». Im Kartellgesetz sollte demnach neu die Kategorie der «relativ marktmächtigen Unternehmen» eingeführt werden. Das sind Firmen, die oft nicht Riesen sind, für bestimmte Abnehmer oder Lieferanten aber sehr wichtig. Wenn diese Firmen gegenüber den von ihnen fast ein wenig abhängigen Partnern den starken Mann spielen, soll die Weko einschreiten und sie massregeln können. Die Wirtschaftskommission des Ständerats war für die Altherr-Initiative, im Nationalrat ist es noch offen.

4 — Um den Druck zu erhöhen, starteten die Preisinsel-Bekämpfer im Herbst 2016 die Initiative «Stop der Hochpreisinsel – für faire Preise». Die Unterschriftensammlung läuft, und etliche Fachleute geben der Initiative beträchtliche Chancen, nicht zuletzt, weil sie auch Anliegen der kleinen und mittleren Unternehmen aufnimmt. Nach den Worten von Roger Zäch, emeritierter Rechtsprofessor an der Universität Zürich und früher Mitglied der Weko, will man erreichen, dass Schweizer Firmen an Ort und Stelle bei Lieferanten im Ausland zu den gleichen Preise einkaufen können wie ausländische Kollegen, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die Schweizer Firma durch Nichtbelieferung in der Aufnahme oder Ausübung des Wettbewerbs missbräuchlich behindert werde. Die Produkte sollen parallel zum offiziellen Kanal des Anbieters importiert werden können. Es gehe um Kosten der KMU, Produktionsstandorte, Arbeitsplätze und Steuereinnahmen in der Schweiz. Lanciert wurde die

Initiative gemeinsam von der Stiftung für Konsumentenschutz, dem eher auf KMU ausgerichteten Branchenverband Swissmechanic und den Verbänden Gastrosuisse und Hotellerie-suisse. Der Berner Stromkonzern BKW hat sich bereits unterstützend geäussert.

Oliver Müller, Direktor von Swissmechanic, sagt, Lieferanten im Ausland kennten tausend Tricks und Kniffe, um Schweizer Käufern Waren vorzuenthalten. Dokumentiert werde das allerdings selten. Bei einer Bezugsanfrage komme manchmal einfach keine Antwort, manchmal werde man an den Händler in der Schweiz verwiesen. Besonders pikant ist es, wenn inländische Hersteller in einer doppelten Rolle sind: Wenn zum Beispiel ein Schweizer Hersteller von Maschinenkomponenten seinem Schweizer Kunden quasi aus Standorttreue einen erheblichen Rabatt offeriert und so den Kaufpreis der Anlage auf 6000 Franken verbilligt, der zunächst zufriedene Kunde dann aber entdeckt, dass in Friedrichshafen das gleiche Produkt vom gleichen Hersteller für 3500 Euro erhältlich ist.

Es ist, wie wenn ein reicher Tourist durch einen Basar in einem Schwellenland geht.

Die Weko mit Präsident Vincent Martenet und Direktor Rafael Corazza legte am Dienstag zwar dar, dass sie gegen Sonderregelungen für bestimmte Branchen sei, aber der Kurs geht doch dahin, dass Kartellgesetz und Weko viel Aufmerksamkeit auf vertikale Abreden, etwa Vertriebsnetze privater Firmen, lenken. Das tönt nach Wettbewerbsaufsicht, kann aber rasch in eine unüberblickbare Reglementierung eines grossen Teils der privaten Wirtschaft ausarten. Oft wird ausgeblendet, dass vertikale

Abmachungen nicht einfach wettbewerbschädlich sind. Nein, sie erlauben es einem Uhren-, Parfüm-, Zahnpasta- oder Autohersteller, die Verkaufskanäle so zu gestalten, wie er es für seine Produkte am sinnvollsten hält. So können neue Modelle entstehen. In welchen Läden, in welcher Umgebung und zu welchen Preisen sollen welche Produkte verkauft werden?

Und im Gesundheitswesen?

Der nächste Fall «von grosser Tragweite» wartet schon am Bundesgericht. Es geht um die im Frühling 2012 durch die Weko erfolgte Verurteilung des Autoherstellers BMW zu einer Busse von 157 Millionen Franken. Grund sind die Vertriebsregeln von BMW, die es den Händlern im EU/EWR-Raum verboten hatten, Autos an Schweizer Kunden zu verkaufen; Schweizer Interessenten stiessen also in Deutschland auf geschlossene Türen. Wenn das Bundesgericht diesen Kurs bestätigt, bringt das die Weko erst recht auf einen Weg, auf dem sie Vertriebskanäle beäugt und wenig Zeit hat für die Aufsicht in Gebieten, in denen wirklich wenig Wettbewerb herrscht, etwa im Gesundheitssektor, im öffentlichen Verkehr, in der Bildung.

Alles in allem muss man also sagen: Lieber eine Hochpreisinsel, die Ausdruck des Schweizer Wohlstandes und einer gewissen Freigiebigkeit ist, als eine Wettbewerbspolitik, die tausend Preisbekämpfungsmassnahmen ergreift und dabei den Wettbewerbsmangel im öffentlichen Sektor ausser Acht lässt. Der Basler Ökonom Stefan Felder fragte kürzlich in einem Artikel in der Publikation *Die Volkswirtschaft*, wo die Weko im Zusammenhang mit Spitälern eigentlich bleibe. Das Selbstverständnis der Weko in Bezug auf diese Frage ist schwierig zu verstehen, es lautet: Sie könne gar nicht auf dieses Gebiet treten, weil das ja nicht Wettbewerbs-Terrain sei. ○



«Wer neugierig bleibt, kann Neues schaffen.»

Stefan Mächler
Group CIO
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



Zürich zieht an

Das gab zu reden: Im Februar verlegte das erfolgreiche Pariser Mode-Label Vetements seinen Hauptsitz nach Zürich. Warum?

Von *Claudia Schumacher*

Man muss Yvonne Reichmuths Atelier in diesem Hinterhof im Zürcher Kreis vier einen Moment lang suchen. Dann: ein klappriges Holztür, darauf unerwartet das Logo ihres Design-Labels Yvy – und runter die Treppen; ähnlich wie am Ende des Kaninchenlochs von «Alice im Wunderland» tut sich im Keller-Atelier der 31-jährigen Schweizerin eine neue, kleine Welt auf. Es riecht wohligh nach Kaffee und Leder, zwei Assistentinnen sind am Werken, während Reichmuth der Journalistin ihre Corsagen, Gürtel, Ketten, Handtaschen und den Handschmuck aus Leder zeigt – sexy Accessoires, die Stars wie Katy Perry oder Lady Gaga tragen. «Als ich vor ein paar Monaten innerhalb der Szene gehört habe, dass Vetements nach Zürich kommen, habe ich es nicht geglaubt», sagt die langhaarige Brünnette, «aber jetzt haben sie tatsächlich ihr neues Hauptquartier in der Binz bezogen – und ich finde es grossartig, welche Aufmerksamkeit Zürich dadurch als Modestadt erhält.»

Gvasalias Traum

«Why Zurich?», fragte das Modemagazin *Vogue*, nachdem auch in Pressekreisen bekannt geworden war, dass das Pariser Prêt-à-porter-Label seinen Hauptsitz nach Zürich verlegt. Ausgerechnet Vetements, das rebellische Design-Kollektiv, gegründet von zwei deutschen Brüdern mit georgischen Wurzeln. Demna Gvasalia, 36, Mastermind von Vetements, ist gleichzeitig Chefdesigner beim spanischen Modeunternehmen Balenciaga. Was will so einer in Zürich? Gegenüber der *Sonntagszeitung* schwärmte er von der «Jungfräulichkeit» der Schweiz, wohingegen Paris mit seinem Prunk die Kreativität töte. Die steuerlichen Vorteile seien bei dem Umzug nach Zürich sekundär gewesen. Sein Bruder Guram, CEO von Vetements, hat bereits Grosses mit der Schweizer Kreativhauptstadt vor: «Mein Ziel ist, Zürich auf die Weltkarte als Fashion-City zu setzen.» Es sei sein Traum, dass man die Schweiz künftig mit Mode verbindet.

«Paris, Mailand, London, New York: Das sind die grossen Modestädte. Was in Zürich passiert, läuft hingegen immer ein wenig unter dem Hauptradar ab», sagt der aus Uster stammende Modedesigner Julian Zigerli, 32, in seinem Atelier in Zürich Altstetten. «Akris ist eigentlich das einzige grössere Modehaus in der Schweiz, das man international kennt.» Grosse Player gibt es wenige – dafür aber eine spannende Avantgarde, die in den letzten Jah-



Spannende Avantgarde: Mode von Julian Zigerli.

ren zunehmend international auf sich aufmerksam gemacht hat. «Cool kids», wie Yannick Aellen, Gründer der Mode Suisse, sie nennt. Zu den jungen Wilden zählen für ihn neben Julian Zigerli und Yvonne Reichmuth auch Newcomer wie Julia Seemann oder, schweizweit betrachtet, Wuethrichfuerst aus Basel. «Das Brodelnde, die subkulturelle Inspiration, für die auch Vetements steht, ist in Zürich präsent», findet Aellen, der mit der

«Produkte aus der Schweiz erwecken weltweit Vertrauen», sagt Designerin Reichmuth.

halbjährlich stattfindenden Leistungsschau Mode Suisse seit 2012 die wichtigste Plattform für Mode in der Schweiz organisiert und auch international als Showproduzent und Modeexperte tätig ist. Aber was zeichnet Zürich als Modestandort aus? Und wodurch ist die Stadt – trotz der ordentlichen Mietpreise für Ateliers – bei jungen Designern so beliebt?

«Ich spiele schon auch immer wieder mit dem Gedanken, woanders hinzuziehen», sagt Yvonne Reichmuth. «Los Angeles würde mich

zum Beispiel reizen, auch, weil meine Arbeit bei Hollywoodstars gut ankommt. Und im näheren Umkreis ist Berlin natürlich ebenfalls attraktiv für junges Modedesign. Aber bisher hat Zürich, wenn ich so abwäge, am Ende der Rechnung immer noch das grösste Plus bei mir.» Das liegt vor allem am Gütesiegel Swiss made: «Produkte aus der Schweiz erwecken weltweit Vertrauen. Da wissen die Leute einfach: Das ist gut gemacht.» Und für modebegeisterte Menschen aus New York habe Fashion aus Zürich auch einen anziehenden, exotischen Reiz.

Hier fällt man noch auf

«Ein wichtiger Punkt bei der Standortwahl ist für mich aber auch das Rohmaterial, das ich beziehe», führt Reichmuth weiter aus. «Da ich mit Leder arbeite und Italien hier nach wie vor das beste Material liefert, sitze ich in Zürich strategisch günstig und kann im Fall auch einmal unkompliziert runterfahren.» Dass Zürich für junge Designer in den letzten Jahren interessanter geworden ist, sieht sie auch an ihrer eigenen Biografie: «Als ich angefangen habe, gab es in Zürich keine Designer, von denen ich das Lederhandwerk hätte lernen kön-



Yvonne Reichmuth präsentiert eigene Accessoires.



Bekleidung des gefeierten Labels Vetements.

nen. Heute biete ich meinen Praktikantinnen eine Ausbildung.»

Auch für Julian Zigerli, der seine Ausbildungszeit in Berlin verbrachte, bietet Zürich neben dem Gütesiegel Swiss made weitere Standortvorteile: «In Zürich kann man noch auffallen», sagt der Modemacher in seinem farbenfrohen Atelier. «Städte wie Berlin wer-

den von Designern geradezu überlaufen.» Auch sei in Zürich die Gefahr kleiner, sich völlig im Partykosmos zu verlieren. «Man kommt hier schon noch zum Arbeiten», sagt er mit einem Lächeln.

Die Szene ist erfreut

Ausserdem sei Zürich international als Kreativstadt bekannt, zwar bislang «eher für Produktdesign, Architektur, Grafik», dennoch könnten Modedesigner von diesem Ruf profitieren. Jedenfalls passt das Image der Stadt zu Zigerlis Arbeit, der seine Mode als «technisch» versteht und bei dem Print-Motive und auch grafische Elemente eine grosse Rolle spielen. Momentan kann man seine Kleidung, die auch von Stars wie Joe und Nick Jonas getragen wird, oberhalb von En Soie in der Zürcher Strehlgasse in einem eigenen Laden kaufen.

Julia Seemann, deren flippige, dennoch tragbare Kreationen bereits an Rihanna gesehen wurden, nannte gegenüber der *Vogue* noch einen weiteren Grund für den Standort Zürich: «Da Zürich eine ziemlich kleine Stadt ist, treffen sich Kreative aus verschiedenen Bereichen immer wieder an denselben Orten.» Daraus ergäbe sich eine fruchtbare Zusammenarbeit. «Für mich als Modedesignerin ist dieser interdisziplinäre Austausch sehr inspirierend.» So kommt es auch tatsächlich vor, dass die Kollektionen von Seemann oder Zigerli in Zusammenarbeit mit Schweizer Künstlern entstehen. Und natürlich ist auch das ein Punkt: In Zeiten von Social Media wird es immer unwichtiger, wo man als Kreativer seine Zelte aufschlägt. Wichtiger ist, dass Hollywoodstars auf der Fotoplattform Instagram Fotos von sich in der Kleidung eines Designers teilen, als dass dieser in Los Angeles wohnt.

«Zürich als Modestadt ist wohl vergleichbar mit Städten wie Kopenhagen oder Stockholm, auch wenn die lokale Modeszene dort wirtschaftlich und politisch stärker gefördert wird», so Mode-Suisse-Gründer Aellen. Ausserdem fühle man sich sehr mit Wien verbunden, dessen Modeszene in ihrer «Independence-Struktur» mit Zürich vergleichbar sei.

Wenn in der Zukunft auch einmal Vetements auf der Mode Suisse eine neue Kollektion zeigen würde, fände er das «natürlich grossartig». Der Zuzug von Vetements freue die ganze Zürcher Szene, man sei neugierig auf die Gvasalia-Brüder, die sich bisher allerdings noch nicht gross gezeigt hätten. Wird Aellen demnächst selber einmal in der Binz anklopfen? «Ich finde es immer schön, wenn sich solche Begegnungen natürlich ergeben. Wir haben viele gemeinsame Berührungspunkte, und Zürich ist klein. Da wird sich früher oder später etwas ergeben», so Aellen. ○

Trends

«Subtile Erotik»

Hans Schreiber, Kreativdirektor von Forster Rohner, erklärt den Stickerei-Boom.



Vintage-Effekt: Schreiber.

Im Moment sind wir sehr gut ausgelastet. Die Nachfrage ist merklich gestiegen», sagt Hans Schreiber, Kreativdirektor des Stickerei-Unternehmens Forster Rohner. Ob Gucci, Valentino, oder Dior: Sie alle wollten in ihren Sommerkollektionen

2017 nicht auf die bestickten Qualitätsstoffe aus St. Gallen verzichten. Nun ist Forster Rohner von jeher gefragt in der Haute Couture, hinzu kommt aktuell aber, dass Stickerei und Spitze einen regelrechten Boom erleben.

Was ausserhalb der Braut- und Luxusmode lange als altmodisch galt, lebt nun wieder auf: Sticken ist das neue Stricken. Das zeigt sich etwa auf Handarbeitswebseiten im Internet, in bestickten Slogan-Shirts und Stickwerken junger Aktivisten und Künstler sowie in den Massen an bestickten Blusen oder Spitzenkleidchen bei Zalando. Woran liegt das?

Verträumte Optik

«Handarbeiten erleben seit einiger Zeit ein Revival bei der jungen Generation», sagt Schreiber. «Mit Blick auf die Mode aber vielleicht noch wichtiger ist der Trend hin zu einer neuen Züchtigkeit.» Hochgeschlossene Blusen oder lange Kleider mit Stickerei oder Spitze sind zu einer beliebten Alternative für sexy Minis und Dekolletés geworden. «Es handelt sich hierbei auch um eine raffinierte Form der Verführung. Gerade in der Damenmode kann man momentan wohl sagen: Die erotische Komponente ist subtiler geworden, das Offensichtliche wurde abgelöst», so Schreiber. «Transparente, durchschimmernde Elemente aus Stickerei bedecken den Körper, den man zuvor vielleicht einfach ganz ausgestellt hätte.» Dabei sei der Vintage-Effekt wichtig: «Gerade für die jungen Leute wird Stickerei in der Mode besonders interessant, wenn das Traditionelle dabei erkennbar bleibt. Man muss das Handwerkliche sehen können. Produkte mit Seele sind gefragt», so Schreiber. Für die Sommerkollektion von Forster Rohner liess sich Schreiber daher von einer Stick-Technik aus den 50er-Jahren inspirieren, um Blumenmustern eine «nicht ganz präzise, verträumte Qualität» zu verleihen. *Claudia Schumacher*

Entziehungskur unter Narkose

Das Spital Interlaken bietet einen neuen Drogenentzug unter Narkose an. Hundert Süchtige haben sich der Behandlung bereits unterzogen, obwohl wissenschaftliche Belege für die Wirksamkeit fehlen. Der Erfinder verdient dabei gutes Geld. Die Verantwortlichen nehmen Stellung. *Von Alex Reichmuth*



Hoffnung für hoffnungslose Fälle: Suchtbehandlung unter Narkose.



4400 Franken pro Patient: Erfinder Waismann.

Wie befreit man Menschen, die schwer heroïnabhängig sind, von ihrer Sucht? Am Spital Interlaken hat man angeblich eine Lösung gefunden: mit einem beschleunigten Entzug unter Narkose. Seit 2012 werden dort Schwerstsüchtige mittels ANR (Accelerated Neuroregulation, beschleunigte Regulierung des Nervensystems) behandelt. Die Heilversuche haben bereits zu einem starken Echo in den Medien geführt. Fast alle grossen Zeitungen der Schweiz haben über ANR berichtet – meist wohlwollend.

Die Methode geht auf den israelischen Arzt André Waismann zurück. Ziel ist es, die Endorphinbalance des Körpers wiederherzustellen, die wegen des Konsums von Heroïn, Methadon oder Morphin aus der Balance geraten ist. Während der Narkose würden die Opiatrezeptoren der Patienten reguliert, sagen die Promotoren von ANR. Damit schwinde ihr Verlangen nach den Drogen, was die Voraussetzung für ein suchtfreies Leben sei.

Allerdings gibt es keine wissenschaftlichen Beweise, dass ANR tatsächlich funktioniert. Eine angestrebte Studie unter Leitung des Inselspitals Bern ist nicht zustande gekommen – auch darum nicht, weil sich der Schweizerische Nationalfonds nicht an den Kosten beteiligen wollte. Ungeachtet dessen gehen die ANR-Behandlungen weiter – stets begleitet von Erfinder André Waismann, der zwar keine medizinische Akkreditierung für die Schweiz besitzt, aber als Berater 4000 Euro

pro Patient erhält. Kürzlich wurde in Interlaken der hundertste ANR-Patient behandelt. Geht da alles mit rechten Dingen zu und her? «Ja», sagt Andreas von Burg, Präsident des Fördervereins ANR Schweiz.

Herr von Burg, warum engagieren Sie sich für ANR?

Ich war früher selber viele Jahre lang drogenabhängig. Weil meine Sucht und mein Ausstieg die Öffentlichkeit viel gekostet haben, möchte ich der Gesellschaft etwas zurückgeben. Als ich erstmals von ANR hörte, war ich sehr misstrauisch. Ich informierte mich dann genauer. Überzeugt hat mich vor allem, dass Suchtpatienten, die sich der Behandlung unterzogen hatten, mir sagten, ihr «Reissen» nach Drogen sei völlig weg. ANR ist sicher kein Wundermittel, stellt aber für viele Abhängige eine Chance dar. Darum engagiere ich mich ehrenamtlich.

Sind Sie mit den bisherigen Resultaten zufrieden?

Ja. Fünfzig bis sechzig Prozent der Behandlungen waren erfolgreich.

Was heisst erfolgreich?

Es bedeutet, nach einem Jahr noch immer drogenfrei zu sein. Die Mehrheit der Patienten sind langjährige Schwerstsüchtige, die kaum mehr eine Chance hatten, jemals von Drogen oder Ersatzsubstanzen wie Methadon wegzukommen. Aber gerade diese «hoffnungslosen Fälle» schaffen den Ausstieg mit ANR fast immer. Ich kenne

kein anderes derart erfolgreiches Opiat-entwöhnungsprogramm.

Die ANR-Patienten müssen die Behandlungskosten von 17300 Franken selber tragen. Dadurch sind sie weit motivierter als Teilnehmer anderer Entwöhnungsprogramme, die unentgeltlich sind. Da sind Vergleiche doch unzulässig.

ANR-Behandlungen werden zwar bis heute nicht von der Krankenkasse übernommen. Aber unser Verein unterstützt Süchtige, die das Geld nicht selber zusammenbekommen. Die Mehrheit der Patienten zahlt darum effektiv wenig bis gar nichts selber.

Dennoch gibt es keinen wissenschaftlichen Beleg, dass ANR funktioniert, obwohl deren Erfinder André Waismann die Methode weltweit schon 18000 Mal durchgeführt haben will. Wo klemmt es?

Ich kann nur für ANR Schweiz sprechen. Unser Verein strebt ganz klar die Durchführung einer Studie an, um den Erfolg der Methode wissenschaftlich zu untersuchen.

Zu einer ANR-Studie unter wissenschaftlicher Leitung des Inselspitals Bern ist es nicht gekommen – auch darum nicht, weil der Schweizerische Nationalfonds eine finanzielle Beteiligung ablehnte. Gutachter hatten gegenüber dem Nationalfonds Vorbehalte angemeldet, was ANR anging, insbesondere wegen möglicher schwerer Komplikationen.

Diese Haltung der Gutachter kann ich nicht nachvollziehen. Wir hatten bei hundert

Patienten bisher nur einen einzigen Fall einer schweren Komplikation. Es handelte sich dabei um eine Lungenentzündung, die der Patient aber unbeschadet überstanden hat. Alle anderen Nebenwirkungen wie Durchfall, Erbrechen, Schwäche sind absolut normal bei einem Entzug in so kurzer Zeit.

Dann liegen die Gutachter also falsch?

Beeinflusst haben könnte sie, dass es in den neunziger Jahren Versuche mit Opiatsentzug unter Narkose gab, bei denen es zu Todesfällen gekommen ist. Aber jene Versuche haben nichts mit ANR zu tun.

Warum nicht?

ANR unterscheidet sich wesentlich davon. Als Nichtmediziner bin ich aber zu wenig kompetent, um die Unterschiede fachlich korrekt zu erklären.

Haben Sie konkrete Pläne, die angestrebte Studie doch noch zu realisieren?

Ja. Wir suchen derzeit einen wissenschaftlichen Leiter. Und wir brauchen zahlungskräftige Sponsoren, da die Studie viel kosten wird. Patricia Manndorff, die die ANR-Behandlungen am Spital Interlaken als Chefarztin leitet, führt entsprechende Gespräche.

Die Süchtigen, die sich der ANR-Behandlung unterziehen, begleichen die Rechnung für die Kosten nicht etwa dem Spital Interlaken, sondern ANR Schweiz. Der Verein gilt dann die Forderungen der verschiedenen Leistungserbringer ab. Das ist ein seltsames Vorgehen.

In der Tat läuft die Finanzierung über den Verein ANR Schweiz und die dazu gehörende GmbH. Das Spital Interlaken stellt nur die Infrastruktur und das Pflegepersonal zur Verfügung. Wir bezahlen alle Dienstleister, unter anderem die Ärzte. Würde das Spital die Behandlungen an-

bieten, kämen kommerzielle Interessen ins Spiel. Wir aber arbeiten gemeinnützig. Insgesamt haben wir über 300 000 Franken an Spendengelder aufgewendet, um ANR-Patienten zu unterstützen.

Wer sind die Spender?

Es sind medizinische Institutionen und Privatpersonen, die von ANR überzeugt sind.



«Kaum Komplikationen»: Förderer von Burg.

André Waismann als Erfinder von ANR ist bei allen Behandlungen in Interlaken als Berater dabei. Obwohl er in der Schweiz nicht als Arzt akkreditiert ist, kassiert er pro Patient 4000 Euro, also etwa 4400 Franken – fast gleich viel, wie das Spital bekommt. Warum?

Waismann hat ANR entwickelt. Seine Präsenz motiviert die Patienten sehr. Und am Spital schätzt man seine grosse Erfahrung. Frau Manndorff hat mir bestätigt, dass alles korrekt abläuft. Es ist legitim, den Rat eines

Experten beizuziehen. Aber wir hinterfragen Waismanns Rolle schon. Aufgrund Ihrer Recherche hat der Verein beschlossen, die Abgeltungen im Rahmen von ANR extern beurteilen zu lassen. Wir müssen mit Waismann diskutieren, ob er weiterhin 4400 Franken pro Behandlung bekommt.

Überraschenderweise ist Waismann der Meinung, es brauche keine wissenschaftliche Studie, um die Wirksamkeit von ANR zu belegen. Das sagte er in der Sendung «Puls» von SRF.

Ich teile seine Meinung nicht. Wir vom Verein ANR Schweiz streben ganz klar eine Studie an.

Waismann befürchtet doch, dass die Ergebnisse einer Studie sein Geschäftsmodell durchkreuzen könnten. Immerhin hat er in der Schweiz schon mehrere hunderttausend Franken verdient.

Diese Unterstellung weise ich zurück. Wir haben zu Beginn der ANR-Behandlungen in der Schweiz festgelegt, dass Waismann nur für die ersten 200 Behandlungen honorarberechtigt ist – unabhängig davon, ob es eine Studie gibt oder nicht.

Auf Anfrage schreibt Patricia Manndorff, die als Chefarztin für die ANR-Behandlungen am Spital Interlaken zuständig ist, André Waismann als Erfinder der Methode stehe dem Team im Spital bei Bedarf «lediglich beratend» zur Verfügung. «Die Ärzte und das Pflegefachpersonal [...] sind kompetent und erfahren und können sowohl die Therapie als auch jede allfällig auftretende Komplikation eigenständig durchführen bzw. behandeln.» Waismann selbst stellt gegenüber der *Weltwoche* in Abrede, als Berater des Spitals zu wirken: «Ich bin dort, um mit dem lokalen Team über meine und ihre Sichtweisen zu diskutieren.» ○

**Luftig-gluschtiges
Dessertvergnügen
vom Hof.**

Bäuerin Rosi Näf-Niederer ist eine von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Für den zarten Caramel-Geschmack ihrer Meringue-Schalen hat sie ein eigenes Rezept entwickelt. Das knusprig-feine Schaumgebäck ist im Volg Brunnadern (SG) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg
frisch und fründlich

*Volg. Im Dorf daheim.
In Brunnadern zuhause.*

© swissinfo Bildagentur

Von Rubinbergs Super-Duden

Ist dieser junge Herr im Begriff, eine Art Super-Duden fürs Internet zu entwerfen? Aus der Schweiz heraus schickt sich Eugen von Rubinberg an, den ehrenwerten Beruf des Dolmetschers überflüssig zu machen.

Von Florian Schwab (Text), Daniele Kaehr und Maya Wipf (Bild)

Nein, ein Mann des Kleinkarierten ist Eugen von Rubinberg wahrlich nicht. Mit seinen Unternehmen setzt er von der Schweiz aus an zur Attacke auf die ganz Grossen der Internetwelt. Im Mai wird er die Applikation Drotr auf den Markt bringen. «Wir warten noch auf die Freigabe durch Apple für den Webshop iTunes, dann kann es losgehen.» Drotr ist ein Messenger, also ein Programm zur mobilen Text- und Sprachkommunikation. Am ehesten vergleichbar ist es mit Whatsapp: dem Dienst, den fast eine Milliarde Nutzer heute anstelle von SMS verwenden und der seit einiger Zeit auch Sprachanrufe ermöglicht. Im Jahr 2014 hat Facebook für 19 Milliarden US-Dollar den Whatsapp-Messenger gekauft.

Übersetzung in Echtzeit

Drotr ist der weltweit erste Vertreter seiner Gattung, der Nachrichten in Echtzeit in 104 Sprachen übersetzen kann. «Erstmals können Personen über Sprachgrenzen hinweg bequem kommunizieren», so von Rubinberg. Und zwar sowohl dann, wenn sich das Gegenüber am anderen Ende der Welt befindet, als auch dann, wenn es vis-à-vis von einem sitzt. Weitere Vorteile sieht der Softwareunternehmer bei der Datensicherheit: «Unsere Verschlüsselung wird besser als jene von Whatsapp, und unsere Server befinden sich in der Schweiz.»

Die *Weltwoche* hatte die Gelegenheit, die Entwicklung in den letzten Monaten mitzuverfolgen. Das erste Treffen: im Januar, in einem gut besuchten Zürcher Lokal. Vorführung des Prototyps. Die Meeting-Funktion der Applikation übersetzt das Gespräch vom Deutschen ins Russische, das der Erfinder flüssend spricht. Erstaunlicherweise lässt sich der maschinelle Simultanübersetzer kaum durch die Geräuschkulisse irritieren. Die sprachliche Qualität ist zwar nicht perfekt, aber für von Rubinberg ist das bloss ein Anfangsproblem. «Unsere Software wird laufend verbessert, so dass es in wenigen Jahren keinen menschlichen Dol-



Grosse Pläne: Software-Tüftler von Rubinberg.

metscher mehr braucht.» Das Programm arbeitet – so viel lässt von Rubinberg durchblicken – auf der Basis des Übersetzungsdienstes von Google und sei durch Algorithmen optimiert worden, welche Drotr zu eigenen Zwecken modifiziert habe, so dass es sich etwa durch Hintergrundgeräusche weniger irritieren lasse.

Wer ist der Mann, der Whatsapp herausfordert? Die äussere Erscheinung von Rubinbergs ist eher unauffällig. Sportlicher Körperbau, Typ moderner Jungunternehmer. Eine nicht sehr laute, warme Stimme. Rasch wird klar: Der Mann verfolgt eine klare Vision, die er aber mit

grösstmöglichem Understatement verkauft. Bei den ersten Treffen wirkt er etwas unnahbar, was vielleicht mit seiner teilweise russischen Herkunft in Verbindung steht. Die Vorfahren des Firmengründers stammen aus Deutschland, Russland und den Niederlanden. Mit fünf Jahren zog er mit seinen russisch-deutschen Eltern nach Deutschland und lebte dort fast zwei Jahrzehnte, bevor er 2007 in die Schweiz kam.

Bald schon Blumensträusse

Damals blickte von Rubinberg bereits auf einen erfolgreichen Werdegang als Unternehmer zurück. Zu Beginn der 2000er Jahre hatte er in Deutschland ein Handelsunternehmen für Elektrogüter gegründet, das er sehr gut verkaufen konnte. Das Kapital investierte er danach in deutsche IT- und Industriebeteiligungen. «Im Laufe der Zeit wurde mir bewusst, dass das wirtschaftliche Umfeld in der Schweiz vorteilhafter ist.» Insbesondere die Innovationskraft der hiesigen Wirtschaft zog von Rubinberg an. Also zog er nach Zug, wo seine Firma ihren Sitz hat, und nach Zürich, wo er an bester Innenstadtlage mit seiner Ehefrau wohnt. «Zug und Zürich sind global ausgerichtet, und das ist wichtig, wenn man in der App-Entwicklung erfolgreich sein will.»

Mit 95 Prozent aller Smartphone-Applikationen, erklärt Eugen von Rubinberg, werde kein Geld verdient. Als er einen Proto-

typ von Drotr zu Testzwecken online stellte, wurde dieser ohne jegliche Werbung etliche hunderttausend Male heruntergeladen. Mit der neuen Version 6.0, die im Mai aufgeschaltet wird, will von Rubinberg innerhalb weniger Monate Millionen Downloads generieren.

Und wie will er damit Geld verdienen? «Anders als unsere amerikanischen Mitbewerber möchten wir wenn möglich keine Daten unserer Nutzer verkaufen.» Stattdessen sei geplant, den Messenger schrittweise mit Funktionen zu erweitern. Denkbar sei beispielsweise, dass man mit Drotr nicht nur Nachrichten verschicke,

sondern auch Geschenke. «Der italienische Kavaliere schickt seiner Liebsten in Schweden über Drotr einen echten Blumenstraus mit nur drei Klicks, der am gleichen oder nächsten Tag durch einen lokalen Partner in Stockholm ausgeliefert wird.» Ab Sommer soll es so weit sein.

Teure Programmierer

Sicher ist: Damit solche Modelle funktionieren, braucht Drotr sehr viele Nutzer. Der Unternehmer verfügt über ausgezeichnete Kontakte in vielen Ländern, wo er rasch eine kritische Masse erreichen möchte. Während er die bisherige Entwicklung zu einem grossen Teil selber finanziert hat, ist er bereits jetzt dabei, mit Unterstützung einer Schweizer Grossbank einen Fonds in Liechtenstein aufzulegen, über den professionelle Anleger am Erfolg seiner Apps partizipieren können. Mit dem eingesammelten Kapital will er die weitere Entwicklung und die Vermarktung der Applikationen vorantreiben. Nebst Drotr entwickelt von Rubinbergs Team eine App, die Autodiebstähle verhindern soll, sowie eine Erste-Hilfe-Applikation. Der Messenger scheint nur als Baustein gedacht in

Auch die Innovationskraft der hiesigen Wirtschaft zog von Rubinberg an.

dem Internetkonzern, den sich der Strategie Eugen von Rubinberg zu zimmern anschickt.

Für die technische Seite ist sein Geschäftspartner Alexander Konovalov zuständig, der von Prag aus ein Team von rund sechzig Programmierern in Tschechien und in der Ukraine dirigiert. Die Programmierung werde auch zukünftig in Osteuropa stattfinden müssen, da der Schweizer Markt für Software-Ingenieure komplett leergefegt sei, so von Rubinberg. Für einen Programmierer mit den benötigten Qualifikationen müsse man in Zürich 20 000 Franken pro Monat kalkulieren, was für ein Start-up-Unternehmen kaum zu bewerkstelligen sei.

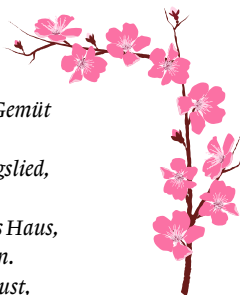
So spektakulär sich die Pläne des Investors anhören, so verlockend könnte ihre Botschaft für die Schweiz sein: Gelingt der Coup, braucht es kein Silicon Valley für den weltweiten Erfolg mit digitalen Erfindungen. ○

Frühlingsbotschaft

Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.
Kling hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen spriessen.
Wenn du eine Rose schaust,

Sag ich lass sie grüssen

Heinrich Heine (1797–1856)



Sozialstaat

Brüsseler Kostenfalle

Laut Gesetz muss die Schweiz Familienzulagen, die ins Ausland gehen, dem dortigen Preisniveau anpassen. Die Verträge mit der EU verbieten das aber.

Letzte Woche berichtete die *Weltwoche*, dass die Schweiz jährlich rund 420 Millionen Franken an Familienzulagen für Kinder überweist, die in einem Land der EU wohnen. Vor fünf Jahren war der Betrag um etwa hundert Millionen Franken geringer. Diese Einschätzung stammt vom Bundesamt für Sozialversicherungen. Genaue Zahlen kennt aber niemand.

Der hauptsächliche Kostentreiber ist die gestiegene Zahl von zum Teil kinderreichen Grenzgängern und Kurzaufenthaltern. Beim Anrecht auf Kinder- und Ausbildungszulagen sind Arbeitnehmer aus der Schweiz und aus der EU gleichgestellt. Sie erhalten mindestens 200 Franken pro Kind unter sechzehn Jahren und mindestens 250 Franken pro Jugendlichen zwischen sechzehn und 25 Jahren, der eine Ausbildung absolviert. Das entsprechende Bundesgesetz, das schweizweit Mindestsätze festschrieb, wurde 2006 gegen den Widerstand von FDP, SVP und von Wirtschaftsverbänden in einer Volksabstimmung mit fast 70 Prozent Ja-Stimmen angenommen.

Für den Zuger SVP-Nationalrat Thomas Aeschi ist es «nicht nachvollziehbar», dass das Kind eines in Bulgarien wohnhaften Grenzgängers dieselben Leistungen erhält wie ein Kind in der teuren Schweiz. Nicht umsonst, so Aeschi, habe der Gesetzgeber im Bundesgesetz über die Familienzulagen eine Anpassung an die Kaufkraft vorgesehen. Ohne eine solche würden die Arbeitsanreize völlig verzerrt, weil Ausländer einen Kaufkraft-Bonus bekommen.

Nur: Anders als es das Gesetz verlangt, darf die Schweiz im Fall von Ausländern aus der EU die Familienzulagen gar nicht senken, weil das Personenfreizügigkeitsabkommen Vorrang hat. Mit diesem hat sich die Schweiz verpflichtet, die Richtlinien der EU über grenzüberschreitende Sozialleistungen einzuhalten. Wörtlich steht dort geschrieben, Sozialleistungen dürfen «nicht aufgrund der Tatsache gekürzt, geändert, zum Ruhen gebracht, entzogen oder beschlagnahmt werden», dass «der Berechtigte oder seine Familienangehörigen

in einem anderen als dem Mitgliedstaat wohnt bzw. wohnen, in dem der zur Zahlung verpflichtete Träger seinen Sitz hat».

Für Aeschi sind die Hunderten von Millionen, die auf diese Weise ins Ausland abfliessen, ein «weiteres Beispiel für die Konstruktionsfehler des Freizügigkeitsabkommens». Er fordert vom Bundesrat volle Kostentransparenz sowie Verhandlungen mit der EU über diese «unbefriedigende Situation».

Mit einem ähnlichen Ansinnen ist kürzlich kein Geringerer als der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble gescheitert. Unter seiner Federführung hatte sich die deutsche Bundesregierung darauf geeinigt, mit einem

Gesetzesentwurf durchzusetzen, dass die deutschen Kinderzulagen (das sogenannte Kindergeld) gesenkt werden können, wenn Kinder im Ausland leben. Doch die EU-Kommission blockte das Vorhaben mit einem Verweis auf ihre einschlägigen Verordnungen ab. Damit bleibt nun alles beim Alten.

Für den Berner SP-Nationalrat und Unia-Gewerkschafter Corrado Pardini ist die derzeitige Praxis gerechtfertigt. Zum einen sei sie im Freizügigkeitsabkommen mit der EU vorgesehen, und zum anderen sei sie auch sachlich gut begründet. So würden

die EU-Staaten dort wohnhaften Schweizern Gegenrecht gewähren. «Zudem möchte ich nicht, dass Schweizern die Familienzulagen gekürzt werden, wenn deren Kinder in einem Nachbarland einen Sprachaufenthalt oder eine Ausbildung absolvieren.» Pardini warnt davor, bei dem Thema eine «Neiddebatte» vom Zaun zu brechen. Eine Kaufkraftanpassung der Familienzulagen käme einem «gefährlichen Präzedenzfall für die Sozialversicherungen» gleich, der ähnliche Massnahmen etwa bei der AHV vorspuren könnte. «Davon wären dann viele tausend AHV-Bezüger betroffen, die ihren Lebensabend nicht in der Schweiz verbringen.»

Auch ein solches Vorhaben würde derzeit wohl an der Personenfreizügigkeit scheitern. Florian Schwab



SP-Nationalrat Pardini.

Pardini warnt davor, eine «Neiddebatte» vom Zaun zu brechen.



Und welche Rolle spielten die Eltern?

Mord in der Luxusvilla

Ein junger Kunsthändler aus gutem Hause lebt sein Leben als eine einzige Party – bis er im Drogenrausch ausrastet und in der elterlichen Villa einen Freund tötet. Ein tragischer Fall von Wohlstandsverwahrlosung. Von Michael Baumann und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)

Deutschland hat die Fussballweltmeisterschaft gewonnen, Conchita Wurst den European Song Contest. Man schreibt das Jahr 2014. Weihnachten ist schon durch, die Geschenke sind ausgepackt, die Stadt Zürich zeigt sich aber immer noch festlich geschmückt. Alles glitzert und leuchtet, hin und wieder fällt etwas Schnee. Ein 29-jähriger Mann, der in der familieneigenen Kunstgalerie an der Bahnhofstrasse arbeitet, geniesst die Zeit zwischen den Feiertagen und hängt mit Freundinnen und Freunden in Bars und Klubs herum. Man feiert rauschende Feste in der Stadtwohnung, das Leben und vor allem sich selber, als gäbe es kein Morgen mehr.

Geld als Nebensache

Fast zwei Meter gross, schlank, gut und teuer gekleidet, mit dunkelblonden, schulterlangen Haaren, ist der gebürtige Deutsche ein Frauen-

liebling schlechthin. Wohlbehütet wächst er mit seiner Schwester zwischen Kunstwerken von Chagall, Warhol und Miró auf. Er gilt als anständig, zuvorkommend, charmant, auch im Umgang mit Frauen. So wird er von Freunden beschrieben. Geld spielte in seiner Welt, welche die meisten nur vom Hörensagen kennen, nie eine grosse Rolle, es war einfach immer schon da und kam von den Eltern. An einem einzigen Abend gibt die Gruppe rund um den jungen Mann schon einmal mehr als 10 000 Franken aus.

Das soll bereits in früheren Jahren so gewesen sein, als er das Freie Gymnasium in Zürich besuchte. Schon damals wurden nicht nur alkoholische Getränke, sondern wurde auch Cannabis konsumiert. Von etwa 2010 an kam Kokain hinzu, ab 2011 noch Ketamin, ein rezeptpflichtiges Medikament – der Rausch war stets verfügbar. Das ist in dieser Szene nichts Ungewöhnliches.

Die Stimulanzien sind nichts anderes als der Zuckerguss auf dem sorgenfreien Leben des jungen Mannes, die Taktgeber für seinen ganz persönlichen Soundtrack. Monat für Monat soll er sehr viel Geld für Drogen ausgegeben haben. Das Leben als eine einzige Party.

Tanz der Trolle

In angeheiterter Stimmung und in angeschlagenem Zustand zieht der Galeristensohn auch in der Nacht auf den 30. Dezember 2014 wieder durch die Gassen von Zürich. Am Schluss ist er nur noch in Begleitung eines 23 Jahre alten Freundes, eines schweizerisch-britischen Doppelbürgers, den er vom Regent's College in London her kennt, wo er studiert hat. Gegen Ende der durchgefeierten Nacht lässt sich das Duo mit einem Taxi vom festlich beleuchteten Bellevue zur elterlichen Villa des Galeristensohns in Küsnacht an der Zürcher Goldküste

bringen. Der Rest der Familie befindet sich zu diesem Zeitpunkt in den Bündner Bergen in den Skiferien. Immerhin fährt er unter Drogen- einfluss in dieser Nacht nicht selber mit seinem Porsche Cayenne GTS, was früher auch schon geschehen ist. Auf dem Weg wundert sich der Taxifahrer über das merkwürdige Verhalten und über Äusserungen des 29-Jährigen.

In seinem Schlafzimmer im Elternhaus nehmen die beiden Freunde Schlaftabletten und noch mehr Drogen zu sich, darunter wieder Ketamin, das, wie Kokain auch, nasal konsumiert werden kann. Später tanzen die beiden Männer wie zwei durchgeknallte Trolle zu lauter schwedischer Volksmusik durch das Wohnzimmer, in dem etliche Kunstwerke stehen und hängen, durch die Küche auch, wie Nachbarn später berichten. Ganz plötzlich muss alles aus dem Ruder gelaufen sein: Denn am frühen Morgen des 30. Dezember geht bei der Notrufzentrale der Polizei gegen sieben Uhr ein Anruf ein. Der junge Kunsthändler meldet eine schwerverletzte Person im Haus seiner Eltern. Als die Polizei an Ort und Stelle eintrifft, erwartet sie ein schreckliches Szenario. Die Leiche des 23-jährigen Freundes liegt am Boden, er wurde erwürgt und brutal erschlagen.

Brutaler als im Film

Untersuchungen am Tatort ergeben ein grauenhaftes Bild. Kaum ein Horrorfilmregisseur hätte sich diese Geschichte ausdenken können. Die Details werden in der Anklageschrift aufgelistet: Das Opfer wurde mit mehreren Faustschlägen am Kopf getroffen, nicht ganz klar ist, ob auch Scherben eines zerbrochenen Glastisches im Spiel waren. Mit einem sechs Kilogramm schweren und 1,2 Meter hohen Kerzenständer aus dem Wohnzimmer des Galeristenehepaars wurden dem 23-Jährigen weitere Schläge gegen den Kopf und den Oberkörper verpasst. Auch andere Kunstgegenstände, etwa eine goldene, knapp zwei Kilogramm schwere Skulptur und eine antike Dekorationsfigur von einem halben Kilogramm Gewicht dienten als Waffen und wurden gegen den Kopf des Freundes geschlagen. Schliesslich rammte der Täter seinem körperlich ohnehin unterlegenen Opfer eine Kerze in den Rachen und würgte es bis zum letzten Atemzug.

Es ist das vorläufige Ende eines sorgenfreien und hedonistischen Lebens in der mondänen Kunstszene; ein Leben in Saus und Braus, ohne grosse Verantwortung. Mindestens acht und maximal sechzehn Jahre Gefängnis verlangt die Staatsanwaltschaft für die Tat. Doch warum genau kam es dazu?

Der Täter, der 29-jährige Galerist, muss im Drogenwahn vom Teufel geritten worden sein. Er habe die Wahnvorstellung gehabt, wie er später in der Untersuchung aussagen wird, er selber und das spätere Opfer seien die letzten verbliebenen Geschöpfe auf Erden gewesen. In seinem Freund sah er dann – wobei er in der Aussage nicht eindeutig ist –, einen grü-

nen Alien oder einen Teufel mit roten Augen, der nach seinem Leben trachtete. Unter dem Einfluss des Drogenmixes geriet der Kunsthändler in einen psychotischen Zustand, verbunden mit paranoiden Wahnvorstellungen.

Hexen und Zauberer

Vom verzerrt wahrgenommenen Erscheinungsbild des Freundes verängstigt, glaubt der Täter im Nebel des Drogenrausches die wahre Gestalt des 23-Jährigen zu sehen. Weil er sich von diesem bedroht fühlt, setzt er sich zur Wehr. Eine solche veränderte Sinneswahrnehmung wird hauptsächlich der Droge Ketamin zugeschrieben, die als sehr gefährlich gilt. Schon vom ersten Konsum an und in geringen Dosen geschnupft, kann es zu Funktionsstörungen im Gehirn kommen. Dabei kann sich für den Konsumierenden die Umwelt auflösen und in Bruchstücke zerfallen, oder er glaubt, sich vom eigenen Körper zu lösen und in eine Parallelwelt einzutreten. Was genau davon beim Täter der Fall gewesen ist und wie genau sich die Tat abgespielt hat, bleibt im Dunkeln.

Auch wenn der junge Galerist als gutmütig bezeichnet wird – der brutale Ausraster mit Todesfolge zwischen Weihnachten und Neujahr 2014 war nicht seine erste Auffälligkeit. Die Anzeichen dafür, wozu er sich im Zusammenhang mit Drogenkonsum verwandeln konnte, waren längst da. Die Tat hatte sich wie eine tickende Zeitbombe geradezu angekündigt. Bereits vier Jahre früher, im Februar 2011, war der junge Mann auf einem Wahntrip nach dem Konsum von Ketamin auf seinen Vater losgegangen und hatte ihn mit einem Spazierstock bedroht und attackiert. Der Vater musste aus seinem eigenen Haus zu Nachbarn fliehen. Der Sohn gab damals an, in seinen Angehörigen Hexen und Zauberer gesehen zu haben.

Als Folge dieses Vorfalls wurde er wegen der Gefahr von Selbst- und Fremdgefährdung in die Psychiatrische Universitätsklinik in Zürich eingewiesen. Im Zuge der ambulanten Nachbehandlung, die bis Januar 2012 dauerte, warnen ihn die Ärzte ausdrücklich vor neuerlichem Ketaminkonsum und wiesen auf die erhöhte Gefahr einer Psychose hin. Gleichwohl liess es sich der Kunsthändler nicht nehmen, schon während der Behandlung abermals zur Droge zu greifen, wobei sich prompt paranoide Schübe und Verfolgungsideen einstellten.

Ende Juli 2014 ereignete sich der nächste dramatische Vorfall: Auf Ibiza, wo die Stimmung im Sommer unter den jungen Leuten stets enthemmt ist, soll er unter dem Einfluss von Kokain und Ketamin in Tötungsabsicht versucht haben, seine Freundin und damalige Verlobte aus einem Taxi zu bugsieren, das mit 80 km/h unterwegs war. Bei diesem Aufenthalt auf der balearischen Insel muss er den Drogen reichlich zugesprochen und fast permanent unter deren Einfluss gestanden haben. Schon kurz vor der Taxifahrt hatte er an einer Party die anderen Gäs-

te als Geister gesehen. Einmal hatte er das Gefühl, seine Freundin wolle ihn auf den Balkon locken und in die Tiefe stossen, ein andermal glaubte er, dass sie ihn in einer Disco verdursten lassen wolle. Vorgeworfen wird dem Mann auch, im Oktober 2014 seine Freundin auf einem Ausflug nach England in einem Londoner Luxushotel vergewaltigt und sexuell genötigt zu haben.

Frage der Schuldfähigkeit

Für die Richter stellt sich in erster Linie die Frage, ob der heute 32-jährige Galerist, der seit dem 30. Dezember 2014 inhaftiert ist, den Tod seines Freundes vorsätzlich, eventualvorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführt hat oder ob er völlig schuldunfähig war. Entscheidend ist dabei, wie seine Schuldfähigkeit wegen des exzessiven Drogenkonsums beurteilt wird. Sollte sich der Sohn aus gutem Hause mit Absicht in einen Drogenrausch mit Wahrnehmungsveränderung und damit in den Zustand der Schuldunfähigkeit gebracht haben, spricht man von «*actio libera in causa*».

Die Verhandlung fand in der letzten Märzwoche am Bezirksgericht Meilen statt, wobei sich der Angeklagte, der von drei Anwälten vertreten wird, wortkarg gab und sich kaum zur Haupttat äusserte, die er aber grundsätzlich zugibt. Die Sexualdelikte und den Tötungsversuch gegenüber seiner damaligen Freundin bestreitet er hingegen gänzlich.

Das Urteil wird für Ende Juni erwartet. Wie auch immer das Bezirksgericht entscheiden wird, man kommt um die Frage nicht herum, wie es so weit hatte kommen können. Hätte sich die Tat verhindern lassen? Welche Rolle spielten die Eltern? Diese Tragödie erlaubt auf jeden Fall wieder einmal einen der seltenen Blicke in die sinnentleerte Welt der *rich kids* unserer Gesellschaft – es ist ein Blick auf die Schattenseiten der Zürcher Goldküste. ○

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch





Es begann als Lebenskrise: George Soros.

Das Moral-Imperium des Milliardärs

Der Streit um George Soros in Osteuropa eskaliert. Während Ungarns Präsident Orbán versucht, seine Aktivitäten zu unterbinden, geht die Bevölkerung für den US-Milliardär auf die Strasse. Europas Regierungen fürchten den Einfluss des Börsengurus. Zu Recht: Er will die Gesellschaft umbauen. *Von Boris Kálnoky*

In den achtziger Jahren suchte ein amerikanischer Spekulant ungarisch-jüdischer Herkunft in den Ländern des Ostblocks diskret nach Ansätzen, um den Kommunismus von innen zu sprengen. Ausserhalb der Welt der Hochfinanz kannte ihn damals kaum jemand. Heute ist sein Name allgegenwärtig: George Soros, geboren 1930, mit 25 Milliarden Dollar Privatvermögen einer der reichsten Männer der Welt.

Bekannt ist er vor allem für die Projekte, in die er Riesensummen seines Vermögens investiert. Er will die Welt verändern, träumt von einer globalen, «offenen Gesellschaft» – ein anderer Begriff für «liberale Demokratie».

«Staatsmann ohne Staat» nennt er sich selbst. In den Staaten, die er ändern will, sehen ihn die jeweiligen Regierungen als Umstürzler, der ihnen an den Kragen will. Gegenwärtig

beherrscht er wieder die Schlagzeilen, weil die ungarische Regierung unter Ministerpräsident Viktor Orbán seine in Budapest angesiedelte Central European University und viele zivilgesellschaftliche Organisationen, die er unterstützt, mit eigens auf sie gemünzten Gesetzen schikaniert, was Demonstrationen und einen Aufschrei der Empörung in aller Welt ausgelöst hat. Wer sich mit Soros anlegt, riskiert mittlerweile grossen politischen Ärger auf der internationalen Bühne. So weit hat er es gebracht.

Spürsinn des Spekulanten

Es begann 1979, wie er sagt, als Lebenskrise. Er hatte mit gewagten Wetten an den internationalen Finanzmärkten über die Jahre ein Vermögen von (damals) rund 100 Millionen Dollar angesammelt. Es war ein intensives Leben,

es frass ihn auf. «Schmerzvoll», sagt er, wenn man ihn in Interviews fragt, wie es sich denn anfühle, als grosser Spieler an den Börsen täglich alles zu riskieren. Ausgebrannt sei er gewesen, sagt er, und habe sich die Frage gestellt: «Wofür das alles?» Da begannen sich im Ostblock erste Vorboten zivilen Widerstands gegen die Diktatur zu regen.

Mit dem Spürsinn, der ihn auch als Spekulanten reich gemacht hat, witterte er, dass sich hinter dem Eisernen Vorhang etwas Grundlegendes zu verändern begann – in der Region, die die Heimat seiner Kindheit gewesen war. Er reiste nach Warschau, nach Prag und nach Budapest. Er traf Reformen und Dissidenten, Intellektuelle und Gewerkschafter. Er beschloss, die polnische Solidarnosc-Bewegung, die Bürgerrechtsbewegung Charta 77 in der Tschechoslowakei und russische Dissidenten

wie Andrei Sacharow finanziell zu unterstützen.

Er war nicht der einzige Westler, der im Osten einen tiefgreifenden Umbruch erahnte. Aber wie er darüber dachte und, vor allem, wie er handelte, das war etwas Besonderes und war geprägt durch seine Kindheitserfahrungen und seine Studienjahre.

Er hatte den Holocaust in Ungarn überlebt, den Umständen entsprechend glimpflich. Sein Vater Tivadar hatte 1936 angesichts des wachsenden Antisemitismus in Ungarn den ursprünglichen, jüdisch klingenden Familiennamen «Schwartz» in «Soros» ändern lassen. Als die Nazis kamen, brachte er seinen Sohn unter falschem Namen bei einem Funktionär des Landwirtschaftsministeriums unter. Diesen begleitete Soros als dessen «Enkelsohn» einmal, als es darum ging, den Landbesitz einer enteigneten jüdischen Familie zu inventarisieren.

Sein Vater half derweil vielen Juden zu überleben, indem er ihnen gefälschte Dokumente verschaffte. Gratis oder billig für jene, die arm oder in unmittelbarer Gefahr waren. Von den Reichen hingegen nahm er so viel Geld, wie sie zu geben bereit waren.

Regeln durchschauen, notfalls missachten

Die wichtigste Erfahrung für den jungen George Soros war aber, dass sein Vater das System durchschaut hatte und es austrickste. «Ich lernte, dass es Zeiten gibt, wo es tödlich sein kann, sich an die Regeln zu halten», sagt er immer wieder in Interviews. Er nennt das Jahr der Nazibesatzung in Ungarn paradoxerweise «das glücklichste Jahr meines Lebens [...]». Natürlich ist man umgeben von Leid, aber man ist vierzehn Jahre alt und vertraut darauf,



Schikanöse Gesetze: Viktor Orbán.

dass es einen selbst nicht berühren wird, und vertraut dem Vater – das war eine glücklich machende Erfahrung.» Regeln durchschauen und notfalls missachten. Das war eine Lehre fürs Leben.

Die zweite Lehre war, dass es ein böses System war, das sich auf ethnischer Grundlage Feinde suchte, um sich selbst zu erhalten. Und dass solche Systeme stärker sein können als freie Gesellschaften. Er begann darüber nachzudenken, wie man für Freiheit kämpfen kann, denn sie schien ihm ein schwächliches Gebilde.

Er fand ein Wort für das, was ihm vorschwebte, als er 1947 nach England auswanderte und an der London School of Economics studierte, unter anderem beim Philosophen Karl Popper. Dessen 1945 erschienenen Buch

Soros' Lösung ist es, in Menschen zu investieren, die Einfluss ausüben.

«Die offene Gesellschaft und ihre Feinde» wurde für ihn zur Offenbarung. Popper beschrieb darin die westliche liberale Demokratie als «offene Gesellschaft». Nazismus, Faschismus, Kommunismus und andere kollektivistische Systeme hingegen waren für ihn unfreie «geschlossene Gesellschaften». Die «offene Gesellschaft», geprägt von kritischem Denken und individueller Freiheit, sah er als einzige Hoffnung der Menschheit, als einziges reformfähiges System, das Veränderung ohne Gewalt ermöglichte.

Es ist, als hätte sich ihm da etwas in seiner Studentenzeit eingeprägt und sich dann kaum noch bewegt: Soros' Weltbild orientiert sich seit jener Zeit an Popper. Seine eigene Version des Denkmodells ist pessimistisch, aber kämpferisch. Liberale Demokratie sei «leichter zu zerstören, als aufzubauen», sagt er. Es erfordere permanentes Ringen, sie zu erschaffen und zu bewahren.

Vorerst aber galt es, nach dem Studienabschluss 1954 sich eine Existenz zu schaffen. Er verkaufte Souvenirs, schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch. Irgendwann schrieb er verschiedene Banken an mit der Bitte um einen Job. Er bekam eine Chance bei Singer & Friedlander, vielleicht weil der Direktor dort auch aus Ungarn stammte. Danach ging er in die USA, zum Unternehmen des Vaters eines Kollegen, F. M. Mayer. Ab 1959 arbeitete er als Analyst für europäische Aktien bei Wertheim & Co. Und so ging es weiter, bis er 1969 seinen ersten Hedge-Fund startete, den «Doppeladler» (Double Eagle Fund), mit 4 Millionen Dollar von Investoren und 250 000 Dollar aus der eigenen Tasche. 1973 gründete er den Soros Fund, dem er später den neuen Namen Quantum Fund gab. Dabei ist es bis heute geblieben.

80 Prozent seiner Zeit verbringt Soros aber heute nach eigenen Angaben nicht mehr damit, Geld zu verdienen, sondern Geld zu verschenken. Seit 1979 ist es sein Engagement für die Vision einer «offenen Gesellschaft», die seinem Leben Sinn gibt. Eine Mission, die fast etwas Missionarisches hat: überzeugen, auf Menschen einwirken, Einfluss nehmen von innen heraus, denn wenn man sich auf Wahlergebnisse allein verlassen würde, würden machthungerrige «Demagogen einen der grundlegendsten Instinkte der Menschen manipulieren: das Bedürfnis, zu einer Gemeinschaft zu gehören», sagt er in Interviews. Soros vertraut Wählern nur begrenzt. Sie sind in seinem Weltbild «mobilisierbar, um Freiheiten abzuschaffen».

Als Beispiel dafür, wie Politiker Gesellschaften manipulieren können, nannte er in einem Gespräch mit dem TV-Journalisten Charlie Rose 1994 den einstigen serbischen Diktator Slobodan Milosevic: Jugoslawien habe sich auf einem vielversprechenden Reformweg befunden, bis Milosevic gekommen sei und mit nationalistischer Stimmungsmache die Serben um sich geschart habe.

Soros' Lösung ist es, in Menschen zu investieren, die Einfluss ausüben. 1979 in Polen suchte er – und sucht bis heute in aller Welt – «gezielt nach Menschen, die sofort verstehen, denen man den Gedanken der <offenen Gesellschaft> nicht erklären muss». Solche Persön-

Pensionierung:

Wichtiges bespricht man mit dem Experten.



Vermögens
Zentrum

www.vermoegenszentrum.ch



Aufschrei der Empörung: Demonstration vor der Central European University, Budapest.

lichkeiten, Aktivisten und Intellektuelle «machen die ganze Arbeit, ich gebe nur das Geld».

Viel Geld. Seine «Open Society»-Stiftungen haben allein seit 1993 11 Milliarden Dollar an unzählige Initiativen und Nichtregierungsorganisationen gespendet, vor allem in den Ländern des früheren Ostblocks.

Für die einen ist er ein Visionär und Weltverbesserer, für andere der Teufel in Person. Gegenwärtig sieht ihn so ziemlich jede Regierung im Osten Europas als Gefahr für ihre Macht.

Unterstützung für Dissidenten

Das ist wohl auch so. Er sieht die Länder Ostmitteleuropas «in Gefahr, wieder geschlossene Gesellschaften zu werden, in denen der Staat die Gesellschaft dominiert und eine Partei den Staat dominiert». Dagegen will er ankämpfen. Aktivisten und Bürgerinitiativen, die (auch) von Soros unterstützt werden, machen den Führungen in Ländern wie Rumänien, Ungarn, Mazedonien oder Serbien das Leben schwer, indem sie pausenlos gegen Dinge wie Korruption, Amtsmissbrauch und Wahlmanipulation demonstrieren.

Soros hat bewiesen, dass er Einfluss nehmen kann. Das Ende des Kommunismus hatte auch mit seiner Unterstützung für diverse Dissidenten und Reformer zu tun. Der Sturz des serbischen Diktators Milosevic wurde von Demokratieaktivisten eingeleitet, die von Soros gefördert wurden. Die diversen «farbigen Revolutionen» in ex-sowjetischen Ländern wie der Ukraine, Weissrussland oder Georgien gingen von der Zivilgesellschaft aus, die oft von Soros unterstützt wurde.

Es funktioniert oft über kleine Dinge. Ein klassisches Beispiel ist der Sturz des serbischen Präsidenten Milosevic. Genau wie einst in den kommunistischen Ländern hatte Soros den chronischen Devisenmangel des Systems genutzt, um scheinbar naiv-harmlose Initiativen zu fördern. Verlockend für das Regime: Geld kam ins Land, und man konnte zeigen, wie tolerant man war.

Soros finanzierte ab 1998 die serbische Studentenbewegung Otpor, die mit Flugzetteln und Graffiti im ganzen Land zeigte, dass man dem Regime offen widersprechen konnte. Soros-Geld ermöglichte es Otpor, im entscheidenden Wahlkampf 2000 rund 60 Tonnen Flugblätter und Plakate drucken zu lassen. Mit Soros-Geld finanzierte Otpor eine Witzkampagne gegen das Regime, auch auf lokalen, oppositionellen TV-Sendern. Es waren



Frühling

*Wie ein Geliebter seines Mädchens Kopf,
den süßen Kopf mit seiner Welt von Glück,
in seine beiden armen Hände nimmt,
so fass ich deinen Frühlingskopf, Natur,
dein überschwänglich holdes Maienhaupt,
in meine armen, schlichten Menschenhände,
und, tieferregt, versink ich stumm in dich,
indes du lächelnd mir ins Auge schaust,
und stammele leis dir das Bekenntnis zu:
Vor so viel Schönheit schweigt mein tiefstes Lied.*

Christian Morgenstern (1871 – 1914)

wichtige Impulse, die den Rückhalt der Regierung in der Bevölkerung schwächten.

«Wo immer in Osteuropa eine Initiative sich für Völkerverständigung, Medienfreiheit oder Hilfe für Behinderte einsetzt, kommt ein Teil ihres Geld wahrscheinlich von George Soros», schrieb die *Los Angeles Times* 2001, und das ist heute so wahr wie damals. Die Gesamtheit dieser zivilgesellschaftlichen Aktivitäten trägt dazu bei, ein universalistisches Weltbild zu formen, das sich mit national gesinntem Konservatismus schlecht verträgt.

In mehr entwickelten mitteleuropäischen Ländern wie Polen oder Ungarn war dieses Engagement lange politisch unumstritten. Es wurde einhellig gelobt, wie auch Soros' subversive Wühlarbeit gegen den Kommunismus oder gegen Milosevic.

Aber die Zeiten ändern sich. Soros' Vision einer globalen, transnationalen, offenen und liberalen Gesellschaft ist vielerorts in Mitteleuropa zum Sinnbild geworden für ein undemokratisches Elitenprojekt zum Vorteil westlicher multinationaler Konzerne und zum vermeintlichen Nachteil der «einfachen Bürger». Man glaubt gerne, dass Soros sich dafür einsetzt, gegen den Willen der meisten Bürger eine Million Flüchtlinge pro Jahr in Europa aufzunehmen. Und dass er Migration über von ihm geförderte Organisationen an-

Eine politische Schlacht zeichnet sich ab. Soros ist entschlossen, sie auszufechten.

kurbelt, weil er ethnisch homogenen Nationalstaaten die Grundlage entziehen will. Schliesslich sagt er selbst, dass der Bezug auf Begriffe wie «Nation» oder «Volk» ein Merkmal «geschlossener Gesellschaften» ist.

Nation und Nationalstaat sind in der Region aber wieder in Mode; Soros selbst vermerkt es mit grosser Sorge und will etwas dagegen tun. «Starke Männer» wie Putin in Russland, Vucic in Serbien, Orbán in Ungarn predigen den starken Staat, die starke Nation. Und sie verstehen heute, wie effektiv und für sie gefährlich all diese «harmlosen» Bürgerinitiativen auch dank ihrer Medienarbeit sein können. Soros wird daher zur Lieblingszielscheibe der Politiker von Moskau über Warschau bis nach Tirana.

«Folgen für die Sicherheit des Westens»

Eine politische Schlacht zeichnet sich ab. Soros ist entschlossen, sie auszufechten, aus denselben Gründen, aus denen er sich schon in den letzten Jahren des Kommunismus daran machte, das Regime von innen aufzuweichen. Der Osten Europas wandelt sich rapide. «Von der Richtung, in welche diese Transformation geht, hängt die Zukunft Europas ab», sagte er bereits 1994. «Mit erheblichen Folgen für die Sicherheit des Westens.» ○

Meister des Postfaktischen

Von Thilo Sarrazin — Die Strategien von Union und SPD für den kommenden Bundestagswahlkampf beruhen zum grossen Teil auf alternativen Fakten. Die Medien helfen kräftig mit.



Unmittelbar nach Trumps Wahlsieg beklagte Angela Merkel im Bundestag Verzerrungen der politischen Berichterstattung im Internet und schlug vor, hierfür notfalls gesetzliche Regeln zu schaffen. Justizminister Heiko Maas (SPD) liess sich nicht lange bitten und drohte Bussgelder an, wenn Facebook nicht härter gegen Fake News vorgehe. Wie genau es die Kritiker im bevorstehenden Bundestagswahlkampf selbst mit den Fakten nehmen, zeigen folgende Beispiele:

1 — Der Kanzlerkandidat der SPD, Martin Schulz, hat sich in den zehn Wochen seit seiner Kür zu den beiden zentralen Fragen der deutschen Politik, der Zukunft des Euro und der Flüchtlings- und Einwanderungspolitik, noch gar nicht geäussert. Stattdessen spricht er über eine Gerechtigkeitslücke, die sich angeblich in den letzten zehn Jahren aufgetan habe. Sie gehört in die Welt der alternativen Fakten, denn sie ist in den Statistiken nicht zu entdecken. Diese zeigen vielmehr das Gegenteil: sinkende Arbeitslosigkeit, steigende Realeinkommen, keine Zunahme materieller Ungleichheit bei den Einkommen. Angestiegen sind die Vermögenspreise, getrieben durch die leichte Geldpolitik der EZB, die die südlichen Mitgliedsländer vor dem Finanzkollaps bewahren soll. Das begünstigt die Besitzer von Immobilien und Aktien und benachteiligt Vermögensbesitzer. Zu ihnen zählen die kleinen Leute, deren grösstes Vermögen das Sparbuch und die Lebensversicherung sind. Dazu hört man nichts vom Kanzlerkandidaten. Für den Wahlkampf hat er sich eine virtuelle Kampfstätte gebaut, auf der ein Schattenboxen nach seinen Regeln stattfinden und ihm den Wahlsieg bringen soll.

2 — Der frischgebackene Aussenminister Sigmar Gabriel entdeckte bei seinem ersten Griechenlandbesuch alternative Fakten zur griechischen Wirtschafts- und Finanzpolitik und lobte, die eingeleiteten Reformen gingen weiter als seinerzeit die deutschen Arbeitsmarktreformen unter Bundeskanzler Gerhard Schröder. Er übersah, dass in Griechenland der Arbeitsmarkt weiter dysfunktional ist und die Strukturen von Staat und Gesellschaft korrupt und ineffizient bleiben. Es ist gar nicht erkennbar, wie Grie-

chenland überhaupt an jenen Punkt gelangen kann, der für Schröders Reformen die Ausgangslage war.

3 — Parallel zum Lob der griechischen Reformfreude forderte Gabriel von Deutschland höhere Leistungen für den EU-Haushalt, denn Deutschland sei der grösste Nettogewinner der EU. Auch diese Behauptung zählt zu den alternativen Fakten, denn in den Statistiken findet sich dazu keine Bestätigung. Seit vielen Jahren sinkt der Anteil der EU an den deutschen Exporten, und besonders stark fällt der Anteil des Euro-Raums. Der Wachstumsbeitrag der deutschen Export-



Schicksal Afrikas: Kanzlerin Merkel.

wirtschaft verlagert sich immer mehr aus der EU heraus. In der EU genauso wie ausserhalb gibt es wirtschaftlich erfolgreiche und wirtschaftlich erfolglose Länder. Offenbar geht es Gabriel um etwas anderes: Er möchte die EU unauffällig umsteuern in eine Transferunion mit Deutschland als Zahlmeister, denn nur so kann der Euro langfristig gerettet werden. Damit der Wähler das nicht merkt, verbreitet Gabriel (wie die ganze Bundesregierung) alternative Fakten über Deutschland als «Nettogewinner der EU».

4 — Als Meister des Postfaktischen erweist sich Entwicklungshilfeminister Gerd Müller (CSU). Für die schlimme Situation der meisten afrikanischen Länder macht er den «Neokolonialis-

mus» verantwortlich. Man könne nicht Mauern bauen, seine Ressourcen aus Afrika beziehen und sagen: «Ihr müsst draussen bleiben.» Die amtliche Statistik weist den Minister als Fantasten aus: Es kommen nämlich lediglich 1,6 Prozent aller deutschen Importe aus Afrika, und auch nur 1,6 Prozent der Exporte gehen dorthin. Ohne Südafrika und die nordafrikanischen Ölstaaten sind es sogar nur 0,3 Prozent. Afrika ist für den deutschen Aussenhandel praktisch nicht existent, weder als Quelle von Ressourcen noch als Exportmarkt. Das Postfaktische dient dem Entwicklungsminister als Moralkeule, um die Deutschen durch den Appell an ihr schlechtes Gewissen für die künftige Einwanderung aus Afrika gefügig zu machen.

5 — Virtuosen der alternativen Fakten in der deutschen Politik bleibt aber die Bundeskanzlerin. Zum Auftakt des Landtagswahlkampfes in Nordrhein-Westfalen (NRW) benannte sie den Schuldigen für den wachsenden Widerstand gegen ihre Flüchtlingspolitik, nämlich den nordrhein-westfälischen Innenminister Ralf Jäger. Weil die Polizei in der Kölner Silvesternacht 2015 versagt habe, sei die Akzeptanz gegenüber den Flüchtlingen in der Öffentlichkeit gesunken. Darauf muss man erst einmal kommen. Wäre ich Innenminister in NRW, so hätte ich geantwortet: «Liebe Frau Bundeskanzlerin, wie die meisten Deutschen habe ich Ihnen geglaubt, dass alle Flüchtlinge friedlich und nicht krimineller als die Deutschen sind. Darum gab es in Köln auch nicht mehr Polizei als sonst bei deutschen Silvesterfeiern. Sie müssen sich schon entscheiden: Entweder sind die Flüchtlinge wie wir, dann brauchen wir auch nicht mehr Polizei, oder sie sind anders, dann haben wir ein Problem.»

6 — Im Herbst 2015 hatte Angela Merkel unablässig argumentiert, die deutschen Grenzen liessen sich gar nicht schützen. Das war postfaktisch, denn dank dem akribisch recherchierten Buch von Robin Alexander, «Die Getriebenen», wissen wir heute, dass die Bundespolizei sehr wohl für den Grenzschutz bereitstand und diesen auch für möglich hielt, die Bundeskanzlerin und Innenminister Thomas de Maizière aber der Entscheidung auswichen. Auch gegenwärtig hält Merkel an der Behauptung fest, dass ein Schutz vor unerwünschter Einwanderung nicht möglich sei. In einer Rede in Malta sinnierte sie am 31. März, beim Anflug auf Malta habe man bei klarem Wetter Afrika sehen können. Das zeige, dass man sich vom Schicksal Afrikas nicht entkoppeln könne. Wie absurd und wie unhistorisch: Die Grenzen der Schweiz liegen seit dem Mittelalter in Sichtweite von Deutschland, und doch gelang es den Schweizern zu ihrem Glück, sich in zwei Weltkriegen von Deutschland und seinem Schicksal abzukoppeln.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

«Go on, Mr Trump»

Egal, was der amerikanische Präsident tut oder lässt: Für die Medien bleibt er ein rotes Tuch. Doch die meisten Leute haben die Verlogenheit der Journalisten längst durchschaut.

Von Sacha Wigdorovits

Dear Mr President

Ich kann nicht sagen, dass ich Sie besonders mag. Und wenn ich Sie seinerzeit gewählt hätte, dann nur deshalb, weil mir Hillary Clinton noch unsympathischer war.

Aber jetzt versichere ich Sie meiner vollen Unterstützung (*whatever it is worth*). Denn ich bin diese kakofone Hysterie der Medien bei Ihnen in den USA, aber auch bei uns in Europa und vor allem bei mir in der Schweiz satt. Was immer Sie machen: Für die (meisten) Medien ist es falsch!

Dass Sie nach dem menschenverachtenden Giftgasangriff des syrischen Diktators und Massenmörders Baschar al-Assad einen von dessen Luftwaffenstützpunkten mit Marschflugkörpern bombardierten, war gemäss den Medien falsch wegen des «Risikos einer Konfrontation mit den Russen». (Die Einschätzung stammt übrigens von den gleichen Journalisten, die Ihnen bis vor kurzem vorgeworfen haben, Sie hätten ein zu enges Verhältnis zum russischen Präsidenten Wladimir Putin.) Hätten Sie hingegen stillschweigend zugesehen, wie Assads Morden weiterging, so wie es Ihr Vorgänger Barack Obama getan hat, dann hätten diese Medien kritisiert, «dass sich hier Trumps isolationistische Politik zeigt, die dazu führt, dass Amerika seine Rolle in der Welt nicht mehr wahrnehmen will».

Zugegeben – dass Sie diesen ultranationalistisch Ex-Journalisten Stephen Bannon zu Ihrem engsten Berater machten und ihn in Ihren Sicherheitsrat beorderten, fand sogar ich falsch. Aber jetzt ist es zum Beispiel gemäss der *NZZ am Sonntag* auch wieder falsch, dass Sie ihn dort rausgeschmissen haben und stattdessen mehr auf Ihren Schwiegersohn Jared Kushner hören. Auf einen Demokraten, wohlverstanden! Und erst noch auf einen intelligenten jungen Mann mit einem profunden Wissen über den Nahen Osten und mit guten Beziehungen in jener Weltregion, die heute, politisch gesehen, die gefährlichste ist und wo Ihr Vorgänger Obama jämmerlich versagt hat.

Wissen Sie, Mr President, was das wirkliche Problem ist: dass die meisten Journalisten schlicht mit zu vielen Vorurteilen behaftet sind, um klar zu denken oder auch nur genau hinzuschauen, was passiert. Dass sie sich zu sehr nach dem Schulterklopfen ihrer Redaktionskollegen sehnen statt nach der Anerkennung ihrer Leser, User, Zuschauer oder Zuhörer. Und dass sie schlicht keine Ahnung davon haben, was es heisst, zu politisieren.

Diese Journalisten waren wirklich so naiv, anzunehmen, dass Sie Ihre Wahlkampfrhetorik wahr machen würden. Als ob unsere

eigenen Politiker schon je ihre Versprechen eingehalten hätten. So glaubten sie tatsächlich, Sie würden eine Mauer gegen Mexiko bauen. Zum Totlachen. Als ob unser Bundesrat und Parlament je die Absicht gehabt hätten, die vom Volk angenommene Masseneinwanderungsinitiative umzusetzen. Das war quasi unsere «mexikanische Mauer». Mit dem Unterschied, dass wir sie nicht nur an einer, sondern an allen vier Grenzen unseres Landes errichten wollten (was also noch absurder war).



Und diese so allwissenden Journalisten haben auch keine Ahnung, wie man in Verhandlungen gehen muss, wenn man Erfolg haben will. Deshalb kommen sie jetzt aus dem Staunen nicht mehr heraus, dass Sie mit Ihrem chinesischen Amtskollegen Xi Jinping offenbar ein gutes Wochenende auf Ihrem Privatsitz in Florida verbrachten (mir würde es dort übrigens auch gefallen). Dies, nachdem Sie China wegen seiner eigenen protektionistischen Wirtschaftspolitik massiv kritisiert hatten.

Dabei gehören markige Worte im Vorfeld doch zum Standardrepertoire jedes Verhandlungsführers. Ausser vielleicht zu jenem des Bundesrates: Der kuscht immer schon und zeigt sich kompromissbereit, bevor die Gespräche überhaupt begonnen haben. Deshalb ziehen wir bei internationalen Verhandlungen ja auch stets den Kürzeren.

Damit wäre ich wieder beim Anfang. Was immer Sie tun, Mr President, für die meisten Medien hierzulande wie bei Ihnen in *the United States of America* werden Sie ein rotes Tuch bleiben. Machen Sie sich nichts daraus: Den Leuten ist dies eh egal. Sie haben dieses Spiel und diese scheinheilige Verlogenheit der Journalisten längst durchschaut, und ich bin sicher, wenn man eine Umfrage machen würde, dann wäre das Resultat, dass neun von zehn Lesern die hysterischen Storys über Sie gar nicht mehr lesen oder anschauen. Geschweige denn, dass sie sie glauben.

Also: *Go on, Mr President, just do your job. Good luck and God bless America!*



Sacha Wigdorovits war USA-Korrespondent der *Sonntagszeitung*, stellvertretender Chefredaktor der *Luzerner Neuesten Nachrichten* und Chefredaktor des *Blicks* sowie Mitgründer der Gratiszeitung *20 Minuten*. Heute ist er Inhaber und Geschäftsführer der Kommunikationsagentur Contract Media AG.



Trumps Woche

«Damit muss Schluss sein»

Bannon vs. Kushner. Chinesische Gedichte im «Mar-a-Lago». Gorsuch als Oberrichter gewählt.

Bald wird Präsident Trump hundert Tage im Amt sein. An Bord der Air Force One sagte er zu Journalisten: «Ich denke, dies waren die erfolgreichsten dreizehn Wochen in der Geschichte des Präsidentenamtes.»

«**Klärt das**» — Trump forderte einen Waffenstillstand zwischen seinen beiden Topberatern, Schwiegersohn Jared Kushner und Chefstrategie Stephen Bannon. Deren Auseinandersetzung wird als Konflikt zwischen «Globalisten» und «Nationalisten» gedeutet. Laut CNN soll der Oberbefehlshaber am Donnerstag den beiden Streithähnen erklärt haben: «Damit muss Schluss sein. Klärt das.»

Das Treffen fand am Freitag unter den Augen von Stabschef Reince Priebus im Weissen Haus statt.

In der letzten Woche wurde Bannon aus dem Nationalen Sicherheitsrat abgezogen. Kushner, dessen politischer Einfluss immer stärker wird, unternahm derweil auf Einladung des Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs, Joseph Dunford, einen Kurztrip in den Irak zu einem Truppenbesuch.

«**Weiss, reich und schön**» — Trump empfing den chinesischen Staatspräsidenten Xi Jinping zu zweitägigen Besprechungen in seiner Winterresidenz «Mar-a-Lago» in Florida. Laut der *New York Times* speisten die beiden Männer «bei Kerzenschein, sprachen über schwierige Themen wie Handel und Nordkorea und gingen unter Palmen spazieren».

Trumps Enkelkinder, Arabella und Joseph Kushner, trugen chinesische Gedichte und Lieder vor. Ivanka Trump wurde von chinesischen staatlichen Medien als «baifumei» beschrieben – «weiss, reich und schön».

Laut der *Financial Times* soll Präsident Xi Jinping eine Aufhebung des seit dreizehn Jahren bestehenden Embargos auf US-Fleisch in Aussicht gestellt haben. China will mehr ame-

rikanischen Weizen und andere Agrarprodukte kaufen, und amerikanische Investoren sollen mehr Kapital in chinesische Versicherungen und Finanzunternehmen investieren können.

«**Dreck an den Händen**» — In Washington wurde Neil Gorsuch, Trumps Kandidat für den Supreme Court, mit 54 gegen 45 Stimmen vom Senat bestätigt. Trump, der bei der Verteidigung des konservativen Richters im Rosengarten des Weissen Hauses zugegen war, dankte dem Mehrheitsführer im Senat, Mitch McConnell, dafür, «dieses Ergebnis ermöglicht» zu haben. Neben allen acht obersten Richtern war auch Maureen Scalia anwesend, die Witwe von Antonin Scalia, dessen Nachfolger Gorsuch nun ist.

Der frühere demokratische Mehrheitsführer Tom Daschle kritisierte die Opposition für ihre Obstruktionspolitik im Senat: «Die

«**Ich denke, dies waren die erfolgreichsten 13 Wochen in der Geschichte des Präsidentenamtes.**»

Demokraten haben viel mehr Dreck an den Händen als die Republikaner, was die Erosion der institutionellen Grundlagen des Senats angeht... Die Demokraten mögen diese Verschlechterung beklagen. Aber ich denke, viele Dinge lassen sich nicht wegerklären.»

Präsident Trump bekräftigte seinerseits, dass Richter Gorsuch «wahrhaft grossartig» sein werde, und stellte abschliessend fest: «Ich habe das in den ersten hundert Tagen geschafft. Sagt jemand, das sei ein Kinderspiel?»



Unter Palmen: Trump, Xi in Florida.

Brief aus Stockholm

Trauer und Wut

Von Katerina Janouch — Wie weiter mit diesem Terror?

Jede Sekunde des 7. April 2017 wird mir bis an mein Lebensende deutlich in Erinnerung bleiben. Mein Ex rief vom Stadtzentrum aus an. Eine Stunde zuvor war ich selbst in Drottningatan gewesen, wir wohnen in der Nähe.

Seine Stimme, erstaunlich ruhig: «Jemand fährt mit einem Laster in eine Menschenmenge.» Das Blut gefror mir in den Adern.

«Nein! Nicht hier!», rief ich. Mein Herz klopfte wild. Ich hörte Sirenen. Helikopter.

An diesem Freitag war der Terror nach Stockholm gekommen, in Gestalt eines 39-jährigen Usbeken, eines Vaters von vier Kindern, der sich dem radikalen Islam zugewandt hatte. Vier Menschen waren sofort getötet worden, darunter ein elfjähriges Mädchen auf dem Heimweg von der Schule. Fünfzehn Verwundete.

180 Sekunden Panik, 570 Meter, auf denen sich ein Lastwagen in eine Mordwaffe verwandelt hatte. Schreie, Menschen, die um ihr Leben liefen, die Strasse bedeckt mit dem Blut unschuldiger Passanten, Glassplitter, Blumenerde... Stockholm ist eine kleine Stadt. Jeder kennt jemanden, der betroffen war. Die Reaktionen: zuerst Schock. Dann Schmerz. Und dann die Wut. Die Verbitterung. Und Fragen. Warum hat uns die Polizei nicht beschützt? Der Terrorist war illegal in Schweden. Sein Asylantrag war schon 2016 abgelehnt worden. Trotzdem konnte er sich im Land aufhalten und am Ende diese monströse Tat verüben. Die Sicherheitspolizei (Säpo) hatte ihn auf dem Radar. Dennoch konnte er frei herumlaufen und seine Sympathien für den IS zeigen. Er konnte seinen Anschlag in aller Ruhe vorbereiten.

Dank wachsamer Bürger wurde er rasch gefasst. Aber die Stadt steht noch immer unter Schock. «Schweden, wer hätte das gedacht?», sagte Donald Trump und wurde von der ganzen Welt dafür verlacht. Ich muss darauf zurückkommen, mit Trauer und Wut im Herzen.

Nein, man kann eine Stadt nicht komplett vor Terror schützen. Aber Politiker tragen eine grosse Verantwortung, wenn sich die Welt in Aufruhr befindet. Die schwedische Regierung hat unsere Sicherheit riskiert, denn sie hat es nicht geschafft, Personen, die eine Gefahr für unsere offene, demokratische Gesellschaft sind, konsequent auszuweisen. Viele von uns haben davor gewarnt, dass so etwas passieren könnte. Unsere Warnungen wurden in den Wind geschlagen. Nun werden wir unter Schmerzen aufwachen müssen. Kann es in Schweden bitte wieder friedlich zugehen? Damit wir von Allah zu Abba zurückkehren können.

Katerina Janouch ist Journalistin und Schriftstellerin. Sie lebt im Stockholm.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Die Jugend jubelt: Brigitte und Emmanuel Macron.



Senkblei für François: Penelope Fillon.

Frankreichs erste Damen

Die Französin gilt als Europas Superfrau. Wen erstaunt es da, dass sich die Journale lieber um die Ehefrauen kümmern als um die Kandidaten fürs Präsidium? Sie verkörpern Aufstieg und Absturz, Erfolg und Tragödie. Was steckt hinter Frankreichs unersättlicher Faszination für seine *premières dames*? Von Urs Gehriger

Zum Glück gibt es Cécilia, Carla, Valérie. Wie haben sie Frankreichs Polit-Alltag aufgefrischt. Und erst die präsidentialen Mätressen Anne, Julie et cetera! Frankreich ist besessen von seinen Promifrauen. Kiloweise türmt sich die Regenbogenpresse auf den Kioskauslagen. Wer sein Privatleben nicht freiwillig öffnet, dem lauern Paparazzi auf, die ihre Beute erbarmungslos jagen, bis sie sie in flagranti erlegen – oder in den Wahnsinn treiben.

Präsident als sextoller Bock

Aktuell sind es Brigitte und Penelope, die den Wahlkampf befeuern. Auf sehr unterschiedliche Weise freilich. Penelope Fillon, schweigsam und den Tränen nah, ist zum Senkblei für ihren François geworden, der lange Frankreichs nächster Präsident schien. Ganz anders Brigitte Macron. Der Liebling der Medien

lächelt ihren borniert-elitären Emmanuel in den Himmel und verjüngt sein Image, ob schon sie seine Mutter sein könnte.

Die beiden verkörpern zwei unterschiedliche Lebensentwürfe. Die Waliserin Penelope lebt nach klassisch-konservativem Muster: Der Mann lenkt, die Frau folgt in blindem Vertrauen, bis sie durch einen Knall erwacht. Im Januar enthüllte die Satirezeitung *Le Canard enchaîné*, dass François Fillon eine halbe Million Euro aus der Staatskasse einstrich, indem er Penelope als seine parlamentarische Assistentin ausgab – eine Tätigkeit, die sie nie ausgeführt hat. Und von der die Bedauernswerte offenbar auch nichts gewusst hat.

Brigitte dagegen gestaltet mit, berät und setzt ihren Gatten ins richtige Licht. Dass sie 24 Jahre älter ist als er, spielt die mehrfache Grossmutter zu seinem Vorteil aus. Mit er-

probtem Schutzzinstinkt wacht sie über seine Intimsphäre.

Einst galt das Privatleben des Präsidenten als tabu. François Mitterrand führte 33 Jahre lang ein Doppelleben mit seiner geheimen Liebe Anne Pingeot, die er in 1218 Briefen vergötterte («Ich liebe Dich mit meinem ganzen Fleisch [...]. Nichts anderes hat je existiert.») und die ihre gemeinsame Tochter Mazarine im Versteckten grosszog. Spätestens seit François Hollande ist der Damm der Diskretion gebrochen. Fotojäger des *Closer*-Magazins verfolgten den Roller-Gigolo bis zur Wohnung seiner Geliebten, der Schauspielerin Julie Gayet, und stellten den Präsidenten bloss als sextollen Bock.

Brigitte Macron weiss um die Fallstricke der Journaille. Sie spielt mit ihr.

Für die Kameras promeniert sie, entblösst bis aufs Badekleid, Arm in Arm mit ihrem

(angezogenen) Emmanuel. Sie zeigt sich in Designerrobe und glitzerndem Schmuck. In einer Mischung aus lässiger Noblesse und solariumgebräuntem Seniorenchic stakst sie auf dünnen Beinchen, die blonde Frisur wie einen Playmobil-Helm montiert, an seiner Seite über rote Teppiche und Podien.

Ist man ganz ehrlich, muss man sagen: Das Paar ist seltsam anzuschauen. Aber die Jugend jubelt. Die Frauen applaudieren. So populär ist Brigitte, dass man sagt, sie könnte im Kampf gegen Marine Le Pen Wunder bewirken. Und auch die Granden der Modewelt sind entzückt. «Brillantissime», schwärmt «Kaiser» Karl Lagerfeld. «Ich verehere Brigitte Macron. Sie hat eine bezaubernde Silhouette.» Er muss es wissen.

Vollendung der Emanzipation

Vor allem aber versteht es Brigitte vorzüglich, ihren Emmanuel als künftigen Staatenlenker zu inszenieren. Vier Mal hat sie für *Paris Match* in wohlproportionierten Dosen ihr Privatleben ausgebreitet. Unter dem Titel «Zu allem bereit» deklamiert «Bibi» die Karrierestationen ihres brillanten «Manu»: Assistenz beim Philosophen Paul Ricœur, Investmentbanker bei Rothschild, Finanzminister. «Alles in seinem Kopf ist am richtigen Platz», schwärmt sie. «Er ist ein Kavalier, eine Persönlichkeit von einem anderen Planeten.» Wer's nicht glaubt, braucht bloss die dargebotenen Bilder aus dem Familienalbum zu bestaunen. Macron als Hundenarr. Als Jetset-Skifahrer. Als liebevoller Stiefgrossvater – mit Brigittes Enkel im Arm.

Biografin Caroline Derrien («Les Macrons») hat recherchiert, wie alles seinen Anfang nahm im Gymnasium «La Providence» in Amiens. Brigitte Auzière, Frau eines angesehenen Bankiers und Mutter dreier Teenager, ist dort Lehrerin. Emmanuel ihr supersmarter Schüler. Sie leitet die Theatergruppe. Er spielt in ihrem Stück die Vogelscheuche. Dies so char-

mant, dass sie hin und weg ist. «Ich wusste sofort, dass ich ihn zum Mann will», sagt sie. Aber er ist erst sechzehn. Macrons Mutter warnt: «Wenn Sie ihn wollen, müssen Sie warten, bis er erwachsen ist.» Nach dem Abschluss zieht Emmanuel zum Studium nach Paris, verspricht zum Abschied: «Ich komme zurück und heirate Sie.» Sie kann nicht warten. Es kommt zum Eklat. Brigitte Auzière verlässt Heim, Mann und Kinder – das jüngste ist noch nicht volljährig.

Das ist Sprengstoff für eine Kandidatur ins höchste Amt. Aber nicht für Emmanuel Macron. Der elitäre Intellektuelle blüht auf an Brigittes Seite. Die Ehe mit der viel älteren Frau verleihe ihm «eine gewisse Glaubwürdigkeit», schreibt die deutsch-französische Autorin Annabelle Hirsch, «weil er damit in seinem Leben umsetzt, was er in seiner Politik verspricht, nämlich, dass es auch anders geht».

Zwischen den beiden habe eine Fusion, eine Art Kernschmelze, stattgefunden, sagt Derrien über die Chemie der Macron-Liebe. Sie hat Dutzende Bekannte des Paares interviewt. Alle sagen das Gleiche: «Sie sind Liebhaber und beste Freunde.» Nie habe er eine andere angeschaut. Es ist fast zu schön, um wahr zu sein. Logisch spriessen die Gerüchte. Ein hartnäckig-

«Die Französinen definieren sich zuallererst als Frauen und erst danach als Mütter.»

ges lautet, er sei schwul und führe ein Doppelleben. Macron pariert unbeeindruckt, indem er als Zeugin für seine eheliche Treue an Gattin Brigitte selbst verweist: «Da sie alles in meinem Leben mit mir teilt, vom Abend bis zum Morgen, fragt sie sich einfach, wie ich körperlich dazu in der Lage sein könnte.»

Brigitte präsentiert sich wie die Vollendung der Frauenemanzipation. Die Krönung einer französischen Erfolgsgeschichte. Die Französinen stiegen für ihre Rechte auf die Barrikaden, während ihre europäischen Schwestern noch lange am heimischen Herd darbtten. Heute gelten sie als Europas Superfrauen. Sie sind beruflich aktiv, sehen umwerfend aus und gebären quasi nebenbei auch noch Kinder. 1,9 im Schnitt. Kontinentaler Fruchtbarkeitsrekord! Wobei viele Mütter es ablehnen, ihren Nachwuchs zu stillen. Lieber greifen sie zur Flasche, als ein Stück ihrer Unabhängigkeit preiszugeben. «Die Französinen definieren sich zuallererst als Frauen und erst danach als Mütter», sagt Feministin Elisabeth Badinter im FAZ-Interview. «Sie wollen gefallen, verführerisch sein, auch wenn sie Mütter sind.» Sie können es sich leisten. Es gibt ein ganzes System von Kinderbetreuungen. 95 Prozent der Vierjährigen besuchen eine Vorschule.

Dennoch schaffen es kaum Französinen in die hohe Politik. Bloss zwei von elf Kandidaten



«Halte dieses Leben nicht mehr aus»: Ehepaar Bruni.



Vom Elysée in die Nervenklinik: Valéry Trierweiler.



Jetset-Leben in Saint-Tropez: Ehepaar Pompidou.



Frühlingsnacht

Übern Garten durch die Lüfte
Hört ich Wandervogel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's schon an zu blüh'n.

Jauchzen möcht ich, möchte weinen,
Ist mir's doch, als könnt's nicht sein!
Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne sagen's,
Und in Träumen rauscht's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's:
Sie ist deine, sie ist dein!

Joseph von Eichendorff (1788–1857)

sind Frauen. Die burschikose Marine Le Pen, die das Präsidium des Front national von ihrem Vater usurpiert hat. Und die Trotzkin Nathalie Arthaud.

Umso grösser ist das Interesse der Öffentlichkeit an den Präsidentengattinnen. Warum, wissen die Götter. Vielleicht aus Sehnsucht nach dem Glamour des gestürzten Königreichs.

«Haus des Unglücks»

Seit jenem denkwürdigen Staatsempfang 1961, als Jacqueline Kennedy im seidenen Givenchy-Kleid zum Staatsdinner in den Versailler Spiegelsaal einschwebte, sehnen sich die Franzosen nach einer First Lady von ähnlichem Glamour. Charles de Gaulles reservierte Gattin «Tante Yvonne» eignete sich schlecht dafür. Ihre Nachfolgerin Claude Pompidou versuchte es mit allen Mitteln. Sie schmiss sich ins Jetset-Leben von Saint-Tropez, befahl einen Tapetenwechsel im Elysée. Statt auf samtene Chaiselongues zwangen sie die Palastgäste fortan auf Polyamid-Polster. Die Presse war nicht beeindruckt und lästerte über «Reine Claude».

Ihren Nachfolgerinnen erging es nicht besser. Egal, was sie taten, die Presse mokierte sich über sie. In seinem vorzüglichen Buch «Premières dames» öffnete Robert Schneider den Blick in die Abgründe des täglichen Leidens im Präsidentenpalast. «Jeder fühlt sich im Elysée zu Hause, ausser uns», erinnert sich Yvonne de Gaulle. Als «Haus des Unglücks» bezeichnete Claude Pompidou den Palast. Und Bernadette Chirac klagte: «Der Präsident ist Witwer. Und ich bin niemand.»

Das Leben der Ehefrauen im Elysée gleicht einer Tortur der Einsamkeit. «Ich halte dieses Leben nicht mehr aus», seufzte Carla Bruni

Das Leben der Ehefrauen im Elysée gleicht einer Tortur der Einsamkeit.

nach vier Jahren im präsidialen Verlies. Wer versuchte, aus dem Korsett auszubrechen und eine eigene Meinung kundzutun, strauchelte umso brutaler. Ex-Journalistin Valéry Trierweiler, Lebensgefährtin von François Hollande, verkündete beim Einzug ins Elysée: «Ihr werdet euch an mich gewöhnen müssen, ich bin keine Marionette.» Die Öffentlichkeit gewöhnte sich nie an sie. Als die Affäre ihres François aufflog, packte sie die Koffer und zog vom Elysée direkt in die Nervenklinik.

All das scheint Brigitte Macron nicht zu beeindrucken. Sie scheint sich ambitiös auf die Rolle als *première dame* vorzubereiten. Sie wolle sich für Behinderte und Autisten einsetzen, weiss Biografin Derrien. Brigitte spüre, dass ihr Moment für die grosse Bühne gekommen sei. «Wenn ich in den Elysée-Palast ziehen soll, dann jetzt», sagt sie. Und schiebt selbstironisch nach: «Später wird mein Gesicht zum Problem.» ○



Schluss mit falschem Multikulturalismus: Präsidentschaftskandidat Fillon.

Wahlen

«Fillon président!»

Auf einer Ferienreise in der Bretagne habe ich eine Wahlveranstaltung für François Fillon besucht. Der gestandene Staatsmann hat Charakter. Er wurde durch den Dreck gezogen – und gibt nicht auf. Er sieht aus wie Frankreichs nächster Präsident. Von Hanspeter Born

Glaubt man den Umfragen, ist alles klar: In der ersten Runde der französischen Präsidentschaftswahlen werden Emmanuel Macron und Marine Le Pen die meisten Stimmen auf sich vereinigen und somit im zweiten Wahlgang das Rennen unter sich ausmachen. Dass Macron dabei gewinnen wird, gilt als Binsenwahrheit. *Tout le monde le sait*, alle wissen es. Ich hingegen nehme an, der nächste Präsident wird François Fillon heissen. Die verwegene Voraussage bedarf der Begründung.

Erinnerungen an Mitterrand und Chirac

Seit meiner Jugend habe ich eine Vorliebe für Frankreich. Als es mich beruflich zum Radio verschlug, drängte ich mich als Reporter für französische Wahlen auf. Ich hielt einmal François Mitterrand das Mikrofon unter die Nase, und Kandidat Jacques Chirac war freundlich genug, seine Antworten zu wiederholen, als er sah, dass mein Tonband nicht lief (ich hatte den falschen Knopf gedrückt). Letztmals berichtete ich 2007 über einen französischen Wahlkampf. Seither bin ich Zaungast. Mein Interesse an der Politik in Frankreich beschränkt sich auf das gelegentliche Sehen der Abendnachrichten der Sender TF1 oder F2. Bescheidene *credentials* für die Abgabe einer Prognose. Der Leser sei gewarnt.

Eigentlich hätte die *affaire* der staatlich bezahlten Beschäftigung oder Nichtbeschäftigung seiner Frau der Kandidatur Fillon den Todesstoss geben sollen. Hat sie aber nicht. Fillon ist weiter der offizielle Kandidat der Gaullisten, die sich heute Republikaner nennen. Die von General Charles de Gaulle ins Leben gerufene Bewegung war immer eine formidable Wahlmaschine und ist es trotz Abnützung immer noch. Unter ihrer Schirmherrschaft gewählte Abgeordnete, Bürgermeister, lokale und regionale *conseillers* wissen, auf welcher Seite ihr Brot gebuttert ist (wie die Engländer sagen). Im zentralistischen Frankreich sind Gemeinden, Departemente und Regionen auf den Geldsegen aus Paris angewiesen. Abgeordnete werden wiedergewählt, wenn sie Subventionen lockermachen können. Dazu brauchen sie die Gunst der jeweiligen Regierung. Politiker, die ein Amt innehaben oder auf ein solches schielen, schliessen hinter dem Präsidentschaftskandidaten ihrer Partei die Reihen. Dies ist ein Grund, wieso zentristische Kandidaten und solche ohne Bindung an die starken sozialistischen und gaullistischen Parteiapparate historisch gescheitert sind. 1965 war Jean Lecanuet der erste solche Zentrist, François Bayrou 2012 der bisher letzte. Den nicht als Sozialist antretenden Emmanuel

Macron, der von sich sagt, er sei weder links noch rechts, könnte man als Zentristen ansehen.

Auf einer Ferienreise in der Bretagne habe ich kürzlich aus Neugier eine Wahlveranstaltung für Fillon besucht. Eine Stunde vor dem Auftritt des Kandidaten ist die Ausstellungshalle in Quimper übervoll. Eine alte Frau an Krücken, die keinen Stuhl findet, wird zu einem leeren Presseplatz geleitet. Ein pensionierter Tierarzt entdeckt einen Kollegen, mit dem er über alte Zeiten plaudert. Eine hübsche Fernsehjournalistin übt ihren Text. Viele der zum Teil per Bus herangekarrten Teilnehmer haben für zwei Euro ein Trikolore-Fähnchen gekauft, das sie frohgemut schwingen. Wann kommt er endlich? «Jeden Moment», verkündet der Mann am Mikrofon, «nur eine kleine Verzögerung.» Stimmen wir doch *une petite Marseillaise* an. Erstaunlich, wie inbrünstig Franzosen ihre Nationalhymne zum hundertsten oder zum tausendsten Mal singen.

Programm für den Mittelstand

Er kommt. «Fillon président, Fillon président!», dröhnt es aus Tausenden Kehlen. Fünf Politiker, die meist bei den Vorwahlen für seine Gegner gestimmt haben, schwören ihm jetzt die Treue. In einer dreiviertelstündigen, wohlgesetzten Rede stellt Fillon sein Pro-

gramm vor: Wachstum durch Liberalisierung des Arbeitsrechts, Verzicht auf die 35-Stunden-Woche, Pensionsalter 65, starker Staat, der für Ruhe und Ordnung sorgt, Kampf dem islamistischen Terror, Abbau des Verwaltungsapparats und der Staatsschulden, Reform des

Natürlich haben seine Anhänger von den Skandalchen gehört, aber sie sind bereit, darüber hinwegzusehen.

Schulwesens, Schluss mit falschem Multikulturalismus. Die Franzosen, sagt Fillon, sollten wieder stolz sein auf ihre Geschichte, ihre kulturellen, wissenschaftlichen und technischen Leistungen. Kurz: ein «vernünftiges» Programm, das beim soliden, mittelständischen Publikum gut ankommt.

Die 3000 Anwesenden werden wählen gehen. Natürlich haben sie von den Skandalchen gehört, die an ihrem Champion kleben, aber sie sind bereit, darüber hinwegzusehen oder deren Breitwalzen als Lynchjustiz der Medien abzutun. Der 63-jährige Fillon ist ein gestandener Staatsmann, der als Premierminister seine Sache nicht schlecht machte. Er hat «Charakter». Man hat ihn durch den Dreck gezogen, und er hat nicht aufgegeben. Er hält durch, *il est résistant, il est têtu*. Er sieht auch aus wie ein Präsident.

Fillons Hauptgegner, der 39-jährige Aufsteiger Macron, der sich als über den Parteien stehender moderner sozialdemokratischer Reformler präsentiert, ist ein Technokrat, ein *énarque* (Absolvent der Kadenschmiede ENA), klug, wendig. Ein Günstling Hollandes – «Er verdankt mir alles», hat der abtretende Präsident gesagt –, doch ist er noch nie in ein Amt gewählt worden. Er hat keine politischen Wurzeln, scheint ein Produkt des Zeitgeists. Zwar fliegt dem vermuteten Sieger jetzt die Unterstützung zu, aber das sozialistische Fussvolk bleibt misstrauisch. Gut die Hälfte des linken Lagers wird für einen deutlich weiter links stehenden Bewerber stimmen – so für den Liebling der Twitter- und Facebook-Generation, Jean-Luc Mélenchon, mit seinem utopistischen Sozialprogramm.

Mélenchon hilft ihm in die Endrunde

Der schlagfertige Mélenchon imponiert am Fernsehen und legt in den Umfragen zu. Aber wie Macron ist er ein Abtrünniger, der die Primärwahlen umgangen hat. Treue Parteisoldaten und rechte Sozialdemokraten werden nicht für ihn stimmen. Unwahrscheinlich, dass er Macron überholt. Er wird dem Favoriten aber genug Stimmen abjagen, um Fillon auf Platz zwei und in die Endrunde gegen Le Pen zu hieven. Und die wird der Gaullist gewinnen. ○



Zeit für neue
Anlagehorizonte.

Wenn Sie das Potenzial Ihrer Anlagen freisetzen wollen.

Nehmen Sie sich Zeit für eine umfassende Beratung: LGT Bank (Schweiz) AG, Telefon 044 250 81 81

LGT. Ihr Partner für Generationen.

In Basel, Bern, Genf, Lugano, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Private
Banking

Franziskus – zum Abschuss freigegeben

Von Christophe Büchi — Die *Weltwoche* drischt auf den Papst ein. Die widersprüchliche und unbestimmte Kritik übersieht: Als erster Papst aus Lateinamerika spricht Franziskus eine Sprache, die sich nicht an westeuropäische Intellektuelle richtet, sondern an die Bewohner der südlichen Hemisphäre.



Objekt einer erbarmungslosen Demontage: Papst Franziskus.

Die Titelgeschichte der *Weltwoche* zu Papst Franziskus («Der Papst räumt ab») darf nicht unwidersprochen bleiben. Achtung: Nicht die Tatsache, dass der Papst kritisiert wird, ist das Problem, sondern die Art der Kritik. Denn hier wird einem kirchlichen Verantwortungsträger noch jenes letzte Quäntchen Respekt verweigert, das wir eigentlich jedem Menschen schulden und ohne das es nicht den Anfang eines Dialogs geben kann.

Das Ärgernis liegt auch nicht darin, dass ein Papst von einem offenbar aufrichtigen Katholiken kritisiert wird. Wer das katholische Biotop auch nur ein bisschen kennt, weiss, dass die Papisten nördlich der Alpen oft nichts lieber tun, als über Rom und den Papst zu lästern: Auch im konservativsten Katholiken in

deutschen Landen schlummert immer auch ein Stück Luther, und im Deutschschweizer Katholiken mottet immer noch ein kleiner Zwingli.

Beginn einer publizistischen Treibjagd?

Man darf den Papst also kritisieren, selbstverständlich. Die Frage ist nur: Wie?

Nun sind die faustdicken Vorwürfe, die dem «Sponti-Hirten» Franziskus in der letzten *Weltwoche* gemacht werden, nicht neu: Wer sich im Internet tummelt, weiss, dass der Papst aus Buenos Aires seit dem ersten Tag seiner Wahl das Objekt einer erbarmungslosen Demontage ist. Neu und besorgniserregend ist dagegen, dass der Versuch, diesem Papst die Legitimation abzuspochen, jetzt nach und

nach die «seriösen» Medien erreicht. Wenn ein bekannter und in der Regel exzellenter Journalist und Autor wie Matthias Matussek in einem bekannten deutschsprachigen Wochenmagazin den Papst derart massregelt, horcht man erschrocken auf. Nach einem solchen Halali wäre es nicht verwunderlich, wenn man in den nächsten Wochen einer wahren publizistischen Treibjagd auf den argentinischen Papst beiwohnen könnte.

Bevor ich aber etwas genauer auf die Franziskus-Philippika meines Kollegen Matussek eingehe, sei eine persönliche Vorbemerkung eingeflochten: Ich habe kein kirchliches Amt oder einen irgendwie gearteten Auftrag, sondern gehöre zum Fussvolk der römisch-katholischen Kirche. Ich gebe hier also meine persönliche Meinung wieder – die Meinung eines alles andere als vorbildlichen und stromlinienförmigen Katholiken, der überdies mit einem eher rebellischen Naturell geschlagen ist und a priori nicht zur Unterwürfigkeit gegenüber Hierarchien neigt.

Blick auf die schwarzen Halbschuhe

Kommen wir nun aber zur Sache. Was wirft Matussek dem Papst eigentlich vor? Es ist – und dies ist das Hinterlistige an dieser Kritik – fast nicht möglich, seine Vorwürfe genau zu benennen. Denn die meisten sind in vagen Andeutungen, ironischen Pirouetten und anonymen Zitaten verpackt, auf die man auch nicht präzise antworten kann. Der Autor scheint mit einer Anzahl von Monsignori gesprochen zu haben, die dem «Sponti-Hirten» zwar gern das Handwerk legen würden, aber ihre Karriere nicht gefährden wollen. Das nennt man Zivilcourage.

Da liest man etwa, die Franziskus-Enzyklopädie «Evangelii Gaudium» werde von «gestandenen Theologen» (welchen?) hinter vorgehaltener Hand (hoppla!) gern als «Gaudi» bezeichnet. Doch sucht man vergebens nach einem konkreten Hinweis, was denn darin so lustig oder so lächerlich sein soll. Nun ist längstens bekannt, dass Franziskus von gewissen deutschen Hardcore-Theologen gern als theologisch unterbelichteter Dorfpfarrer hingestellt wird. Aber was soll man denn auf solchen anonymen Spott antworten – etwa, dass «Evangelii Gaudium» kein Gaudi sei?

Matussek moniert, dass Pop-pope Franziskus instinktsicher den Zeitgeist bediene. So trage er schwarze Halbschuhe und nicht die päpstlichen roten Schuhe, die «in der tradierten For-

mensprache der Kirche das Blut der Märtyrer symbolisieren». Nun ist es jedermann unbenommen, die handgenähten roten Schuhe, wie sie der formbewusste Papst Benedikt XVI. trug, den franziskanischen Latschen vorzuziehen. Aber man sollte akzeptieren, dass der erste Papst der Geschichte, der aus Lateinamerika kommt, nicht in erster Linie den am Niedergang des Abendlands leidenden Ästheten in Westeuropa gefallen will.

Aber auch dort, wo es um Inhalte geht, wird Matussek selten präzise. Da heisst es etwa, dass der populistische Franziskus dem Priestertum der Frauen nicht abgeneigt zu sein scheine. Dabei hat der in vielen Fragen durchaus konservative Oberhirte mehrere Male betont, eine solche Neuerung sei ausgeschlossen.

Aber die wirklich faustdicke Kritik kommt in einem fast beiläufig hingeworfenen Satz, in dem der Autor behauptet, der Pontifex habe eine Agenda, «die zur Auflösung und Zerstörung der *una sancta catholica*» führen könnte. Dies ist nun wahrlich ein schlimmer Vorwurf, der eigentlich nur dann zulässig ist, wenn er mit Argumenten und Beweisen zumindest ansatzweise untermauert wird. Doch nichts davon. Stattdessen fügt der Autor lediglich an, Jesus selbst habe von der Kirche gesagt, dass «selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwinden werden». Nur: In diesem Fall kann die Agenda des Papstes unmöglich zur Zerstörung

der Kirche führen. Dieser Satz enthält also einen Widerspruch, der das logische Prinzip *tertium non datur* verletzt und nicht von einer sehr klaren Denkweise des Autors zeugt.

Letzte Bastion einer untergehenden Welt

Nun muss man ja nicht alles, was Franziskus sagt und macht, unbedingt gut finden oder gleich «Santo subito!» rufen. Wenn der Papst darauf hinweist, dass jeder Mensch mit der

Der Hang, sich in politische Alltagsfragen einzumischen, ist keine Erfindung dieses Papstes.

gleichen Würde ausgestattet ist, ob er reich sei oder arm, ein Topintellektueller oder ein Dorftrötel, am warmen Ofen sitzend oder auf der Flucht, so ist er genau in seiner Rolle als Kündiger der christlichen Frohbotschaft. Eine andere Frage ist freilich, wie diese Botschaft im politischen Alltag umgesetzt werden kann und soll. Ist es klug, wenn der Papst den europäischen Staaten Weisungen gibt, wie die Flüchtlingspolitik auszusehen hat? Sollte er diesen Entscheid nicht der Verantwortung des mündigen Staatsbürgers überlassen? Allerdings ist der Hang der Kirche, sich in politische Alltagsfragen einzumischen, nun wirklich nicht eine Erfindung dieses Papstes.

Fragen werfen auch gewisse Stellungnahmen des Papstes zum islamistischen Terror auf. Wenn Franziskus in einem Kommentar zu einem islamistischen Attentat ausführt, auch Katholiken könnten gewalttätig sein, und dabei auf häusliche Gewalt in Italien hinweist, darf man wohl sagen, dass hier zwei verschiedene Ebenen vermischt werden.

All dies ändert aber nichts daran, dass Bergoglio seit seiner Wahl die christliche Frohbotschaft an die Ränder der Gesellschaft getragen hat, und dafür verdient er Lob und Dank. Als erster Papst aus Lateinamerika spricht er eine Sprache, die sich nicht an westeuropäische Intellektuelle richtet, die am Ungeist der Zeit leiden und in der Kirche die letzte Bastion einer untergehenden Welt sehen, sondern an die Bewohner der Megalopolen der südlichen Hemisphäre. Würde Jesus heute unter uns leben, trüge er ja vermutlich auch nicht handgenähte rote Schuhe aus Novara, sondern vielleicht billige Flip-Flops aus Malaysia. Und wir würden ihn vielleicht deshalb nicht erkennen.



Christophe Büchi war 2001 bis 2014 Westschweiz-Korrespondent der NZZ. Er ist Buchautor, Ghostwriter und Übersetzer. Er lebt in Lausanne und Champéry VS.

HUBLOT

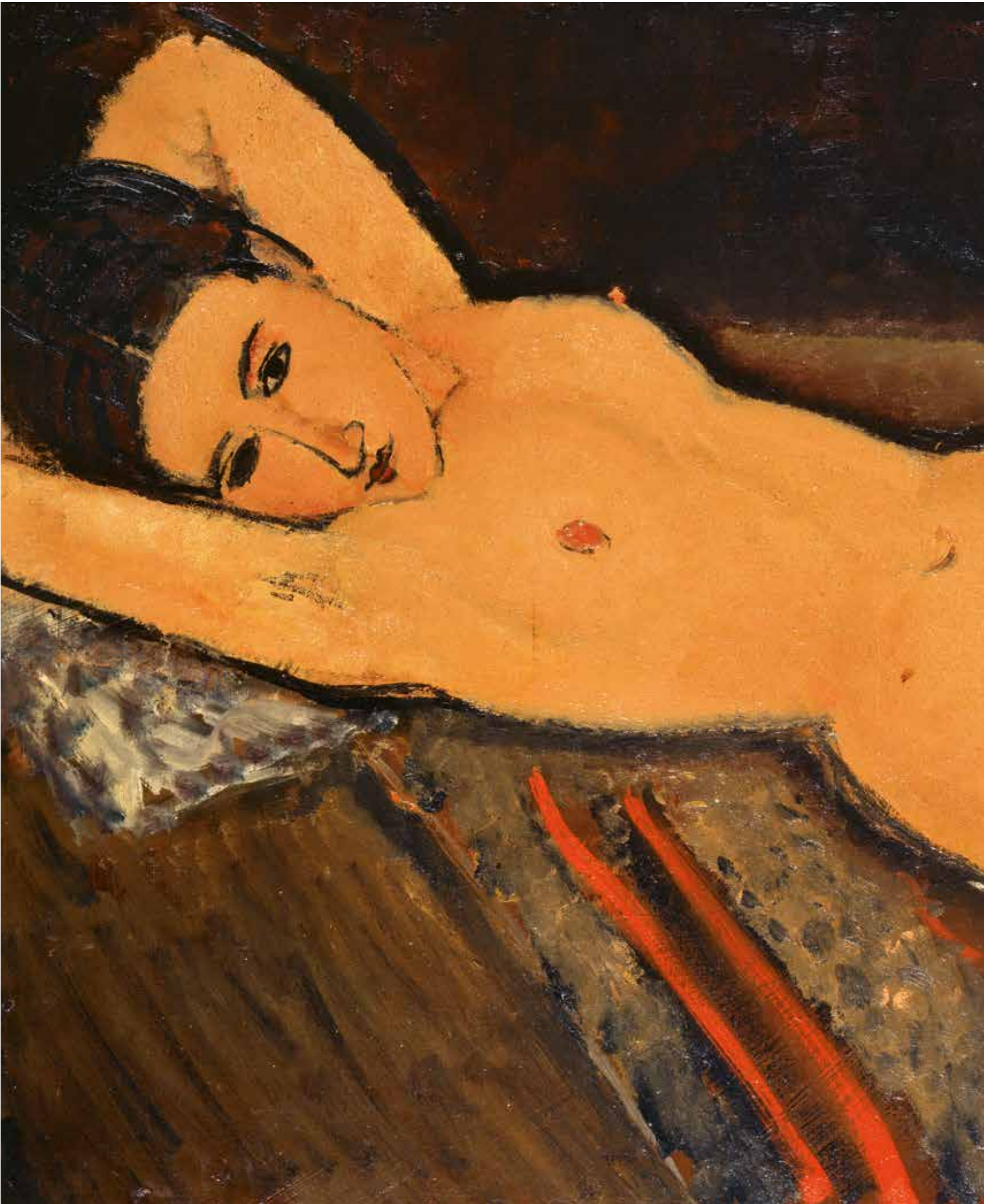


**BIG BANG
ONE CLICK**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT



Verschont: «Nu couché» von Amedeo Modigliani.



Ikone der Woche

Nackt eingerahmt

Von Rico Bandle

Müssen Frauen nackt sein, um es ins Museum zu schaffen? Mit dieser Frage protestierte vor knapp dreissig Jahren eine feministische Gruppe medienwirksam gegen die damalige Museumspolitik. Bloss 5 Prozent der ausgestellten Künstler seien weiblich, dafür 85 Prozent der Nackten auf den Gemälden, wurde moniert.

Der Modigliani-Akt von 1916 gehört zu den Werken, die den Aktivistinnen ein Dorn im Auge waren: Mann malt nackte Frau. Doch nicht nur aus gendertechnischen Gründen ist das prachtvolle Gemälde umstritten. Allein schon, dass es aus der Sammlung des Waffenfabrikanten Emil Georg Bührle (1890–1956) stammt, macht es für manche Leute suspekt.

Weltbekannt wurde die Kunstsammlung spätestens 2008 durch den bewaffneten Raubüberfall im Zürcher Seefeld. Die Diebe entwendeten vier Gemälde, einen Cézanne, einen van Gogh, einen Monet und einen Degas. Gesamtwert: 180 Millionen Franken. Es handelte sich um einen der bislang grössten Kunstraube weltweit. Die spektakuläre Sammlung – insbesondere zahlreicher Gemälde von heute enorm beliebten Impressionisten und Vertretern der klassischen Moderne – ruft nicht nur bewaffnete Gauner auf den Plan, sondern auch Leute, die sich die millionenteuren Werke anderweitig unter den Nagel reissen wollen. US-amerikanische Anwälte scheuen keine Mittel, Bührle zu desavouieren und dem «skrupellosen Waffenhändler» die Aneignung von Raubkunst nachzuweisen. Bislang ohne Erfolg. Die Angriffe und die damit verbundene Medienpräsenz machten die Bührle-Werke nur noch populärer. Wer kennt nicht den etwas zu langen Arm von Cézannes «Knabe mit der roten Weste»? Das Bild gehörte zu jenen, die 2008 gestohlen worden waren. Oder Monets «Mohnfeld bei Vétheuil», von dem ein zynischer Raubkunstanwalt einmal gesagt haben soll: «Das Rot des Mohns ist das Blut von Holocaustopfern».

Modiglianis Akt blieb bislang verschont von solchen Angriffen. Das Gemälde zeigt wunderbar auf, dass es einen guten Grund gibt, weshalb mehr nackte Frauen als Männer gemalt wurden (und noch immer werden): weil sie einfach schön sind. Überhaupt vergisst man manchmal angesichts immer neuer Preisrekorde und angeblicher Skandale, um was für grossartige Kunst es sich hier handelt. Bevor die Sammlung 2020 definitiv in den Neubau des Zürcher Kunsthhauses geht, ist sie noch in Lausanne, danach in Japan zu bewundern.

Manet, Cézanne, Monet, van Gogh: Meisterwerke aus der Sammlung Bührle. Fondation de l'Hermitage, Lausanne, bis 29. Oktober.



Die Bibel

Lauter Wunder

Von Peter Ruch

An Ostern feiert die Christenheit die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Sie bildet das Zentrum des Evangeliums. Der Auferstehungstag wurde sogar zum wöchentlichen Feiertag. Mit der Auferstehung überwand Gott die arglistige Kreuzigung und damit die Schuld der Menschen.

Paulus hatte seine liebe Mühe, die Gemeinde in Korinth davon zu überzeugen. Das fünfzehnte Kapitel im ersten Korintherbrief ist diesen Überzeugungskünsten gewidmet. Paulus redet dabei nicht allein von der Auferstehung Christi. Auch die zu ihm Gehörenden werden vom Tod auferstehen, ja sogar *der Tod selber wird als letzter Feind vernichtet* (1 Kor 15, 26). Der Auferstehungs Glaube entspannt – und erlöst von den irdischen Paradiesprojekten.

Es gab in der Christenheit Strömungen, die Jesus verehrten, aber die Auferstehung ablehnten. Verbreitet ist bis heute auch die Vorstellung, die Seele sei unsterblich. Die Bibel beharrt jedoch darauf, dass der ganze Mensch stirbt – und aufersteht. Auch der Leib. Für alle Einwände hab ich Verständnis und bin selber nicht ohne Zweifel. Im technisch-rationalen Denken bleibt für Wunder wenig Platz. Allerdings kann ich die Sache auch umdrehen. Anstatt zu sagen, dass es keine Wunder gebe, kann ich behaupten: «Es gibt nur Wunder!» Das Leben, die Sinne, die Natur, die Kultur, die Gefühle und die Fertigkeiten – lauter Wunder. Sind die sechs chemischen Zutaten – Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor – vorhanden, so muss noch lange kein Leben entstehen. Geschweige denn Liebe. Je weiter die Forschung ins All blickt, desto deutlicher wird das Wunder unseres Planeten mit allem Drum und Dran. Neuerdings wird darüber spekuliert, dass es vielleicht mehrere Universen gebe.

Das Leben ist jeden Tag ein Wunder. Und jede Nacht. Warum sollte es das andere Wunder nicht geben: dass wir jenseits aller unterkühlten Himmelskörper und millionengradigen Sonnen in ein neues Sein eingehen? *Und wie wir das Bild des Irdischen getragen haben, so werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen* (1 Kor 15, 49).

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Philosophie

Wie viel Wahrheit braucht der Mensch?

In der digitalen Welt ist die Wahrheit in Bedrängnis geraten. Und zwar nicht nur durch die Lüge, sondern auch durch das Versenken der Tatsachen in einem Meer von Meinungen. *Von Rüdiger Safranski*

Die Formulierung des Themas unterstellt, dass Wahrheit etwas ist, von dem man sich nicht etwa so viel wie möglich verschaffen sollte, sondern so viel, wie man wirklich braucht. Also, nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel. Wenn zu viel, dann heisst das, es gibt auch Wahrheiten, die man nicht braucht, entweder weil sie unnützlich sind oder vielleicht auch weil sie unerträglich sind? Woraus sich dann die Frage ergäbe: Wie viel Wahrheit verträgt denn überhaupt der Mensch? Denken Sie an eine ungünstige ärztliche Diagnose. Bisweilen wird sie zurückgehalten, oder der Betroffene will nichts davon wissen. Soll ich mir zum Beispiel eine durch Gen-Analyse gestützte Prognose zumuten, die mich womöglich mit einer ungünstigen Wahrheit belastet, die vielleicht doch keine ist oder gegen die kein Kraut gewachsen ist?

Von welcher Art «Wahrheit» ist hier überhaupt die Rede?

Ich unterscheide zunächst einmal zwischen verschiedenen Arten von Wahrheiten: den «Tatsachenwahrheiten» von der Art, dass die Erde eine Kugel und keine Scheibe ist oder dass Hitler Millionen Juden hat umbringen lassen oder dass im November 1989 die Menschen auf der Mauer in Berlin getanzt haben. Oder die Tatsache, dass eine Krebserkrankung vorliegt.

Der Gott, der von Mördern angerufen wird, ist nichts anderes als ein Götze.

Von dieser Art Tatsachen, die sich empirisch konstatieren lassen, gibt es unzählige. Man kann sie leugnen, man kann sie aber dadurch als Tatsachen nicht aus der Welt schaffen. Oder doch? Dazu gleich mehr.

Dann gibt es Wahrheiten von der Art, dass zwei mal zwei vier ist oder dass die Winkelsumme eines Dreiecks gleich zwei rechten Winkeln ist. Das sind die Vernunftwahrheiten. Mathematik, Geometrie, dazu gehören dann auch die Regeln der Logik. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden «Wahrheiten» ist bei genauerem Nachdenken nicht ganz einfach. Bei den «Tatsachenwahrheiten» beziehen wir uns auf etwas, was getan wurde oder geschehen ist, und wir beziehen uns auf Eigenschaften und Beziehungen von gegebenen Objekten. Die Vernunftwahrheiten demgegenüber sind nichts anderes als die geistigen Strukturen, mit deren Hilfe wir Tatsachen ordnen, verknüpfen und erklären. Insofern sind die Vernunftwahr-

heiten selber eine Tatsache, mit der wir Tatsachen als solche erfassen können. Dazu liesse sich noch vieles sagen. Kant hat fast seine ganze Philosophie dieser Unterscheidung gewidmet.

Barbarei im religiösen Gewand

Noch einmal eine andere Art von «Wahrheit» sind diejenigen, die von Religionen beansprucht werden. Nicht nur Religionen, denn der Übergang zu moralisch-philosophischen Einsichten ist durchaus fließend. Die einen, die religiösen, stützen sich mehr auf ein Offenbarungsgeschehen, an das geglaubt werden muss, die anderen, die moralisch-philosophischen Einsichten, mehr auf das eigene Nachdenken. Aber in einem gewissen Sinne gehören sie doch in ein gemeinsames Gebiet. Während die Tatsachenwahrheiten mit der Frage zu tun haben: «Was ist der Fall?», geht es im religiösen und moralisch-philosophischen Gebiet letztlich um die Frage: «Wie soll ich leben?» Das eine Mal geht es um das Faktische, das andere Mal um Sinn. Auf diesem Gebiet vor allem hat die Aufklärung gewirkt. Sie hat vor allem die religiösen Dogmen und die daraus abgeleiteten Lebensvorschriften einer kritischen Prüfung unterzogen. Der Aufklärung ging es nie nur darum, herauszubekommen, was der Fall ist – das war eher die Aufgabe der sich gleichzeitig mit der Aufklärung entwickelnden empirischen Wissenschaften –, sondern es ging der Aufklärung darum, mit eigenen Mitteln und durchaus in Konkurrenz zur Religion die Frage zu beantworten: «Wie soll ich leben?»

Den Geist der Aufklärung in diesem religiösen und moralisch-philosophischen Sinne von «Wahrheit» hat Lessing vor zweieinhalb Jahrhunderten wunderbar formuliert: «Jeder sage, was ihn Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen!»

Redet Lessing dem Wahrheitsrelativismus das Wort? Nein. Wir werden zwar nie die absolute Wahrheit erreichen, aber was unsere «Wahrheiten» taugen, was sie wert sind – das lässt sich, und darauf will Lessing hinaus, allerdings ermitteln. Und zwar ganz einfach dadurch, dass wir darauf achten, wie sich diese «Wahrheiten» bewahrheiten, das heisst: welche praktischen Folgen sie hervorrufen. Für Lessing ist das Wahrheitskriterium für religiöse und moralische «Wahrheiten» nichts anderes als die humane oder nicht humane Praxis. Die «Wahrheiten» dieses Bereiches müssen sich deshalb einem solchen Praxistest unterwerfen. Zur Illustration präsentiert Lessing in «Nathan



In den meisten Angelegenheiten sind wir nur gläubige Mitwisser.

der Weise» die berühmte Ringparabel, in der sinnbildlich die Wahrheitskonkurrenz der drei Weltreligionen – Judentum, Christentum, Islam – entschieden wird.

Zur Erinnerung: Da gibt es einen Ring, der die Eigenschaft hat, seinen Träger vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Der regierende König vererbte ihn jeweils an seinen Lieblingssohn, bis der Ring auf einen Herrscher kam, der sich zwischen seinen drei Söhnen nicht entscheiden konnte, weil er sie alle drei liebte. Er lässt zwei weitere, «unechte», aber äußerlich gleiche Ringe anfertigen. Natürlich entbrennt nun nach dem Tode des Vaters zwischen den Söhnen ein heftiger Streit um den «echten» Ring. Diesen Streit schlichtet ein kluger Richter, indem er das praktische Handeln zum Massstab für die Echtheit des Ringes erhebt: «Es eifre jeder seiner unbestochnen / Von Vorurteilen freien Liebe nach / Es strebe von euch jeder um die Wette / Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag / Zu legen...»

Welches der «echte» Ring ist – was hier bedeutet: welche der Weltreligionen «wahr» ist –, wird sich nie entscheiden lassen. Man schaue vielmehr auf das praktische Verhalten der Menschen, daraus wird man dann ersehen, von welcher Qualität das ist, wovon die Menschen sich leiten lassen. Das Beurteilungskriterium beim

Wahrheitstest ist so einfach wie schlagend. Nur eine Religion, nur ein Gott, nur eine Wahrheit, welche den Menschen besser macht, taugt etwas und verdient den Namen Gott, Religion oder Wahrheit. Wenn etwa im Namen eines Gottes gemordet wird, kann es sich eben darum um keinen Gott handeln. Es ist der «unechte» Ring. Der Gott, der von Mördern angerufen wird, ist nichts anderes als ein Götze, der das böse Mordgelüst vor sich selbst oder vor anderen rechtfertigen soll. Insofern ist der Mörder aus religiösen Motiven noch schlimmer als der gewöhnliche Mörder, weil er sich hinter einer scheinbar höheren Rechtfertigung verschanzt. Unter diesem Gesichtspunkt entdeckt man in den Weltreligionen manches, was nichts anderes ist als Barbarei im religiösen Gewand. Ein besonders abstoßendes Bild bietet hier zurzeit der Islam in fast allen Ländern, wo er politisch an der Macht ist und dessen terroristische Variante sich auch in Europa austobt.

Die Frage nach dem Sinn

Lessing argumentiert aufgeklärt, insofern er die privilegierende Offenbarungsgewissheit zurückweist und religiösen Wahrheiten dem humanitären Praxistest unterwirft. Doch er ist noch nicht nachreligiös, deshalb gibt es für ihn die Wahrheit selbst, die wir nicht erfassen kön-

nen, eben doch noch, sie sei bei Gott, sagt er. Anders gesagt: Wir wissen zwar nicht, was das Ganze bedeutet, welchen Sinn es hat. Doch es gibt diesen Sinn, nur bleibt er eben ein göttliches Geheimnis. Ein solches Denken ist aufgeklärt, aber bleibt doch noch metaphysisch (das gilt übrigens auch für Kant), weil die höhere Sinnvermutung problematisch geworden, aber noch nicht verschwunden ist.

Erst für den nachreligiösen Standpunkt, der in der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation massgeblich ist, gibt es den überwölbenden Sinn und Zweck des Ganzen als etwas Objektives überhaupt nicht mehr, sondern allenfalls als subjektive Überzeugungen oder gar blosse Illusionen. Für die seriöse Naturwissenschaft zum Beispiel ist es sinnlos, nach einem höheren Sinn zu fragen, der sich in der Natur womöglich manifestiert. Schon aus methodischen Gründen darf sie dazu keine Aussage machen.

Doch wie verhält es sich in Wirklichkeit mit diesem Sinnverzicht? Macht denn nicht zum Beispiel die Evolutionsbiologie ständig Aussagen über den Sinn der Naturprozesse, wenn zum Beispiel erklärt wird, die Gene seien «egoistisch» und strebten nur die eigene Reproduktion an. Wird hier nicht ganz massiv ein Sinn unterstellt, wenn auch ein ziemlich robuster, banaler, der im Übrigen gesellschaftlichen Re-

gelingen, welche die Menschen eingeführt haben, zum Verwechseln ähnlich sieht. Werden hier nicht soziale Mechanismen in das Naturgeschehen hineinprojiziert?

Wissen aus zweiter oder dritter Hand

Wie auch immer, es gibt in einer naturwissenschaftlich-technischen, angeblich glaubenslosen Welt zwar wenig Religion und wenig Metaphysik, aber doch etwas, was an die Stelle getreten ist, nämlich ein ziemlich kohärentes Weltbild, das aus dem Hintergrund wirkt und, schauen wir genauer hin, eben auch weniger gewusst als geglaubt wird. Überhaupt gilt: In der modernen Wissens- und Informationsgesellschaft lebt jeder, was das Wissen betrifft, aus zweiter oder dritter Hand. Bei den meisten Dingen, die unseren unmittelbaren Lebens- und Kompetenzbereich überschreiten, können wir nicht anders, als an das Wissen der anderen – zu glauben. In den meisten Angelegenheiten sind wir deshalb nur gläubige Mitwisser.

Da jeder nur Spezialist für Bestimmtes ist und Laie in Bezug auf den riesigen Rest, ist die hochspezialisierte Wissensgesellschaft zugleich auch eine Glaubensgemeinschaft. Je mehr Wissen, desto mehr Glauben an das Wissen der anderen. Es gibt dabei in der Wissensgesellschaft Felder, in denen in diesem Sinne besonders intensiv geglaubt wird. Wenn die sogenannten Wirtschaftsweisen ihre Orakelsprüche verkünden, dann sollen wir andie verkündeten Konjunkturprognosen glauben. Und so glauben wir auch an die Psychoanalyse, an den Urknall, an die Klimakatastrophe, an die Entropie samt kosmischem Kältetod, an die egoistischen Gene und so weiter – wobei es hier zu einer eigentümlichen Berührung mit ursprünglich religiösen Themen und Wahrheiten kommt, denn Urknall und Entropie beispielsweise sind die bloss zeitgemässen Wiedergänger von «Schöpfung» und «Apokalyptik».

Der Bereich der ehemals religiösen Wahrheiten und der Bereich der Wissenschaften ist eben in Wirklichkeit doch nicht so strikt getrennt, es gibt Übergänge: Wissenschaftliche Vermutungen werden religiös aufgeladen einfach dadurch, dass sie an den Ort des lebensorientierenden Wissens rücken, den einst die Religion einnahm, und man glaubt schliesslich auch an sie wie früher an die religiösen Dogmen. Redliche Wissenschaft allerdings weist stets darauf hin, dass der Schluss vom Sein auf das Sollen unzulässig ist, also unwahr. Aus keiner Feststellung über etwas, das der Fall ist, aus keiner Tatsachen-Wahrheit also ergibt sich zwingend, was ich tun soll. Selbst wenn ich die Mauer erkenne, steht es mir frei, mir den Kopf an ihr einzurennen.

Jedenfalls gilt auch in einer wissenschaftsgestützten Zivilisation, dass die grundlegenden Stellungnahmen zum Leben, die Wertorientierungen, Sinngebungen, eben nicht wissenschaftlicher Natur sind, sondern aus anderen geistigen und emotionalen Quellen gespeist werden. Jeder findet hat Max Weber ein-

mal gesagt, früher oder später seinen eigenen Dämon, der seines Lebens Faden halte. Für das friedliche Zusammenleben in der Gesellschaft aber kommt es darauf an, dass diese individuellen Dämonen – die persönlichen Wertüberzeugungen und Wahrheiten also – nicht zu Tyrannen werden. Die pluralistisch-demokratische Gesellschaft ist gegen diese Gefahr einstweilen noch ganz gut abgesichert. Denn inzwischen haben sogar die religiösen Wahrheiten Bescheidenheit und die Kränkung ertragen gelernt, dass sie auf offenem Markte als bloss «Meinungen» oder «Gesinnungen» gehandelt wer-

Es gibt keinen Kränkungsschutz für sogenannte religiöse Wahrheiten.

den. Eine päpstliche Enzyklika konkurriert mit den Do-it-yourself-Lebenshilfen und die Bibel mit den übrigen Esoterika. Dass es dem Koran und seinem Propheten nicht anders ergeht, daran werden die Muslime hierzulande sich allerdings erst noch gewöhnen müssen.

Kunst und die quälende Vieldeutigkeit

Für pluralistische Gesellschaften sollte gelten: Es gibt keinen Kränkungsschutz für sogenannte religiöse Wahrheiten. Eine religiöse Wahrheit muss mit ihrer Konkurrenz zusammenleben können. Das nennt man dann Toleranz. Man



Frühling

Die Bäume im Ofen lodern.
Die Vögel locken am Grill.
Die Sonnenschirme vermodern.
Im übrigen ist es still.

Es stecken die Spargel aus Dosen
Die zarten Köpfchen hervor.
Bunt ranken sich köstliche Rosen
In Faschingsgirlanden empor.

Ein Etwas, wie Glockenklängen,
Den Oberkellner bewegt,
Mir tausend Eier zu bringen,
Von Osterstören gelegt.

Ein süsser Duft von Havanna
Verweht in ringelnder Spur.
Ich fühle an meiner Susanna
Erwachende neue Natur.

Es lohnt sich manchmal, zu lieben,
Was kommt, nicht ist oder war.
Ein Frühlingsgedicht, geschrieben
Im kältesten Februar.

Joachim Ringelnatz (1883–1934)
© Diogenes Verlag, Zürich



könnte es auch so formulieren: Die pluralistische Gesellschaft ist eine Art säkularisierter Polytheismus. Es gibt in ihr viele Götter, viele Wertorientierungen, eine Vielzahl von religiösen und halbreligiösen Sinnbestimmungen. Der eine Gott, der einmal den geistigen Zusammenhang der abendländischen Gesellschaft verbürgte, ist zersprungen in die vielen kleinen Hausgötter. Während sich die grossen Kirchen leeren, wächst das Angebot für den religiösen Hobbykeller. Ein gedeihliches Zusammenleben allerdings funktioniert nur, wenn strikte Regeln der individuellen Freiheit, der Toleranz, der Menschenrechte eingehalten werden. Das aber bedeutet: Diese Grundregeln und Grundrechte stehen höher als jedes Glaubensdogma. Zivilität geht vor Sakralität. Diese Unterordnung ist natürlich für jede ernsthafte Religion eine Provokation. Sie ist aber für den inneren Frieden einer pluralistischen, antitotalitären Gesellschaft unvermeidlich und deshalb auch zumutbar.

Es geht also darum, Religionen politisch zu entmachten – nicht aber, sie zum Verschwinden zu bringen, denn die Öffnung auf eine wie auch immer verstandene Transzendenz scheint mir unverzichtbar zu sein, wenn man nicht zum eindimensionalen Wesen verkommen möchte. Man sollte sich nicht mit Haut und Haaren an die Wirklichkeit verkaufen, wie sie gerade besteht. Es gibt zwischen Himmel und Erde eben doch mehr als uns die jeweiligen Schulweisheiten glauben machen wollen. Aber das ist, mit Fontane gesprochen, «ein weites Feld».

Ebenfalls ein «weites Feld» ist die mit Religion und Moral eng zusammenhängende Wahrheitsregion, wo es ausdrücklich um Sinn und Bedeutung geht. Kunstwerke zum Beispiel sind ganz gewiss Sinngebilde, denen man verständnislos begegnen kann, die man aber auch angemessen, vielleicht sogar bisweilen richtig verstehen kann. Doch kann man zum Beispiel so rätselhafte und bedeutungsreiche Künstler wie Kafka oder van Gogh überhaupt richtig verstehen? Gibt es hier eine eindeutige Wahrheit, die man treffen oder verfehlen kann? Vielleicht kann man sagen: Verfehlen kann man sie sehr wohl durch eine eindeutig unangemessene Einstellung, aber genau treffen eben doch nicht, weil ihre Wahrheit eben ihre Vieldeutigkeit ist.

Da wir im alltäglichen Leben oft gerne die Eindeutigkeit bevorzugen und das Vieldeutige als eher quälend empfinden, eröffnet uns die Kunst die Möglichkeit, den Umgang mit Vieldeutigkeit als Lust oder sogar Glück zu erleben. Insofern ist die Kunst die Einübung eines angemesseneren Verhältnisses zur Wirklichkeit, denn auch die gewöhnliche Wirklichkeit besitzt ebenfalls eine ungeheure Vieldeutigkeit, die wir allzu gerne herunterreduzieren, ökonomisch, psychologisch oder wie auch immer. Kunst also ist nicht nur selbst bedeutungsreich und erinnert an den Bedeutungsreichtum der ausserkünstlerischen Welt,



Gelogen wurde immer: Philosoph Safranski.



Feinstaub der Irreführung: Silvesternacht in Köln, 2016.

sie hilft dem Einzelnen, den eigenen Bedeutungsreichtum zu entdecken. Mit Kunst können wir mehr aus uns machen. Darauf spielt Rilke an mit dem Hinweis, dass in der grossen Kunst immer auch die Aufforderung steckt: «Du musst dein Leben ändern.»

Kehren wir von den Werte- und Sinnwahrheiten, die auf die Frage antworten: «Wie soll ich leben?», zum Schluss noch einmal zu den Tatsachenwahrheiten zurück, wo es um Antwort auf die Frage geht: «Was ist der Fall?» Damit hatte ich ja begonnen.

Bei der Wahrheitssuche kann man sich irren. Doch der Irrtum ist nicht der eigentliche Gegensatz zur Wahrheit, denn in einem Irrtum befinde ich mich, wenn ich glaube, ich hätte die Wahrheit und habe sie doch nicht. Der eigentliche Gegensatz zur Wahrheit ist die Lüge. Ich weiss sehr wohl, was der Fall ist, ich kenne also die wahren Tatsachen, mache aber dem anderen etwas vor. Ich bin nicht im Irrtum, sondern ich führe jemand anderen in die Irre. Das ist eine häufig verwendete Machtstrategie, privat und politisch. Man kann auch durch absichtsvolles Verschweigen lügen und in die Irre führen. Als nach der Kölner Silvesternacht 2015/16 schon feststand, dass ein Mob von zumeist Nordafrikanern die jungen Frauen sexuell belästigte und beraubte, wurde das von Polizei, Politikern und Medien zunächst verschwiegen, weil man diese Tatsache auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise und der Willkommenskultur als unpassend zu kommunizieren empfand.

Wir haben es hier mit einem Typ von Tatsachen zu tun, die von anderer Art sind als et-

wa die Tatsache, dass der Mond sich um die Erde dreht. Das tut er immer. Das ist eine Tatsache, die bleibt. Das Geschehen in der Kölner Silvesternacht geschieht nicht immer, sondern ist ein Ereignis, das dort und zu jener Zeit geschah und insofern ein einmaliges Ereignis ist, denn auch wenn es sich zu einem späteren Zeitpunkt oder woanders wiederholen würde, wäre es ja nicht dasselbe Ereignis. Geschichte

Meinungen können die Tatsachenwahrheiten zu einer bedrohten Spezies machen.

besteht aus solchen zahllosen Ereignissen, grossen und kleinen, mit nachhaltiger Wirkung oder so gut wie wirkungslos, von vielen oder von wenigen bemerkt und manchmal vielleicht nur von einem einzigen bemerkt, nämlich dem, der davon unmittelbar betroffen ist. Ereignisse sind Tatsachen.

Lügen und Machtgenuß

Hier ist eine kurze, jedoch schwindelerregende philosophische Reflexion am Platz. Was ist, wenn solche Ereignisse, die doch Tatsachen sind, sich in keinem Bewusstsein, in keiner Erinnerung mehr spiegeln? Dann ist es so, als wären sie nie geschehen. Wie wirklich ist die Wirklichkeit, wenn vieles davon unwiderruflich ins Vergessene abgeflossen ist? Jeder kann für diesen verstörenden Umstand bei sich selbst die Probe machen. Wo ist meine Kindheit geblieben, sagen wir, irgendein verschol-

lener Sommertag im Jahre 1953? Wenn es keine Spur mehr davon gibt, keinen Zeugen, keine Erinnerung, dann ist es, als wäre dieser Tag nie gewesen. Einmalige Ereignisse (und Ereignisse sind immer einmalig), so wirklich und wirksam sie gewesen sein mögen, haben immer eine eigentümliche Schwäche: Sie sind dem Verschwinden durch die Zeit preisgegeben, sie sind aus der Welt, wenn sie in keiner Erinnerung mehr sind. Die Zeit ist die Furie des Verschwindens für jedes Ereignis.

Und hier genau, an diesem Punkt, zeigt sich die ungeheure Macht der Lüge. Die Lüge will in einem Augenblick bewirken, was die Zeit auf längerer Zeitstrecke zustande bringt, dass nämlich die Ereignisse aus der Welt verschwinden. Die Lüge verändert die Wirklichkeit, indem sie etwas Wirkliches aus der Wirklichkeit hinauslügt und etwas Unwirkliches in sie hineinlügt.

Nur weil wir uns an die Lügen und das Lügen so gewöhnt haben, bemerken wir nicht, dass sie ein zwar abstossender, aber eben doch auch erstaunlicher Beweis unserer Freiheit ist. Denn offenbar sind wir nicht ans Vorgegebene reflexhaft gebunden, sondern davon entbunden und so frei, dass wir an die Stelle von etwas Wirklichem etwas Erfundenes setzen können. Und damit üben wir Macht aus, im Guten wie im Bösen.

«Lügen haben kurze Beine», heisst es, man komme nicht weit damit. Das war schon immer nicht ganz richtig, ist heute aber im postfaktischen Zeitalter der digitalen Welt ganz und gar nicht mehr richtig.

Gelogen wurde immer schon, aber da Lügen, worauf ich soeben hingewiesen habe, mit

Machtgenuss verbunden ist und dieser Genuss umso grösser wird, je weiter und je schneller sich die Lüge verbreitet, verstärken die immer wirkungsvolleren Kommunikationsmittel die Verführung zur Lüge. Schnell ist eine falsche Nachricht eingegeben, und schnell breitet sie sich aus, so schnell, dass jeder Einspruch, jede Überprüfung, jede Sanktion zu spät kommt. Hilflös erscheinen alle Versuche, die Fake News einzudämmen. Es sind ja nicht nur die professionellen Desinformationsagenturen am Werk, sondern es sind auch die Normalnutzer, die empfänglich sind für den Machtkitzel der massenhaften Lügenverbreitung. Die üble Nachrede, die es schon immer gab, bekommt jetzt ein riesiges Forum. Früher war es der Stammtisch, heute ist es die globale Kommunikationsgemeinschaft mit ihren Hetzmeuten und anderen gesinnungstüchtigen Zusammenrottungen.

Gibt es nur Interpretationen?

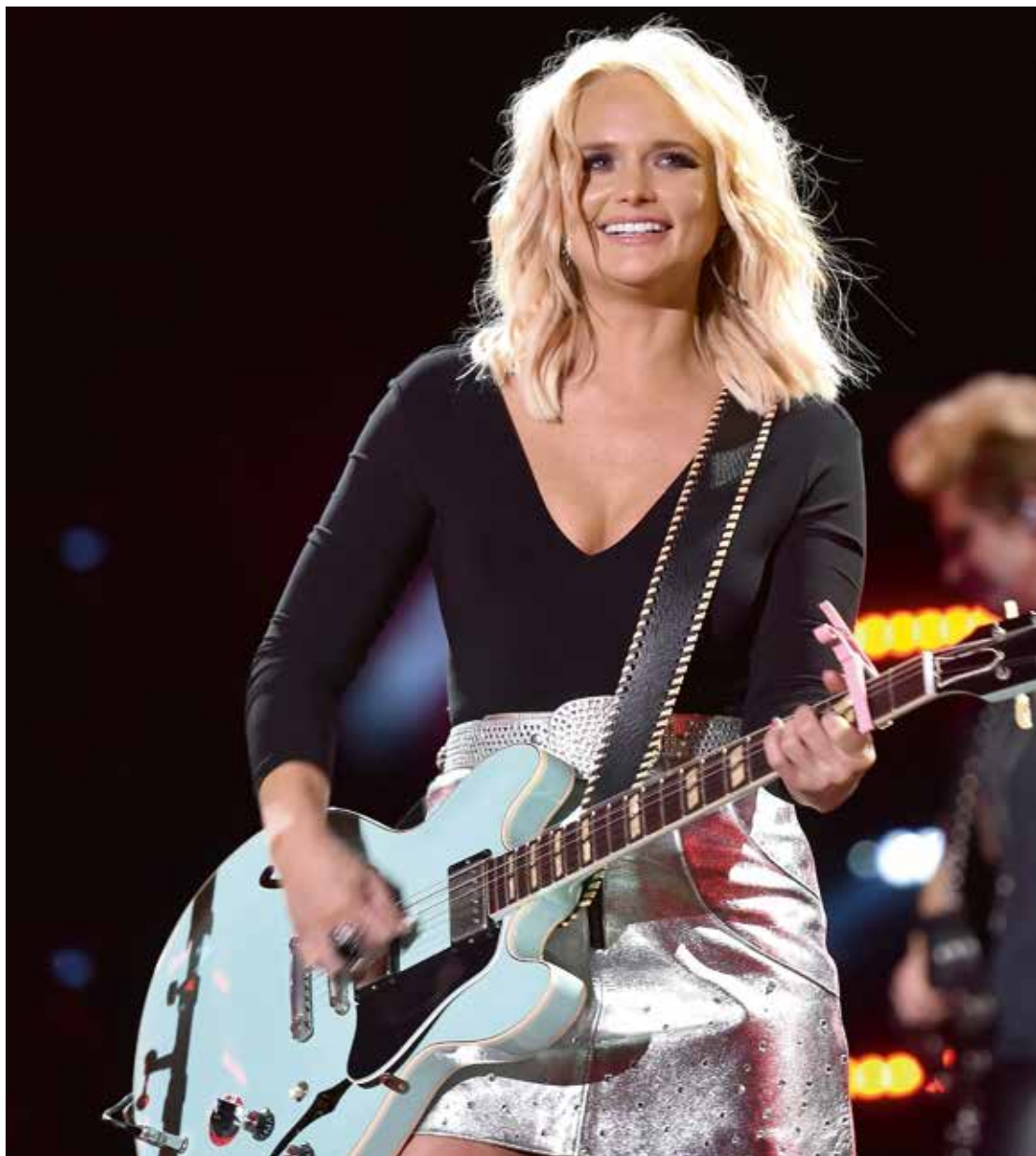
«Die Lüge wird zur Weltordnung erhoben», heisst es bei Kafka. Ganz so schlimm ist es noch nicht. Aber es wird daran gearbeitet.

Wie viel Wahrheit braucht der Mensch?, lautet die Titelfrage. In der digitalen Welt ist sie, so viel lässt sich sagen, auf neue Weise in Bedrängnis geraten. Und zwar nicht nur durch die so leicht und wirkungsvoll zu produzierende Lüge, die harte Variante also, sondern auch durch die mildere Variante, durch das Versenken der Tatsachen in einem Meer von Meinungen. In der frivolen Postmoderne zitierte man gerne Nietzsche, der erklärt hatte: «Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen.»

Aber das ist nicht wahr. Es gibt nach wie vor die Tatsachen. Und die Meinungen dazu und darüber. Das ist unvermeidlich. Meinungen gehören zu unseren Lebensäusserungen, mit ihnen nehmen wir Anteil an der Welt. Nur ist der Anteil von Welthaltigkeit dieser Meinungen doch sehr verschieden. Es gibt Meinungen, bei denen dieser Anteil gegen null geht. Und doch muss man sie äussern dürfen, wenn sie nicht beleidigend sind. Ob beleidigend oder nicht, Meinungen können die Tatsachenwahrheiten zu einer bedrohten Spezies machen, und bisweilen kommt es einem so vor, als würden die Tatsachen vom Schneegestöber der Meinungen im Internet, und natürlich nicht nur dort, gänzlich zugedeckt.

Doch ist das gottlob nicht die ganze Wahrheit, denn die digitalen Kommunikationswelten haben nicht nur die Vernebelungspotenz gesteigert, sondern bieten auch neue, wirkungsvolle Recherchemöglichkeiten. Man muss sie nur zu nutzen wissen.

Rüdiger Safranski ist Autor und Honorarprofessor für Philosophie an Freien Universität Berlin. Die hier abgedruckte Rede hielt er am 6. April 2017 in Thun anlässlich des Forums Fokus Ethik zum Thema «Hauptsache Wahrheit».



Verdeckte Waffen: Miranda Lambert.

Pop

Die Jägerin

Miranda Lambert bricht viele Gesetze der Countrymusik. Nicht zuletzt deswegen wird die stimmungswaltige Texanerin mit Auszeichnungen überhäuft. Von Beatrice Schlag

Bei den meisten Konzerten tritt Miranda Lambert auf, wie man es von einer Country-sängerin erwartet: blonde, gewellte Mähne, Gitarre um den Hals, Cowboystiefel, Jeans oder Mini und ein Oberteil, das grosszügigen Einblick auf ihren prächtigen Busen gewährt. Wenn sie gelegentlich die Arme hochreckt, sieht man auf ihrem linken Unterarm auch von den hinteren Zuschauerreihen aus das flächige Tattoo, das zwei geflügelte Pistolen zeigt, die sich kreuzen. Miranda Lambert ist begeisterte Jägerin und besitzt ausserdem einen Waffenschein, der sie zum Tragen einer verdeckten Waffe berechtigt.

Damit hat es sich mit den Klischees. Die heute 33-Jährige, die schon mit sechzehn als Sängerin in kleinen Kneipen auftrat und im gleichen Jahr in Nashville ein Studio und Musiker anmietete, um einige Songs aufzunehmen, brach das Unternehmen ab, enttäuscht von den langweiligen Popsongs, die man ihr vorschlug. Sie kehrte nach Texas zurück und liess sich von ihrem Vater, einem Hobby-Musiker, das Gitarrespielen beibringen. «Ich wusste schon damals, dass ich nichts verkaufen kann, was ich nicht glaube. Ich denke, wenn ich etwas spüre, geht es andern Leuten gleich. Aber sie sagen nichts, weil es ihnen peinlich ist.» Sie begann, ihre ei-



wohl es selten im Radio zu hören war. Zu wenig klassischer Country-Flair. Es lag nicht an der Musik, die war Country pur, sondern an den Texten.

Bei elf der zwölf Songs von «Kerosene» war Miranda Lambert Autorin oder Co-Autorin. Ihre Eltern führen übrigens bis heute laut der Sängerin eine sehr glückliche Ehe. Dass die Tochter dennoch früh über Betrug, Missbrauch und Gewalt Bescheid wusste, lag am Beruf von

Über ihren Alkoholkonsum redete sie so freimütig wie über Gewichtsprobleme.

Beverly und Rick Lambert. Sie waren beide Privatdetektive und betrieben eine mässig florierende Agentur. Immer wieder nahmen die Lamberts misshandelte Frauen und Kinder bei sich auf.

«No politics»

Die Agentur bekam 1997 Aufschwung, als das Ehepaar für Paula Jones' Anwälte zu arbeiten begann. Falls der Name Paula Jones vage vertraut klingt: Die ehemalige Staatsangestellte in Arkansas hatte gegen Bill Clinton Klage wegen sexueller Belästigung erhoben. «Wir haben die Wirklichkeit nicht vor unseren Kindern versteckt», sagte Rick Lambert in einem Interview. Die Tochter hält es in ihren Texten ebenso. Über ihren reichlichen Alkoholkonsum redete sie so freimütig wie über Gewichtsprobleme und ihre Unsicherheit, dass bei Auftritten irgendetwas an ihrem Körper wabbeln könnte.

Zum Country-Superstar machten sie ihr zweites und drittes Album «Crazy Ex-Girlfriend» (2007) und «Revolution» (2009). Seit dem Erscheinen von «Revolution» erhielt Miranda Lambert zwei Grammys und wurde acht Jahre hintereinander von der Academy of Country Music mit dem Award als bester weiblicher Countrysänger ausgezeichnet. Zuletzt am vergangenen 2. April, wo auch ihr letztes Doppelalbum «The Weight of These Wings» als Album des Jahres prämiert wurde.

genen Songs zu schreiben. Mit einem davon, «Greyhound Bound for Nowhere» trat sie mit neunzehn in dem TV-Gesangswettbewerb «Nashville Star» auf, einem bescheidenen Country-Abklatsch von «American Idol».

«Genau das, was Country jetzt braucht»

Sie werde einen Song über eine Frau singen, die eine Affäre mit einer verheirateten Person habe, sagte Lambert zur Einführung in die Kamera. Sie habe selber noch nicht viele harte Zeiten erlebt, aber durch ihre Eltern kenne sie viele Geschichten über Betrug und Missbrauch. Nachdem sie ihr Lied beendet hatte, jubelte einer der Juroren: «Das ist genau das, was Country jetzt braucht.» Keine heilen «Stand by Your Man»-Schluchzer mehr mit Fiedel- und Banjo-Begleitung, sondern Authentizität. Miranda Lambert wurde nur Dritte, erhielt aber noch im gleichen Jahr einen Plattenvertrag.

2004 erschien ihr erstes Album «Kerosene». Es wurde über eine Million Mal verkauft, ob-

Ein Thema vermied Miranda Lambert konsequent: Politik. Sie hatte von den Dixie Chicks gelernt, Superstars der Country-Szene um die Jahrtausendwende, die nach kritischen Äusserungen über George W. Bushs Irak-Invasion von fast allen Country-Radiosendern boykottiert wurden. «Ich antworte ehrlich auf fast alles», sagt Miranda Lambert, «weil ich gar nicht anders kann. Ich bin ein riesiger Fan der Dixie Chicks und sah, was mit ihnen passierte. Ich will meine Meinung niemandem aufzwingen, weil ich nicht will, dass jemand mir die seine aufzwingt. Dass ich jage und Waffen zum persönlichen Schutz befürworte, ist bekannt. So bin ich aufgewachsen. Es ist jedermanns Recht, anders darüber zu denken.» Die gleiche Miranda Lambert empörte sich als einziger Promi öffentlich darüber, dass Rap-Star Chris Brown, der seine Freundin Rihanna verprügelt hatte, 2012 bei den Grammys einhellig beklatscht wurde.

2011 heiratete Miranda Lambert Blake Shelton, den bestaussehenden männlichen Star der Country-Szene. Sie waren zuvor bereits sechs Jahre ein Paar gewesen, lebten in einem 2-Millionen-Haus in Oklahoma – ein Spottpreis für zwei Spitzenverdiener der Branche. Aber Countrysänger sind keine Hollywoodstars. Sie touren, nehmen Songs auf und führen in der Provinz ein sehr unspektakuläres Privatleben, abseits der Paparazzi.

Das änderte sich, als Shelton im Jahr ihrer Hochzeit Juror von «The Voice» wurde, der grössten Show seit dem Ende von «American Idol», aufgenommen in Los Angeles. Das fotogene Country-Paar wurde plötzlich Klatschfutter. War Shelton untreu? Ging Miranda fremd? Will er ein Baby und sie nicht? Im Sommer 2015 gab das Paar die Scheidung bekannt. Zu den Gründen sagte keiner der beiden ein Wort.

Shelton verliebte sich kurz darauf sehr öffentlich in seine Mit-Jurorin, Popstar Gwen Stefani, Lambert ist mit R&B-Star Anderson East zusammen. Die meisten Klatschberichte vermuteten, Miranda Lambert, die Frau mit den ambivalenten Texten, die unbekümmerte Trinkerin, sei schuld. Sie sagte, alles, was die Scheidung mit ihr gemacht habe, sei auf ihrem letzten Album zu hören.

Im falschen Bett

Das Intellektuellenmagazin *The New Yorker*, unverdächtig, ein Country-Fanzine zu sein, lobte Lamberts Album «The Weight of These Wings» als eines der besten des Jahres. In einem der Hitsongs des Albums singt sie: «Schon wieder ein Bett, aus dem ich nicht um sieben Uhr morgens mit meinen Schuhen in der Hand kriechen sollte. Ich sagte, ich wolle das nicht mehr, aber dann war's wieder so. Und morgen Abend werde ich wieder hier sein.» Wer es als Eingeständnis ihrer Untreue nimmt, hat von Miranda Lambert wenig verstanden.



Schöner Frühling

Schöner Frühling, komm doch wieder,
Lieber Frühling, komm doch bald,
Bring' uns Blumen, Laub und Lieder,
Schmücke wieder Feld und Wald!
Ja, du bist uns treu geblieben,
Kommst nun bald in Pracht und Glanz,
Bringst nun bald all deinen Lieben
Sang und Freude, Spiel und Tanz.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben
(1798–1874)

«Mäzene tauschen Geld gegen postmortalen Ruhm»

Simon de Pury gehört zu den schillerndsten und erfolgreichsten Kunst-Auktionatoren der Welt. Im Gespräch erzählt er vom Umgang mit Superreichen, weshalb hohe Preise in der Kunst ein Segen sind und wie er einmal ein millionenteures Bild zerstört hat. *Von Sven Michaelsen*

Herr de Pury, der Bildhauer Alberto Giacometti wurde einmal gefragt, was er aus einem brennenden Haus retten würde: eine Katze oder einen Rembrandt. Er entschied sich, ohne zu zögern, für die Katze.

Ich würde bedenkenlos den Rembrandt retten und die Katze ihrem beklagenswerten Schicksal überlassen. Kunstwerke sind für mich lebende Objekte, die den Tod ihres Schöpfers überdauern, manchmal für Jahrtausende. Weil grosse Kunst das Beste in uns Menschen verstärkt, ist ihr Überleben wichtiger als das eines Tieres.

Seit wann können Sie einen Monet von einem Manet unterscheiden?

Seit meinem 13. Lebensjahr. Meine Mutter fuhr mit mir nach Florenz und Paris und führte mich durch Museen und Galerien. Ich schämte mich immer ein wenig, wenn wir vor einem Gemälde standen und sie mir Erläuterungen aus dem Kunstführer vorlas, aber mit meinen Kindern habe ich später das Gleiche gemacht.

Mit welchem Ergebnis?

Als meine Kinder Teenager waren, fuhr ich mit ihnen für eine Woche nach New York. Sechs Tage lang absolvierten wir ein Programm für Halbwüchsige. Am siebten Tag, einem Mittwoch, wollte ich ihnen unbedingt das Museum of Modern Art zeigen. Als wir vor dem Eingang standen, machten meine Kinder Smiley-Gesichter. Als ich fragte, warum sie so beglückt gucken würden, deuteten sie auf ein Schild: «Mittwochs geschlossen».

Sie wollten seit früher Jugend Maler werden. Als Ihre abstrakten Tuschbilder bei drei Galerien durchfielen, gingen Sie für achtzehn Monate beim Schweizer Kunsthändler Eberhard Kornfeld in die Lehre. Eine gute Zeit?

Der Höhepunkt war, dem berühmten Sammler Heinz Berggruen für ein paar Tage als Chauffeur zugeteilt zu werden. Der Tiefpunkt war, für eine wertvolle Zeichnung von Max Ernst ein Passepartout zuzuschneiden. Ich übersah, dass die Zeichnung unter der Pappe lag und zerschnitt sie in vier Teile. Ich hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen und war sicher, rausgeworfen zu werden, aber Kornfeld reagierte höchst gelassen: «Kein Problem, junger Mann, für mich arbeitet der weltbeste Restaurator. Wenn er mit seiner Arbeit fertig ist, wird niemand darauf kom-

men, was passiert ist.» Bei der Versteigerung der Zeichnung wurde der Schaden mit keinem Wort im Katalog erwähnt. Ich zitterte, dass alles herauskommen würde, aber vom Käufer kam nie eine Beschwerde. Ich hatte das perfekte Verbrechen begangen.

Haben Sie noch andere Kunstwerke auf dem Gewissen?

Nein, aber es ist erschreckend, wie oft Objekte hinter den Kulissen zerstört werden. Als junger Mann habe ich Kunsttransporte begleitet. Wenn ich in feuchtheissen Städten wie Bombay oder Bangkok das Flugzeug wechseln musste, standen die Kisten mit wertvollen Gemälden manchmal stundenlang in der prallen Sonne. Beim Auktionshaus Christie's rutschte einmal ein Klavier vom Podium und machte eine Stradivari zu Kleinholz. Bezeichnend ist auch, was mit einem Objekt von Christo passiert ist, als es bei einem Auktions-

«Wenn ich die Leute im Saal kenne, spiele ich die grossen Egos gegeneinander aus.»

haus eingeliefert wurde. Man hatte vergessen, den Mitarbeitern der Frachtabteilung zu sagen, dass Christo ein Verpackungskünstler ist. Indem die Männer sein Werk auspackten, zerstörten sie es.

Mit 23 waren Sie unbezahlte Hilfskraft am Empfangstresen des Auktionshauses Sotheby's in London, bereits zwei Jahre später schickte Ihr Arbeitgeber Sie als Verkaufschef nach Monaco. Zu Ihren Insignien zählten eine Cabana im «Monte-Carlo Beach Club» und ein privates Whiskydepot im Nachtclub «Jimmy'z». Es folgten Fotogesichten über Sie in der *Vogue* und in der *International Herald Tribune*. Schmorte Ihr Ego durch?

Nein, die geringschätzigen Blicke meiner Mutter waren an mir haften geblieben und verhinderten, dass ich der Sonne zu nahe kam. Vom zehnten bis zum achtzehnten Lebensjahr war ich felsenfest überzeugt, der grösste Versager unter Gottes Himmel zu sein. Ich war ein miserabler, ängstlicher Schüler, der von seiner leistungsbesessenen Mutter, die stets Klassenbeste gewesen war, von morgens bis abends an seinen brillanten Geschwistern gemessen wurde. Mit fünfzehn schickte sie mich zu einem angesehenen Psychologen ins Engadin. Nach endlosen Tests schrieb der Manneinensiebeneinhalbseitigen

Bericht über mich, den meine Mutter mir viermal vorlas. Das Fazit des Fachmanns war verheerend: Ich solle auf keinen Fall das Gymnasium beenden oder gar studieren, Krankenpfleger würde genau das Richtige für mich sein. Heute kann ich meine Schande wie eine Anekdote erzählen, aber sie hat Spuren hinterlassen. Obwohl meine Mutter schon lange tot ist, spüre ich immer noch den Wunsch, sie beeindrucken zu wollen.

Wie kamen Sie in Monaco an Kunden, die sich von ihren Schätzen trennen wollten?

Das Auktionsgeschäft lebt von drei «d»: *divorce, debts, death* – Scheidung, Schulden, Tod. Deshalb begann mein Tag mit Zeitungslektüre, erst die Gesellschaftsseiten, dann die Todesanzeigen.

Nach fünf Jahren bei Sotheby's wurden Sie 1979 Kurator der Kunstsammlung von Hans Heinrich Ágost Gábor Tasso Baron Thyssen-Bornemisza de Kászon, genannt Heini, Enkel des Stahl-Tycoons August Thyssen, und einer der reichsten Männer der Welt. Warum wechselten Sie Ihren Beruf?

Der Baron hatte in der Villa Favorita in Lugano die grossartigste private Kunstsammlung der Welt zusammengetragen. Alle grossen Künstler vom 12. bis zum 20. Jahrhundert waren vertreten. Nur die englische Königin besass etwas Vergleichbares. Ein weiterer Grund war, dass der Baron mir ungeheuer imponierte. Er war eine auratische Erscheinung, hatte Ladykiller-Appeal und besass Manieren, die mehr als tadellos waren. Einmal trafen wir uns in meinem Sotheby's-Büro. Wenn eine Angestellte hereinkam, stand er jedes Mal auf und begrüßte sie so formvollendet, als stünde ihm ein gekröntes Haupt gegenüber. Um seine Sammlung vorzuführen, schickte er mir sein Flugzeug, eine Dassault Falcon. Für den Baron war es ein gewöhnlicher Tag, wenn er morgens in London frühstückte, in Amsterdam zu Mittag ass, nachmittags in Paris den Louvre besuchte und abends in Rom auf einer Party tanzte.

Wie sah Ihr erster Arbeitstag aus?

Ich sollte ein komplettes Inventar seiner Bilder erstellen. Ich ahnte nicht, dass mir eine Weltreise bevorstand. Der Baron hatte Büros in Bremen, Zürich und Monte-Carlo und Häuser in London, Gloucestershire, St. Moritz, Marbella, auf Jamaika und Sardinien. Überall hing teuerste Kunst an den Wänden. **Thyssen-Bornemisza war damals Ende fünfzig und sah aus, wie Hollywood sich einen**



«Künstler verstehen ihre Werke oft selber nicht»: Kunsthändler de Pury.

verworfenen Baron vorstellt: zweireihiger Massanzug, halbgeschlossene Augenlider, stets ein Glas in der Hand, atemberaubende Trophäenfrauen an jeder Seite.

Seine Ehefrauen waren nicht weniger spektakulär als seine Eroberungen. Als wir uns kennenlernten, war er in vierter Ehe mit der brasilianischen Bankierstochter Denise Shorto verheiratet, einer Society-Version

von Brigitte Bardot, die an der Sorbonne studiert hatte und akzentfrei fünf Sprachen sprach. Sie kannte sich in Kunstgeschichte aus und besass den ungekünstelten Stolz einer Löwin. Sie war die perfekte Frau für einen Mann, der alles hat.

Sie wurden der Trüffelhund von Thyssen-Bornemisza. Wie oft haben Sie für ihn Kunst gekauft?

Jede Woche, manchmal auch jeden Tag. Der Baron galt bei Händlern als *buyer number one*, deshalb wurden Bilder zuerst ihm angeboten. Maler, die ihn interessierten, hatten tot zu sein. Lebende Künstler fand er dubios. Die grosse Ausnahme war Lucian Freud, der in Berlin geborene Enkel von Sigmund Freud. Von ihm liess er sich Anfang der Achtziger malen. Da Freud schrecklich langsam arbeitete, musste er 160 Stunden lang Porträt sitzen, verteilt auf fünfzehn Monate. Heute hängt das Bild mitsamt seiner Sammlung im Museo Thyssen-Bornemisza in Madrid.

Warum sind Sie nach sieben Jahren 1986 zu Sotheby's zurückgekehrt?

Der Hammer rief mich. Ich vermisste das Fieber und das Drama bei Auktionen. Das Timing war perfekt: Auf dem Kunstmarkt hatte ein Goldrausch begonnen. Die Preistreiber waren Japaner. Sie kauften Hochhäuser in Manhattan, Filmstudios in Hollywood und Tonnen von Kunst.

1992 wurden Sie Europa-Chef von Sotheby's und weltweiter Chefauktionator des Hauses.

Was macht einen guten Auktionator aus?

Autorität, Stil, Verve, Theatralik und Sachkenntnis. Sie dürfen nicht wie ein schnöder Verkäufer wirken, der seine Ware unbedingt losschlagen will. Ihr Wissen und Ihre Bewunderung für das zu versteigernde Objekt müssen im Saal spürbar sein, andernfalls kriegen Sie keinen Draht zu den Bieter. Ihnen sitzen keine ahnungslosen Geldsäcke gegenüber, sondern smarte, informierte Kenner, die jeden Hype sofort durchschauen würden. Kunsthandel spielt im snobistischsten Milieu der Welt.

Sie sagen, wenn ein und dasselbe Objekt von fünf Auktionatoren vor gleichem Publikum versteigert wird, kommen fünf verschiedene Preise zustande. Woran liegt das?

An der unterschiedlichen Performance der Auktionatoren. Bieter haben ein Limit im Kopf. Ich verführe sie, ihr Limit zu vergessen, denn mein Job ist, das Maximum aus ihnen herauszuholen. Dazu muss ich die Stimmung im Saal prägen wie ein Showmaster, der die Zuschauer mit seiner *flamboyance* und seinem Leichtsinn ansteckt. Wichtig ist, für eine Dramaturgie zu sorgen und das Tempo zu variieren. Nur Anfänger brennen ein Feuerwerk ab und versteigern die teuren Objekte hintereinander weg.

Könnten Sie ebenso gut Pferde oder gar Schweinehälften versteigern?

Ich fürchte, ja.

Was raten Sie einem Neuling bei einer Auktion?

Kaufen ist einfach. Schwierig ist, der Versuchung zu kaufen, zu widerstehen. Seien Sie anspruchsvoll und wählerisch, als gelte es, Ihre einzige Tochter zu verheiraten. Aber nehmen Sie sich in Acht: Kunst, die schwer zu kriegen ist, hat etwas Unwiderstehliches

und steigert die Begehrlichkeit. Das ist wie bei der Liebe.

Was war das teuerste Objekt, das Sie versteigert haben?

Andy Warhols «Men in her Life». Das Bild brachte vor sieben Jahren 63,4 Millionen Dollar. Die jüngsten Rekorde halten zwei Kollegen von Christies's. Bill Cannon versteigerte vor zwei Jahren Modiglianis «Liegenden Akt» für 170,4 Millionen Dollar an den chinesischen Milliardär Liu Yiqian. Jussi Pylkkanen versteigerte im selben Jahr Picassos «Die Frauen von Algier» für 179,4 Millionen Dollar. Auktionsrekorde sind wie Sportrekorde, man kann sich nie sehr lange mit ihnen schmücken. Bald wird die Schallmauer von 200 Millionen Dollar durchbrochen werden.

Eine Kollegin von Ihnen hat mal einem Kunden im Saal zugerufen: «C'mon, get your balls out!» Darf man jemanden auffordern, seine Eier rauszuholen, um den Auktionspreis in die Höhe zu treiben?

Bei einer kommerziellen Auktion: Nein. Bei einer Wohltätigkeitsauktion: Ja. Da dürfen Sie wie eine gewiefte Animierdame auftreten und alle Register ziehen. Wenn ich die Leute im Saal kenne, spiele ich die grossen Egos gegeneinander aus. Keiner will das Bietgefecht verlieren, weil er glaubt, sein Prestige würde leiden. Das Schöne ist, dass diese Eitelkeitsduelle Notleidenden zugute kommen. Bei der Amfar-Gala in Cap d'Antibes habe ich vor drei Jahren ein vergoldetes Mammutskelett von Damien Hirst für 15 Millionen Dollar an den aus der Ukraine stammenden Milliardär Leonard Blavatnik versteigert. Im folgenden Jahr bat mich Leonardo DiCaprio, auf einem Weingut bei Saint-Tropez eine Auktion für seine Umweltstiftung zu leiten. Der Eintritt kostete 19 000 Dollar. Unter den 650 Gästen waren Sylvester Stallone, Goldie Hawn, Adrien Brody, Orlando Bloom, Marion Cotillard, Harvey Weinstein, Larry Gagosian und Tommy Hilfiger. Die Auktion begann um 21 Uhr und endete morgens um halb drei. Es kamen 40 Millionen Dollar zusammen.

Was haben Sie versteigert?

Zuerst Erlebnisse, die man nicht kaufen kann: mit Roger Federer Tennis spielen, mit Harvey Weinstein zu den Oscars gehen, eine Arktis-Expedition mit Albert von Monaco. Dann kamen Arbeiten von Andy Warhol, Frank Stella, Banksy und Monet unter den Hammer. Zum Schluss habe ich zwei Privatkonzerte von Elton John versteigert. Den Zuschlag bekamen zwei Milliardäre aus Asien für jeweils drei Millionen Euro.

1997 verliessen Sie Sotheby's zum zweiten Mal und gründeten mit Daniella Luxembourg das Auktionshaus de Pury & Luxembourg. Warum wollten Sie Ihrem ehemaligen Arbeitgeber die Stirn bieten?

Christie's und Sotheby's bildeten seit Jahrzehnten ein Duopol, das mehr als neunzig Prozent des Auktionsmarktes beherrschte. Durch einen ruinösen Konkurrenzkampf waren die Gewinne fast auf null geschrumpft. Ich wollte die beiden Kolosse zu einem Triumvirat zwingen. Wenn Christies's und Sotheby's wie Coca-Cola und Pepsi waren, wollte ich Red Bull sein.

Ihre Geschäfte liefen anfangs glänzend.

Deshalb wurde Bernard Arnault auf uns aufmerksam, der Chef des Luxusgüterkonzerns LVMH. Sein Erzrivale François Pinault hatte Christie's 1998 für 1,2 Milliarden Dollar gekauft, also wollte Arnault ebenfalls ein Auk-

«Auktionsrekorde sind wie Sportrekorde, man kann sich nie sehr lange mit ihnen schmücken.»

tionshaus besitzen. LVMH kaufte die Londoner Galerie Phillips, und wir fusionierten zu Phillips, de Pury & Luxembourg. 75 Prozent des neuen Unternehmens gehörten LVMH.

Ihr erster Scoop war die Versteigerung von Bildern aus der Sammlung von Heinz Berggruen.

Arnault und ich trafen uns mit Berggruen in der «Paris Bar» in Berlin und boten ihm eine unschlagbare Garantiesumme. Bei der Auktion versteigerten wir 41 Meisterwerke, darunter einen Cézanne für 38 Millionen Dollar. Alles schien bestens zu laufen, aber ein paar Monate später stürzten in New York die Zwillingstürme ein, und der Luxusmarkt drohte zu kollabieren. Nachdem Arnault deswegen aus unserer Firma ausgeschieden war, trugen wir ein Stigma: Einer der grössten und intelli-

An den Frühling

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Eile! da bist ja wieder!
Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Ei, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und «s Mädchen liebt mich noch!

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir –
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? – du gibst es mir?

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Friedrich Schiller (1759-1805)



gentesten Player auf dem Kunstmarkt hatte uns das Vertrauen entzogen. Der 4. November 2002 wurde mein Pearl Harbor. Vor der Versteigerung waren siebzehn Bilder auf mehr als eine Million Dollar geschätzt worden, aber als ich das Podium betrat, sassen die Bieter den ganzen Abend auf ihren Händen, und wir verkauften nur eines von den siebzehn. Statt an diesem Tag um die 50 Millionen Dollar umzusetzen, kamen wir nur auf 6,9 Millionen. Die Schadenfreude unserer Konkurrenten war grenzenlos. Ich war ein *dead man walking*.

Nach Auftritt und Kleidung wirken Sie wie ein Schweizer Bankier. War es Kalkül, dass Sie Ihr neues Unternehmen wie ein Glam-rocker führten?

Beurteilen Sie ein Buch nie nach dem Umschlag. Ich weiss, dass ich konservativ und konventionell wirke, aber ich liebe Hip-Hop, bin gern DJ und gehöre auf Partys immer zu den Letzten. Zu Künstlern fühle ich mich stärker hingezogen als zu Menschen, die Kunst kaufen.

Grosssammler können sich nur mit einem Bruchteil ihrer Käufe umgeben. Das meiste verschwindet in schwerbewachten Zollfreilagern in der Schweiz oder in Singapur. Allein im Genfer Zollfreilager, dem grössten geheimen Museum der Welt, soll Kunst im Wert von 100 Milliarden Dollar lagern.

Mit achtzehn war ich überzeugt, ein Bild lebe nur, wenn ein Mensch davorsteht und es anschaut. Ich glaubte, Menschen könnten sich an Kunstwerken erfreuen, ohne das Verlangen zu haben, sie besitzen zu wollen. Ich habe lernen müssen, dass Sammler völlig anders ticken. Das Wichtigste für sie ist, das Objekt zu besitzen. Ob sie auch leibhaftig davorstehen können, ist zweitrangig.

Sigmund Freud meinte, Sammler kompensierten Entbehrungen, die sie als Kind durch fehlende Mutterliebe erlitten haben. Wer es nicht schafft, erwachsen zu werden, ersetze Teddys und Puppen durch Kunstwerke.

An dieser Theorie ist viel dran, aber vergessen Sie nicht, dass Sammeln ein Urtrieb des Menschen ist. Meine sechsjährige Tochter ist von Puppen besessen und baut eine Sammlung auf. Meine Passion in ihrem Alter waren Modellautos. Eine Sammlung zu haben, gibt einem das Gefühl von Zugehörigkeit und Geborgenheit, auch wenn wir alle wissen, wie trügerisch dieser Glaube ist. Es gibt allerdings auch Sammler, für die Kunst lediglich eine Möglichkeit ist, ihr Anlagenportfolio zu diversifizieren. Ein Gerhard Richter ist für sie ein solider Vermögenswert wie eine Immobilie an der Côte d'Azur. Die Schönheit und Wahrheit eines Bildes interessiert sie ebenso wenig wie das Inspirierende und Lebensintensivierende, das von Kunst ausgehen kann. Sie wohnen in einem geräumigen Town House im Londoner Stadtteil Mayfair. Wie viel von Ihrer Kunst ist dort zu sehen?

Etwa zwanzig Prozent. Der Rest ist in einem Zollfreilager in der Schweiz.

Wie viel Kunst kaufen Sie?

Zwei, drei Objekte im Monat. Ich habe den ebenso eitlen wie vergeblichen Traum, eines Tages meine eigene Villa Favorita zu haben.

Der Stahl-Tycoon Andrew Carnegie wäre längst vergessen, hätte er New York nicht 1891 die Carnegie Hall geschenkt. Befeuert Museumsstifter wie Bernard Arnault und François Pinault insgeheim der Wunsch, unsterblich zu werden?

Als beinharte Realisten wissen beide, dass nichts länger lebt als Kunst. Warum ragen Menschen wie Richard III. oder Wallenstein aus dem historischen Dunkel? Doch nur, weil die Künstler Shakespeare und Schiller Dramen über sie geschrieben haben, die so gut sind, dass wir sie immer noch lesen. Jeder Milliardär weiss, dass er ein paar Jahre nach seinem Tod ein Niemand sein wird, wenn kein kulturelles Vermächtnis seinen Namen verewigt. Die egoistische Seite von Mäzenen ist, dass sie Geld gegen postmortalen Ruhm tauschen wollen.

Der amerikanische Künstler Sol LeWitt meinte: «Die einzige mögliche Art, ein Kunstwerk zu besitzen, ist, es zu verstehen.» Richtig?

Falsch. Was heisst denn schon verstehen? Künstler verstehen ihre Werke oft selber nicht.

Verlangt es mehr Glauben als die Religion, das «Schwarze Quadrat» von Kasimir Malewitsch für einen Höhepunkt der Malerei des 20. Jahrhunderts zu halten?

Für manche Menschen passiert auf einem monochromen Bild mehr als auf Facebook oder einem Dating-Portal. Das sollte man respektieren.

Der Kunsttheoretiker Bazon Brock meint, er sehe lieber einen Busen als ein schwarzes Quadrat.

Das geht mir auch so.

Schauspieler Sylvester Stallone sagt über seine Erfahrungen mit moderner Kunst: «Ich habe 1,7 Millionen Dollar für ein Bild von Anselm Kiefer bezahlt. Es war Stroh drauf. Kiefer hat das Stroh mit Klebstoff befestigt. Zu Hause denke ich: «Scheisse, was liegt da unterm Bild?» Stroh. Jeden Tag ein neuer Halm. Ich rufe den Händler an und sage: «Der Kiefer haart.» Sagt der Händler: «Mister Stallone, das muss so sein, das Bild geht durch eine Entwicklung, das Bild lebt.» Ich dachte, ich werd' verrückt. 1,7 Millionen Dollar! Ich hab die Halme wieder drangeklebt. Jeden Tag lag ein Halm unten, ich hin, Klebstoff, Halm wieder dran. Ich hab's nicht eingesehen.»

Da kann ich ein Lied von singen. Bei einem Atelierbesuch in Budapest habe ich mich in ein Gemälde verliebt, das aus vielen

Wachsschichten bestand. Ich kaufte es und liess es zu mir nach Hause transportieren. Obwohl meine damalige Frau und meine Kinder das Bild scheusslich fanden, hängte ich es im Wohnzimmer auf und sagte: «Eines Tages werdet ihr stolz auf mich sein, dass ich dieses Bild gekauft habe!» Ein paar Stunden später stellte ich bestürzt fest, dass das Wachs geschmolzen war. Ich hatte das Bild zu nah an die Heizung gehängt. Es war im Eimer. Ich rief den Künstler an und beschrieb, was passiert war. Er sagte: «Da kann ich Ihnen nicht helfen», und legte auf. Als meine Kinder die Ruine sahen, triumphierten sie. Ihre Expertise hatte gewonnen.

Der Maler Markus Lüpertz meint, ein zweistelliger Millionenpreis sei für ein Kunstwerk der Todesstoss: «Wenn sich die Leute die Kunst von Gerhard Richter ansehen, denken sie nur noch an die hohen Summen.»



Lüpertz hat recht. Was etwas kostet, beeinflusst unterschwellig, was wir sehen. Bei Richter sehen viele keine Kunst, sondern Geldscheine. Dass Kunst so populär geworden ist, liegt auch daran, dass sie so teuer geworden ist. Siebenstellige Preise faszinieren Menschen. Man kann die Regel aufstellen: Je länger die Schlangen vor einem Museum, desto teurer die ausgestellten Bilder. Astronomische Preise haben aber auch ihr Gutes. Am Empfangstresen von Sotheby's stand mal ein älteres Ehepaar mit einem Objekt, das sie mit grösster Sorgfalt verpackt hatten. «Ein Familienerbstück, das wir über alles lieben», sagten sie. Als der hinzugerufene Sotheby's-Experte so diplomatisch wie möglich zu verstehen gab, das Objekt habe keinen finanziellen Wert, waren die beiden nicht wiederzuerkennen.

Dieselben Menschen, die das Objekt eben noch mit Sorgfalt und Liebe behandelt hatten, warfen es achtlos in den Karton zurück. Seit diesem Augenöffner halte ich hohe Preise für einen Segen. Sie garantieren Pflege und Schutz der Kunst.

Wie viele Menschen gibt es, die für Kunst ein Vermögen ausgeben?

Der Kunstmarkt ähnelt einer Pyramide. Die Spitze bilden rund dreissig *high rollers*, die den Willen und die Mittel haben, für ein einzelnes Kunstwerk mehr als 100 Millionen Dollar auszugeben. Dazu kommen 100 bis 125 Personen, die 50 Millionen für ein Werk ausgeben. Bei Objekten für eine Million Dollar gibt es einige tausend Käufer. Den Fuss der Pyramide bilden 85 Millionen Menschen, die auf Ebay an Kunstversteigerungen teilnehmen. Um die Spitze der Pyramide muss sich niemand Sorgen machen, denn in den vergangenen fünf Jahren hat sich die Zahl der Milliardäre verdoppelt, und ich gehe davon aus, dass diese Entwicklung so weitergeht.

Niemand kauft mehr Kunst als die Herrscherfamilie von Katar. Der jährliche Etat für Ankäufe soll bei einer Milliarde Dollar liegen. Gelagert wird die Kunst in der Schweiz.

Die Museen, die in Katar entstehen, um diese Kunst zu zeigen, gehören zu den ambitioniertesten kulturellen Megaprojekten des 21. Jahrhunderts. In zehn, zwanzig Jahren wird Doha für Kunstliebhaber ein Muss sein wie Rom, Florenz oder Sankt Petersburg. Das 2008 eröffnete Museum für Islamische Kunst ist der erste Beweis für die Qualität der Architektur, die in Doha entsteht. Es ist meines Erachtens das schönste Gebäude, das I.M. Pei je entworfen hat. Geplant sind sieben bis acht dieser sensationellen Museen.

Die einflussreichste Frau in der Kunstwelt ist Sheikha Al Mayassa bint Hamad bin Khalifa Al Thani, die 34 Jahre alte Schwester des Emirs von Katar. Sie entscheidet, welche Kunst gekauft wird. Welche Erfahrungen haben Sie mit ihr gemacht?

Sie ist eine Art Caterina de' Medici in der Wüste. Sie kauft intelligent und mit einem extrem hohen Sinn für Qualität. Es wird eine Sensation sein, wenn das Publikum eines Tages zu sehen bekommt, was sie für Katar erworben hat. Mehr kann ich nicht sagen, weil sie auf extremer Diskretion besteht.

2012 haben Sie Ihre letzten Anteile an Phillips de Pury an den russischen Luxuskonzern Mercury verkauft, seit 2015 betreiben Sie mit Ihrer zweiten Frau die Firma de Pury de Pury. Was tun Sie?

Wir entdecken neue Künstler, beraten Klienten beim Aufbau einer Sammlung und führen Kunstauktionen im Internet durch. Wir brauchen nur noch Telefon und Computer und sind deshalb so frei wie nie zuvor in unserem Leben. ○

Ein rasender Irrer

Erst hymnisch gefeiert, dann gescholten: Der Vergewaltigungsfall um Regisseur Nate Parker riss auch seinen Film «The Birth of a Nation» ins Abseits. Von Wolfram Knorr



Grosse Geste: Nate Parker in «The Birth of a Nation».

Das Lourdes der Aussenseiter und Unabhängigen, das Sundance-Filmfestival in Utah, ist auch Pilgerort der Scouts und Makler der Major-Studios, die immer auf der Pirsch nach Talenten sind. Im vergangenen Jahr witterten sie eine besonders fette Beute. Die Rede war vom Regie-Erstling eines Schauspielers, der in siebenjähriger zäher Arbeit einen Film gestemmt und mit ihm einen historischen Fall ans Licht geholt hatte, der von der amerikanischen Geschichtsschreibung konsequent im Strom des Vergessens versenkt worden war: den Sklavenaufstand von 1831, den der schwarze Prediger Nat Turner aus Virginia angezettelt hatte und für den er öffentlich gehängt worden war. «Ein Schwarzer, der die Welt wie John Wayne sieht», schrieb der afroamerikanische Schriftsteller James Baldwin (1924–1987), «wäre kein exzentrischer Patriot, sondern ein rasender Irrer.» Nat Turner wurde für einen solchen gehalten. Der Film über ihn heisst «The Birth of a Nation».

Wütende Geschichtskorrektur

Der schwarze Schauspieler Nate Parker, 37, der unbedingt diese Geschichte der Vergessenheit entreissen wollte, schrieb das Drehbuch, produzierte den Film, führte Regie und spielte die Hauptrolle. Nicht weil er ein Autorenfilmer sein wollte, sondern weil die ökonomischen Bedingungen gar nichts anderes zulieszen. Viele Fi-

nanciers winkten ab; dass er selbst 100 000 Dollar aus seiner Schatulle beisteuerte, half nicht. Aufgeben kam aber für Parker nicht in Frage, und so kratzte er dann doch, dank des Produzenten Aaron L. Gilbert («Tumbledown»), die für Hollywood bescheidene Summe von etwa 20 Millionen Dollar zusammen. Seine Sturheit und Unbeirrbarkeit machten sich bezahlt: Das Publikum war hin und weg. Mit dem Titel «The Birth of a Nation» wollte Parker den gleichnamigen, rassistischen Klassiker aus dem Jahre 1915 verhöhnern. Er erhielt nicht nur den grossen Preis der Jury, sondern auch den Publikumspreis, und zur richtigen Zeit kam er sowieso. Die Auseinandersetzung um die rein weisse Oscar-Sause 2015 war noch nicht abgeklungen, da kam Parker mit seiner wütenden Geschichtskorrektur und wurde sogleich zum kommenden Oscar-Favoritin erklärt. Das war das Halali der Makler, und Fox Searchlight machte das Rennen: Es bot die einmalige Summe von 17,5 Millionen Dollar für die Vertriebsrechte. Parkers Triumph war vollkommen. Auf einer hochemotionalen Pressekonferenz erklärte er, mit dem Film Amerika einen Spiegel seiner rassistischen Geschichte vorhalten zu wollen.

Doch auf einmal kam zur Sprache, was als Information bei Wikipedia schon lange zu greifen war: Im Jahre 1999 wurden Parker und Collegekumpel Jean McGianni Celestin beschuldigt,

eine Kommilitonin vergewaltigt zu haben. Parker wurde freigesprochen, der Freund erst verurteilt, dann das Urteil revidiert. 2012 nahm sich die Betroffene das Leben. Nach Sundance, in Toronto, wurde Parker gefragt, ob er sich bei der Familie der Ex-Kommilitonin entschuldigen werde. Er sagte, er sei freigesprochen worden, und ausserdem könne man den Film und sein Privatleben nicht miteinander verknüpfen – was nicht hilfreich war; zahlreiche Kinos zogen den Start zurück, Plakate wurden mit «Vergewaltiger» überschrieben, Oscar-Nominierungen waren undenkbar geworden. Zudem, so Parker weiter, liege der Fall siebzehn Jahre zurück, worauf prompt die Gegenfrage kam, warum er dann über ein Ereignis Klage führe, das 200 Jahre zurückliege. In seinem Film werden schliesslich auch Frauen vergewaltigt. Wo ist die Solidarität mit den Frauen? Ehe er sich versah, hing Parker im Niemandsland zwischen Kunst und Künstlerleben. Ein künstlerisches Resultat habe eben mit dem irdischen Treiben des Künstlers nichts gemein.

Die Bibel als Unterwerfungsmedium

«The Birth of a Nation» handelt, dreissig Jahre vor Ausbruch des Bürgerkriegs, vom schäbigen Sklavenalltag. Trostlosigkeit, Angst und Gewalt. Auspeitschungen, Vergewaltigungen sind an der Tagesordnung. Da dampft zuweilen arg der Naturalismus, aber die Wut des Regisseurs aus dem penibel rekonstruierten Milieu ist spürbar. Der Süden als böses, gefährliches Terrain, aus dem es kein Entkommen gibt: ein klaustrophobisches Ambiente. Der kleine Nat Turner wird von der Frau des Plantagenbesitzers ins Haus geholt, um die Bibel zu lesen. Jahre später vermietet der schwerverschuldete Hausherr Samuel den Bibelkenner Nat an andere Plantagenherren, um deren Sklaven mit seinen Predigten für jeden Dreck gefügig zu machen. Die Bibel als Unterwerfungsmedium. Der pure Sadismus treibt Turner auf die Barrikaden. Das authentische Klima ist stimmig, aber Parker verfällt stellenweise selbst in eine Predigt. Die grosse Geste – tieftragische Atmosphäre und Ergriffenheit – kollidiert mit dem realistischen Furor, nichts zu beschönigen, auch die negativen Seiten seines Helden zu zeigen.

Was in Zusammenhang mit Parkers Film nachdenklich macht, ist aber etwas anderes: Wo bleiben weitere Filme, die das Geschichtsbild geraderücken? Solange es die nicht gibt, bleibt «The Birth of a Nation» ein singulärer Beitrag, der bestätigt, was Ralph Ellison schon Anfang der 1950er Jahre in seinem epochalen Werk «Der unsichtbare Mann» schrieb: «Ich bin ein wirklicher Mensch, aus Fleisch und Knochen, aus Nerven und Flüssigkeit – und man könnte vielleicht sogar sagen, dass ich Verstand habe. Aber trotzdem bin ich unsichtbar – weil man mich einfach nicht sehen will.»

Ab 27. April im Kino

Der Schmieranten-Prinzipal

Der amerikanische Schauspieler Matthew McConaughey brilliert in «Gold» als gieriger Prahler aus der Gasse. Ein Ereignis.

Von Wolfram Knorr

Eine sehr amerikanische Kunstfigur ist der Handlungsreisende; nicht erst seit Arthur Millers Bühnenklassiker «Death of a Salesman». Sein gebeuteltes Willy Loman steckt in zahllosen Helden aus Literatur und Film. Ein vom Erfolgswang gejagter Träumer, der den American Dream zu leben versucht. Immer auf dem Sprint, getrieben von der Sehnsucht, nie zurückschauen zu müssen, aus Furcht, dann zur Salzsäure zu erstarren wie Lots Frau. Im Biopic «The Founder» über Ray Kroc, der aus der Hamburgerbude McDonald's eine Weltmarke machte, wird dieses Bild zur beklemmenden Tragik: Kroc (Michael Keaton), der nie innehält, lässt sich auf seiner Hatz scheiden, und seine Frau (Laura Dern) lässt er wie Lot zurück. Der «Salesman-Typ», der Willy Loman (*low man*), ist vor allem eine Steilvorlage für ehrgeizige Charaktermimen, die den Virtuosen-Parnass erklimmen wollen.

Waschechter Rinnsteinkläffer

Neuer Gipfelstürmer ist Matthew McConaughey («True Detective») in Stephen Gaghans («Syriana») «Gold». Ein Film, frei – und mir scheint, sehr frei – nach einer wahren Geschichte aus den 1990er Jahren: Die kanadische Bre-X Minerals behauptete, in der indonesischen Provinz Busang auf ein riesiges Goldvorkommen gestossen zu sein. Darauf stieg ihr Börsenwert in gewaltige Höhen. Doch dann kam der Sturz: Das Gold war eine Fälschung. Gaghan personalisiert die Story mit Kenny Wells (Matthew McConaughey), der mit seinem kaputten Unternehmen und seinem Kompagnon, dem Geologen Mike Acosta (Édgar Ramírez), in Indonesien nach Gold schürft und gewaltig Kasse macht. Das ruft die Raubtiere der Wall Street auf den Plan, die Wells ausnehmen wie eine Gans, während Acosta still und heimlich Millionen Aktien vor dem Goldschwindel abstösst, auf sicheren Konten lagert und abtaucht. Wells ist fassunglos, sein Traum zerplatzt, und einen Freund hat er auch verloren – scheinbar.

Matthew McConaughey als Wells unterscheidet sich erheblich von seinen Kollegen Michael Douglas («Wall Street», 1987) oder Leonardo DiCaprio («The Wolf of Wall Street», 2013). Wells ist kein schnecker Armani-Zwirn-Träger, sondern ein waschechter *low man*, ein Schmierant, Hallodri, Rinnsteinkläffer. Die Firma seines Vaters hat er mit seiner fixen Idee, Gold zu finden, ruiniert. Immer die Fluppe in



«Low man»: McConaughey als Kenny Wells.

der einen Kralle, die Whiskyflasche in der anderen, labert er vulgär, geil und rüde, die Worte hervorknautschend unter trüb-wässrigem Alkoholblick, seine Freundin voll, den einzigen Menschen, der noch zu ihm hält. McConaughey spielt diesen Gossen-Loman so intensiv, dass man meint, der Nikotin- und Alkoholgeruch dieser ungepflegten, kantighageren Erscheinung mit der Alkoholwampe steige einem in die Nase. Da beginnt die Grenze zwischen «privat» und «gespielt» zu flirren.

Das mag nicht jedermanns Sache sein, man erfährt zu wenig über die Hintergründe, etwa wie es dem Geologen Acosta gelingt, sein «Gold» so zu fälschen, dass es keinem Fachmann auffällt. Klar, die Gier macht Menschen blind, in Gaghans «Gold» eben Wells. Es geht einzig und alleine um die Figur, die als abgestunkener Wanderschmierant-Prinzipal herumdelliriert, dem sogar kalte Investoren auf den Leim gehen. Mit seiner gleisnerischen, tölpelschlauen, speichelleckerischen Pffiffigkeit verkörpert er ein Jahrzehnt – die innere, destruktiv-morsche *low man*-Getriebenheit hinter den feinen Wall-Street-Nadelstreifen-Fassaden à la Michael Douglas. Einziger Gegenpart ist Édgar Ramírez als Acosta. Er ergänzt Wells' wilde Technicolor-Visionen um die scheinbare Beständigkeit eines Schwarzweissfilms.

Grosser später Fund: Bill Evans lives

Von Peter Rüedi

The king can do no wrong», heisst es. Bill Evans war seit seinem frühen Trio mit Scott LaFaro und Paul Motian («Sunday at the Village Vanguard», 1961) unzweifelhaft der König auf dem Feld des Pianotrios im modernen Jazz. Seinem Einfluss entzieht sich noch heute keiner, der mit dem alten und scheinbar konventionellen, in Wahrheit nach oben offenen Format umgeht. Vor allem mit dem integrierten Ideal, das die Partner aus der Rolle von Begleitern befreite, war Evans ein Pionier in der Sparte. Unfehlbar war der King freilich nicht. Geschlagen mit grossen gesundheitlichen Problemen, die teils Ursache, teils Folge seiner Drogensucht waren, wirken einige seiner unzähligen, zum Teil illegal mitgeschnittenen Live-Aufnahmen zerfahren; die bezwingende lyrisch-introspektive Schönheit namentlich seiner einzigartigen Balladenkunst bekam Risse und zerfiel gelegentlich in Routine.

Nicht so in der Musik, die, aufgenommen bei einem Konzert im Wisconsin Union Theatre in Madison am 15. November 1975, mit Eddie Gomez am Bass und Eliot Zigmund am Schlagzeug, erst heute, mehr als ein Dritteljahrhundert nach Evans' Tod 1980, erschienen ist. Sie ist, wie Drummer Zigmund richtig feststellt, in gewisser Weise eine Art Rückkehr zu früheren Zeiten: brillant im Interplay zwischen den Beteiligten, kraftvoll, präzise und konturiert in den Improvisationslinien von Evans' rechter Hand, vielschichtig, vieldeutig und tiefsinnig in der differenziert leuchtenden Harmonik. Kurz: das Evans-Trio, das in dieser Formation nur noch ein Jahr bestehen sollte, in bewundernswerter Topform (und technisch adäquat aufgenommen). «On a Monday Evening» ist nicht weniger als eine Sensation, vergleichbar nur mit den Highlights in Evans' umfangreicher Diskografie, mit dem Besten erst recht, was uns von seinem letzten Trio mit Marc Johnson am Bass und Joe LaBarbera am Schlagzeug erhalten geblieben ist. Die Abfolge ist eine Mischung von Eigenkompositionen des Pianisten und von Standards. Der schönste ist vielleicht der am wenigsten bekannte: «Minha» vom brasilianischen Pianisten und Sänger Francis Hime.



Bill Evans Trio (Eddie Gomez, Eliot Zigmund): On a Monday Evening. Concord Fantasy 0888072019713

In der Zwischenwelt des Fussballs

Für Spieler und Agenten ist der Transfermarkt ein hochinteressantes Geschäft. Angesehene Beraterfirmen und halbseidene Vermittler-Greenhorns jagen den Millionen hinterher. Wie funktioniert dieser kaum überschaubare Basar? *Von Thomas Renggli*

Sie sind die Schattenmänner des Fussballs. Sie operieren aus dem Halbdunkeln – und sind trotzdem überall. Sie wissen, was in den Garderoben gesprochen wird, und telefonieren mit mindestens zwei Handys gleichzeitig. Sie halten sich im sicheren Abstand zum Klubpräsidenten, aber kennen dessen Bedürfnisse ganz genau. Sie machen alles für ihre Spieler – und noch mehr für sich selber. Ihren Berufsstand gibt es offiziell gar nicht. Dennoch scheint ohne sie der Ball nicht mehr zu rollen. Sie sind – je nach Sprachgebrauch und Auffassung – Vermittler, Agenten oder Berater.

Erkundigt man sich in der Szene nach ihren Geschäftspraktiken und Umgangsformen, dämpfen selbst sonst mitteilsame Sportfreunde die Stimme, werden wortkarg und legen Wert darauf, nicht mit Namen zitiert zu werden. «Es ist immer wieder erstaunlich, wie schnell man im Fussball mit kleinem IQ sehr viel Geld verdienen kann», sagt ein erfahrener Trainer und Manager aus Zürich. Oft genüge es, im richtigen Moment am richtigen Ort zu sein – und mit der nötigen Forschheit aufzutreten. Denn im Beratermilieu braucht es weder einen Grundschulabschluss noch einen Leistungsausweis, um mitzumischen. Es gibt auch keine Zugangskriterien. Es ist, als hätte das Strassenverkehrsamt die Fahrprüfung abgeschafft und würde jedem Neulenkler den Ausweis mit einem Kanister Benzin als Motivationsspritze und der Aufforderung «Gib Vollgas!» überreichen.

Blutsverwandtschaft genügt

Dank horrenden TV-Geldern ist das Geschäft mit Fussballern ein Selbstläufer. Allein die 20 Klubs der englischen Premier League investierten im vergangenen Sommer über anderthalb Milliarden Franken in neues Personal. Und aus China befeuert die von Staatspräsident Xi Jinping diktierte Transferoffensive das Geschäft. Für Cristiano Ronaldo soll ein Klub eine Ablösesumme von 300 Millionen Euro und ein Jahresgehalt von 100 Millionen geboten haben. Einzige Quelle der Geschichte ist allerdings Ronaldo-Berater Jorge Mendes, das Schwergewicht der Szene. Im Nachgang zur WM 2014 in Brasilien soll der Portugiese mit Transfers 40 Millionen Euro verdient haben. So mutet seine Begründung für Ronaldos Absage an China fast schon zynisch an: «Geld ist nicht alles. Real Madrid ist Cristianos Leben.» Mendes weiss genau: Allein mit den Spekulationen um einen Absprung seines Klienten hält er bei den nächsten Vertragsver-

handlungen einen wichtigen Trumpf in der Hand.

Die Fifa hat die Bemühungen um eine Regulierung und Reglementierung aufgegeben. Auch die Fachprüfung des Schweizerischen Fussballverbands für Vermittler wurde 2015 abgeschafft. «Das war ein Fehler, denn es untergräbt die Glaubwürdigkeit der ganzen Szene», sagt Christoph Graf, Inhaber der Beraterfirma Graf Sports International. Die vom früheren Profi und heutigen Vermittler Wolfgang Vöge präsierte Swiss Football Agents Association will das Vakuum überbrücken.



Im Windschatten: Erdin (l.) und Xherdan Shaqiri.

Doch letztlich steht auch sie im rechtlich luftleeren Raum. «Die Mitgliedschaft bei uns ist keine Bedingung, um als Agent tätig zu sein», so Graf.

Wie Vöge gilt der frühere Sportjournalist Graf als seriöser Vertreter der Branche. Selbst wenn es auch ihnen letztlich um die Gewinn- und Gehaltssteigerung ihrer Klientel geht, treten sie zurückhaltend und diskret auf. Der ehemalige FCZ-Sportchef Marco Bernet spricht von «menschlich orientierten Beratern».

Doch im kaum überschaubaren Geschäft ist die Durchlaufrate grösser als an der Zürcher Bahnhofstrasse während der Adventszeit. Selbst als die Fifa und die nationalen Verbände das Geschäft mit einem Lizenzierungsverfahren zu regulieren versuchten, genügte die Blutsverwandtschaft mit einem Spieler, um auf dem Transfermarkt mitzudribbeln. So wird

heute der begabteste Schweizer Fussballer – der Basler Xherdan Shaqiri (25) – von seinem älteren Bruder Erdin betreut. Letzterer sortierte früher bei einem Grossverteiler die Regale und scheiterte beim Versuch, selbst Fussballprofi zu werden. Im Windschatten von Xherdan trat er doch noch auf die grosse Bühne – und dort von einem Fettnäpfchen ins andere. Bayern München, Inter Mailand, Stoke City: Die Stationen von Xherdan Shaqiris Auslandlaufbahn lassen erahnen, dass ein «Berater» selbst das grösste Talent in die falsche Richtung lenken kann. Immerhin achtet Erdin Shaqiri bei Medienanfragen pedantisch darauf, dass er jeden Gedanken seines Bruders gegenlesen kann. In München erntete er mit seinem Gebaren ein müdes Lächeln. In Mailand nannte man ihn «Erwin». In Stoke verhinderten bisher seine (mangelnden) Englischkenntnisse grösseren Schaden. Das sei das typische Muster, sagt ein Szenekenner: erfolgreicher Bruder, erfolgloser Bruder – die Mischung führe langfristig ins Abseits.

Dabei ist Shaqiris Beispiel zumindest juristisch harmlos. Bei anderen gilt die Unschuldsvermutung nicht mehr. In einem Geschäft, das sich oft im Graubereich zur Illegalität abspielt, in dem auch Schwarzgelder verschoben und Steuern hinterzogen werden, gehört die Grenzüberschreitung zum Alltag. Der Luzerner Peter Bozzetti wurde im November 2014 wegen versuchter Erpressung und versuchter Nötigung von YB-Sportchef Fredy Bickel zu sechzehn Monaten Gefängnis verurteilt, sechs davon unbedingt. Im gleichen Verfahren musste der Ex-GC-Manager Erich Vogel wegen Beihilfe eine Geldstrafe von neunzig Tagessätzen à 150 Franken sowie Genugtuung in der Höhe von 1500 Franken bezahlen. Zuvor hatte Vogel zwanzig Tage in Untersuchungshaft gesessen.

Unzimmerlich war im Februar 2009 Bozzettis Kollege Giacomo Petralito in den medialen Nahkampf gestiegen. Am Rande eines internen Testspiels der Grasshoppers hatte er einen Journalisten des *Tages-Anzeigers* tätlich angegriffen – offenbar wegen eines kritischen Artikels.

Eine Hand wäscht die andere

Der Konflikt zwischen Medienvertretern und Agenten ist ebenso wenig Zufall wie die Tatsache, dass Arbeitnehmer wie Bozzetti, Petralito oder Erdin Shaqiri auf dem medialen Boulevard immer wieder die Plattform erhalten, ihre Position unwidersprochen auszubreiten und für ihre Kunden Gratisinserate zu platzieren. Denn auf dem Fussballbasar stehen zwei



Offene Türen: Schalke-04-Mann Raffael (l.), Spielervermittler Lamberti.



«Rundum-Service»: Bozzetti (l.), Di Domenico.



Grenzüberschreitung: Erich Vogel.

Prinzipien über allem: *No news is bad news*. Und: Eine Hand wäscht die andere.

Gezielt gestreute Gerüchte beleben das Geschäft und treiben die Preise in die Höhe. «Die Journis sind wichtige Partner für uns», sagt der Zürcher Berater Gianluca Di Domenico. Er kümmert sich unter anderem um die Brüder Ricardo, Francisco und Roberto Rodriguez sowie um Torhüter David Da Costa. Was «kümmern» in diesem Fall bedeutet, erklärt Di Domenico so: «Wir bieten einen Rundum-Service – Steuerberatung, Finanzconsulting, Immobilienexpertise, Physiotherapie, mentale Unterstützung und Personaltraining.» Dazu kommen lebenswichtige Informationen über örtliche Gegebenheiten wie die attraktivsten Discos, die Abkürzung ins Rotlichtmilieu oder die besten Tattoo-Studios. Ausserdem muss früher oder später ein Offroader mit getönten Scheiben und die neuste Videokonsole be-

schaftt werden. Schliesslich haben die Fussballer neben dem Trainieren und Spielen (bei einem wöchentlichen Pensum von gut und gerne zwanzig Stunden) kaum mehr Zeit, selber ihren Alltag zu planen. Sie müssen skypen, telefonieren, gamen, flirten und ausschlafen. «Einige Fussballer gewöhnen sich daran, dass andere für sie denken», so Di Domenico.

«Einige Fussballer gewöhnen sich daran, dass andere für sie denken», so Di Domenico.

Die vergleichsweise grosse Macht der Agenten in der Schweiz ist auch auf die beschränkte Organisation der Klubs zurückzuführen. Ein professionelles Scouting-System betreibt nur der Branchenprimus aus Basel. Alle anderen sind auf externe Einflüsterer angewiesen. Bei den

Grasshoppers ging das phasenweise so weit, dass ein einziger Berater (Milos Malenovic) die halbe Mannschaft unter Vertrag hatte und damit faktisch mehr Einfluss als Trainer und Sportchef besass. Dies führte zum juristischen Zweikampf mit Ex-Captain (und Malenovic-Kunde) Vero Salatic und zur Flucht von Trainer Michael Skibbe in die Türkei. Mittlerweile macht man beim Rekordmeister den Saulus zum Paulus. Als GC-Chefscout waltet der frühere Agent Paul Bollendorff.

Spieler und Agenten kassieren

Ein anderes Beispiel: Der Ostschweizer Vermittler Dino Lamberti wurde nach einer Schlammschlacht mit FCZ-Präsident Ancillo Canepa im Zuge des Abgangs von Almen Abdi zu Udinese auf dem Letzigrund 2009 zur Persona non grata erklärt und für immer gesperrt. Weil Lamberti aber auch andere FCZ-Spieler berät (unter anderem Marco Schönbacher), sind die Letzigrund-Türen schon lange wieder offen. Mehr noch: Als erster Spielervermittler schaltete er sogar eine Bandenwerbung – wohl in der Annahme, dass seine potenziellen Kunden während des Spiels über die Seitenlinie schauen. Gleichzeitig wurde er Logenbesitzer. Wer da an ein Ausgleichsgeschäft mit Naturalersatz denkt, muss nicht viel Fantasie haben.

Lohnend sind die Praktiken vor allem für Spieler und Agenten. Christoph Graf spricht von einer Wertsteigerung von bis zu dreissig Prozent. «Eine externe Person kann bei Lohnverhandlungen und bei der Marktsondierung viel offensiver auftreten als der Direktbeteiligte – das ist aber nicht nur im Sport so», erklärt er. Dabei gibt es zwei Finanzierungsmodelle. Der Agent lässt sich seine Dienste bei Vertragsabschluss entweder durch eine Beteiligung am Spielerlohn (rund 3 bis 5 Prozent) oder eine einmalige Bonuszahlung vom Klub honorieren. Bei einem (Schweizer) Nationalspieler bewegt sich diese im sechsstelligen Bereich. So oder so: Fast immer bezahlen die Vereine die Rechnung. Marco Bernet bezeichnet den Schweizer Spitzenfussball als «Geldvernichtungsmaschine» und die Vermittler als «Preistreiber». Allein im August 2016 deklarierten die europäischen Vereine gegenüber der Fifa Zahlungen von 130 Millionen Franken an Agenten – es ist Geld, das letztlich den Klubs und ihren Arbeitnehmern verlorengeht.

Dabei hält rein theoretisch jeder Fussballer das Schicksal in den eigenen Händen – wie beispielsweise Yann Sommer. Der Nationaltorhüter vertraute bis zum Wechsel ins Ausland fast ausschliesslich auf die Beratung seines Vaters und zog nur punktuell Fachleute in Rechtsfragen bei. Eine Schwalbe macht jedoch bekanntlich noch keinen Sommer – der Mönchengladbach-Keeper ist allein auf weiter Flur. Denn die Unselbständigkeit der Protagonisten belebt das Geschäft. ○



Thiel

Unglaublich

Von Andreas Thiel

Ungläubiger: Gott gehört verboten! In seinem Namen werden zu viele Verbrechen begangen.

Gläubiger: Im Namen Gottes werden Gottlosigkeiten begangen? Merkst du den Widerspruch?

Ungläubiger: Egal, wie du es nennst, es ist mir zu oft der Name Gottes im Spiel.

Gläubiger: Du glaubst Verbrechern, die ihre Verbrechen Gott in die Schuhe schieben? Aber an Gott, in dessen Namen auch so viel Gutes getan wird, glaubst du nicht?

Ungläubiger: Ich kann nicht an Gott glauben, denn wenn es ihn gibt, verstehe ich ihn nicht.

Gläubiger: Das brauchst du auch nicht. Vertraue einfach darauf, dass Gott dafür dich versteht. Denn dass du ihn nicht verstehst, ist menschlich. Und dass er aber dich versteht, ist doch göttlich, vor allem, wenn man bedenkt, dass du Atheist bist.

Ungläubiger: Ich weiss nichts von Gott.

Gläubiger: Siehst du? Wie willst du ihn verstehen, wenn du nichts von ihm weisst? Er hingegen weiss alles über dich. Deswegen versteht er dich ja auch.

Ungläubiger: Ich glaube nicht an ihn, und er braucht auch nicht an mich zu glauben.

Gläubiger: Er glaubt aber bestimmt ganz fest an dich. Vermutlich gibt er sich allerdings keinen Illusionen hin. Deshalb versteht er auch Menschen wie dich, die ihn nicht verstehen.

Ungläubiger: Wieso sollte er an mich glauben?

Gläubiger: Weil er dich kennt, glaubt er daran, dass auch du ihn irgendwann mal erkennen wirst.

Ungläubiger: Er kann sich mir ja zeigen, dann erkenne ich ihn.

Gläubiger: Bist du blind? Er zeigt sich doch überall!

Ungläubiger: Wo? Dort wo Verbrechen in seinem Namen verübt werden?

Gläubiger: Nein, dort wo in seinem Namen Gutes getan wird.

Ungläubiger: Aber es wird doch auch Gutes getan, ohne dass sein Name fällt.

Gläubiger: Und? Ist diese Bescheidenheit nicht göttlich?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

High Heels und weisse Turnschuhe

«Das Zelt» feiert; Michael Steiner verfilmt Bestseller von Thomas Meyer; Abgang von Operndiva Renée Fleming. Von Hildegard Schwaninger

Cathrine und Adrian Steiner luden zur Gala in «Das Zelt»; die Promi-Dichte im Kasernenareal in Zürich war gross. Es war das Fünfzehnjähr-Jubiläum des Comedy-Tournee-Unternehmens. Adrian Steiner ist ehemaliger Zirkusartist (Fahrrad), Rechtsanwalt mit Dokortitel und als Unternehmer mit «Das Zelt» erfolgreich. Das Tourneetheater gibt zirka 250 Vorstellungen im Jahr, in neunzehn Schweizer Städten in drei Sprachregionen. Die Topstars der Schweizer Unterhaltungs- und Comedy-Szene stehen auf der Bühne, das kulinarische Angebot ist breit. So ist «Das Zelt» beliebt für Events und Firmenanlässe. Spass garantiert! Hauptsponsoren sind Postfinance und die Mobiliar.

Nationalrätin Natalie Rickli schritt mit ihrer Schwester über den roten Teppich. In weissen Turnschuhen, was gescheit war, denn man stand lange in der Lounge, wo man ausgiebig essen und trinken konnte. Beatrice Bolliger, am Arm ihres Ehemanns Herbert Bolliger, Migros-Boss, quälte sich in High Heels, wie auch Christine Lienhard, die Frau von Musiker Pepe Lienhard, die im langen Abendkleid daherspazierte. Der Dresscode «elegant» wurde sehr individuell interpretiert.

Christa Rigozzi, die das Programm moderierte, trug ein schwarzes Kleid mit vielen Rüschen. Die Männer, die auf der Bühne standen, waren entzückt.

Ständerat Ruedi Noser war da und Economicsuisse-Präsident Heinz Karrer mit Frau.

Zürich-Film-Festival-Co-Chefin Nadja Schildknecht erschien mit ihrem Partner, CS-Verwaltungsratspräsident Urs Rohner, der sich partout nicht fotografieren lassen wollte. Kein Wunder, hatte doch ausgerechnet an diesem Tag die Ethos-Stiftung die Ablehnung der Boni-Anträge sowie die Auswechslung des gesamten CS-Verwaltungsrats gefordert.

Im Publikum sah man Schauspieler Siegmund Tischendorf, der mit seinem Programm «Caveman» die Geschlechterunterschiede humoristisch-gnadenlos ausleuchtet und auch im «Zelt» auftreten wird, Schauspielerin Sabina Schneebeli, die Autoren Domenico Blass und Charles Lewinsky.

Auf der Bühne wurden Highlights der Tournee 2017 präsentiert: unter anderem Massimo Rocchi, Michael Elsener, Regula Espósito, die seit 25 Jahren als Bühnenfigur Helga Schneider tingelt, Bliss sowie zwei Kesse Frauen am Klavier, das Duo Luna-tic. Und die Gruppe Heimweh, elf Männer zwischen 24 und 55, aus sieben Kantonen, deren Debütalbum Platinstatus erreicht hat. Sie singen von Liebe, Sehnsucht, Träumen und von einem der stärksten Gefühle, dem Heimatgefühl. Viel Spass und starke Emotionen im Zelt, Cathrine und Adrian Steiner durften beim anschliessenden Umtrunk mit Dessertbuffet viele ehrliche Komplimente entgegennehmen.

Grosse Enttäuschung für Rolf Lyssy! Der Filmregisseur hätte gern «Wolkenbruchs



Fast verliebt

Ich Tarzan, du Jane

Von Claudia Schumacher

Gibt es eigentlich überhaupt Frauen, die sich nicht immer von Mann zu Mann hangeln wie von Liane zu Liane? Ihr habt doch alle das Tarzan-Syndrom», sagt Maxim und wirkt jetzt für seine sonst

so entspannten Verhältnisse erstaunlich verärgert. «Ich finde es echt traurig, dass ihr eine Beziehung nicht einfach beendet, wenn sie nicht mehr gut ist. Ein Mann wird doch in aller Regel nur dann von einer Frau verlassen, wenn der nächste schon bereitsteht.» Mein Cousin und ich sitzen auf einer Parkbank, blinzeln in die Sonne und schlecken Eiscreme wie zwei Kinder. Aber bei diesem Gerede schmeckt's mir gleich nicht mehr. «Was heisst hier «ihr»? Lass mich da bitte aus dem Spiel», sage ich – und denke dabei verstohlen, dass ich den fliegenden Übergang selbst schon einmal praktiziert habe. Nein, eigentlich... zweimal. Aber nicht ohne guten Grund!

«Du siehst das völlig falsch», kläre ich Maxim also auf. «Was du Tarzan-Syndrom nennst, ist kein Zeichen von Charakterschwäche. Sieh's doch mal so: Es zeugt von Leidenschaft, von Hingabe selbst im Angesicht der



Entzückend: Moderatorin Rigozzi.



Gäste im «Zelt»: Heinz Karrer mit Gattin.



Triumphe in Zürich: Sopranistin Fleming.

wunderliche Reise in die Arme einer Schicksal» verfilmt, den Bestseller von **Thomas Meyer** (48 Wochen auf der Bestsellerliste, bereits in 10. Auflage erschienen). Doch als Lyssy bei Turnus-Film-Chef **Hans Syz** vorsprach, war schon ein anderer als Regisseur bestimmt. **Michael Steiner**, seit «Mein Name ist Eugen» und «Grounding» der *big shot* unter den Schweizer Filmern, realisiert die Komödie.

Die amerikanische Sopranistin **Renée Fleming** gibt ihren Abschied von der Opernbühne. Die grosse Richard-Strauss-Interpretin feierte auch am Zürcher Opernhaus Triumphe. Als Arabella in der gleichnamigen Oper. Renée Fleming ist 58, in ihrer Heimat berühmter als **Anna Netrebko**, die *New York Times* widmete ihrem Abschied von der Oper eine ganzseitige Reportage (plus ein Viertel der Titelseite) unter dem Titel «The Diva Departs». Renée Fleming, die 2015 ihr Debüt am Broadway gab – in «Living on Love» spielte sie eine reizbare Diva –, will in Zukunft nur noch Konzerte singen, nicht nur klassische, sondern eventuell auch solche im Pop- und Jazzgenre; ausserdem ist sie seit 2010 Consultant an der Lyric Opera of Chicago, wo sie sich mehr engagieren will. Der Vergleich mit ihrer Kollegin **Beverly Sills** (1929–2007) drängt sich auf, die nach ihrem Rücktritt als gefeierte Sopranistin Direktorin der New York City Opera wurde. Renée Fleming gibt ihren endgültigen Abschied von der Opernbühne am 13. Mai in der Met in New York, als Marschallin im «Rosenkavalier» von Richard Strauss. Ein Kernsatz dieser Rolle, den sie so oft gesungen hat: «Jedes Ding hat seine Zeit.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

totalen Hoffnungslosigkeit», sage ich. «Denn nur Frauen, die irgendwann neben ihrem Partner aufwachen und merken, dass sein Herz verkalkt ist und er das Feuer hat ausgehen lassen, ohne auch nur ein müdes Scheit nachzulegen, nur solche Frauen brennen irgendwann mit einem Neuen durch.» Zwar werden Männer aus Lieblosigkeit verlassen, aber meistens wegen ihrer eigenen, denke ich. «Wenn wir uns dann trotzdem an die Beziehung klammern und erst weg sind, wenn uns ein neuer Mann gewaltsam da rausreisst, zeigt das doch nur, wie gross unsere Herzen sind», promote ich den versöhnlichen Blick auf uns Serien-Monogamistinnen.

Maxim schaut mich unbeeindruckt an, etwas Pistazien-Eis klebt an seiner Nase. «O ja, klammern, das könnt ihr...» – wie es scheint, hat er bereits den nächsten Aufreger gefunden. «Wie ich sie liebe, die Frauen, die das mit der Eman-

zipation nicht schnallen. Die nichts selber entscheiden und bei jedem Furz uns Männer fragen müssen. Zu hundert Prozent unselbständig, Frauentyp Zierranke: ein grosser Gewinn für uns.» Ich schaue meinen optisch gelungenen Cousin an und wundere mich über den harschen Zynismus. Was führen wir da für eine Kunstdebatte. «Stehst du, Maxim, nicht meistens auf der Seite der Männer, welche Frauen aus Beziehungen rauslösen?» Er schaut mich an, als wäre ich schwer von Begriff. «Das ist ja gerade das Drama!», sagt er jetzt und klingt etwas entspannter, fast belustigt. «Was glaubst du, warum ich mich auf keine Beziehung einlasse? Wie soll man euch Frauen denn vertrauen, wenn ihr so sprunghaft seid?» Ich muss lachen und haue Maxim in die Seite. «Du Ärmster», sage ich, «komm, ich kauf dir noch ein Eis.»



Unten durch Bangkok

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du bekommst eine Mail von der Lehrerin deines elfjährigen Sohnes: Du sollst zum Elterngespräch, mit Teilnahme des Schulpsychologen. «Ihr Sohn hat zum wiederholten Mal Mädchen aus seiner Klasse [...]» und so weiter. Du nimmst den Kleinen am Ohr und sagst: «Eine Stunde Fernsehverbot! Und das ziehe ich durch! Okay, eine halbe! Aber das gilt!» «Aber ich hab diesen doofen Zicken doch nichts getan!», sagt der Kleine. In der Mail der Lehrerin steht: «[...] hat er unter anderem das Wort «ficken» benutzt». «Jetzt erinnere dich mal», sagst du, «hast du wirklich «Zicken» gesagt?» «Klar», sagt der Kleine, «sind sie doch auch! Die nennen mich immer Bohnenstange! Diese doofen Beaches!» Der Englischunterricht an der Schule ist lausig! Du schreibst der Lehrerin: «[...] wurde mein Sohn von den Mädchen wegen seines vermutlich durch Hormone im Trinkwasser bedingten Längenwachstums diskriminiert, so dass ich keinen Grund sehe [...]» Danach gehst du mit dem Kleinen ins Kino. Er soll sich den Jugendfilm «Bibi und Tina» anschauen, damit er lernt, dass nicht alle Mädchen Zicken sind. Sondern sie sind, wie Bibi und Tina, irrsinnig nett, total klug, gewaltfrei, umweltfreundlich und den Jungs auf jedem Gebiet überlegen.

Tina hat auf ihrem Pferd Sabrina immer die zündende Idee, und die Jungs stehen dann mit offenen Mündern da und sagen: «Ach so. Ja klar. Das wär' uns gar nicht...» Und Bibi passt gut auf, dass die Jungs sich nicht wegen der Hautfarbe und solchen Dingen prügeln. Dein Sohn kommt völlig niedergeschlagen aus dem Kino. «Ich möchte kein Junge mehr sein», sagt er, «Jungs sind Loser.» Ihr geht nach Hause, deine Frau kocht ihm seine Leibspeise, aber der Kleine hat keinen Appetit. Nachts steht er plötzlich weinend in eurem Schlafzimmer und sagt: «Mama, Papa, ich will kein Nazi werden!» Am nächsten Morgen beim Frühstück fragt er dich, ob man ein Mädchen wird, wenn einem zum Beispiel ein Hund das Pimmelchen abbeisst. Jetzt musst du handeln, sonst steht er morgen im Garten des Nachbarn und wirft dessen Dänischer Dogge mit heruntergelassener Hose einen

» Fortsetzung auf Seite 72

»» Fortsetzung von Seite 71

Stein an den Kopf, nur um es im Leben leichter zu haben. Du bringst ihn im Auto zur Schule, begleitest ihn ins Klassenzimmer und sagst zu den Mädchen, die in den vordersten Bänken sitzen: «Wenn ein Junge eine heisse Kartoffel im Mund hat und Mädchen sieht, redet er so: «Uch eh Zucken! Vule Zucken.»» Dein Sohn ist begeistert, seine Männlichkeitskrise ist überwunden. Er ruft im Chor mit den anderen Jungs der Klasse: «Zucken! Zucken!»

Drei Tage später wird ein ausserordentlicher Elternabend einberufen, bei dem du das einzige Traktandum bist. Der Elternabend artet in eine lautstarke semantische Debatte darüber aus, ob ein Wort, das man mit einer heissen Kartoffel im Mund ausspricht, so gemeint ist, wie es klingt, oder ob es so gemeint ist, wie es ohne heisse Kartoffel klingen würde. In den sozialen Medien stellen die Väter von Söhnen sich hinter dich, während die Mütter von Mädchen ein unvoreteilhaftes Foto von dir verbreiten, auf das jemand in roten Lettern geschrieben hat: «Die Folge von Hormonen im Trinkwasser». Deine Frau verhält sich neutral, ebenso wie die meisten anderen Mütter von Söhnen. Einige Väter von Töchtern schicken dir anonyme Schulterklopf-Mails: «Man wird doch wohl noch <Zucken> sagen dürfen!» «War drei Wochen in Moskau. Dort ist ein Mann noch etwas wert!» «Weitermachen! Ein Freund.» Eine saudi-arabische Fernsehstation ruft an: «Sir, we'd like to interview you for our weekly English news magazine <Desperate Christian Housemen>.» Du überlegst dir, nach Thailand auszuwandern. Dein Sohn könnte in Hongkong in einer Privatschule mehr oder weniger machen, was er will. «Die Hauptstadt von Thailand heisst aber Bangkok», sagt deine Frau und schaut dich an wie Bibi einen Jungen, der wieder mal nichts checkt.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Rote ohne sieben Siegel

Von Peter Rüedi

La vie est trop courte pour boire des vins *déclassés*», sagen die einen, und sie haben recht. Die andern halten es für puren Snobismus, nicht zwischen Klasseweinen und Weinen für jeden Tag zu unterscheiden. Sie haben auch recht. Nicht nur aus Gründen der sparsamen Haushaltsführung, sondern weil es zuweilen einfach Spass macht, ein Glas in bedenkenlos grossen Schlucken zu geniessen, ohne sozusagen pausenlos in Ehrfurcht auf die Knie sinken zu müssen. Es ist dies einfach nicht die dem Lebensgenuss angemessene Körperhaltung. (Abgesehen davon, dass das Preis-Qualitäts-Verhältnis beim Wein längst eine undurchschaubare Relation ist.) Es ist schön, gelegentlich dem Geheimnis komplexer Weine nachzuspüren und herauszufinden, wo, wie und weshalb sie unsere olfaktorischen Anklangsnerven in Schwingung versetzen. Es ist aber auch kein geringes Vergnügen, einer Flasche zu begegnen, deren Inhalt sich wie ein offenes Buch ohne sieben Siegel präsentiert und die auf keineswegs banale Weise nichts anderes will, als eben dieses Vergnügen nicht zu stören.

Von dieser Art sind zwei Cuvées, die von der südlichen Rhone kommen, mit ihrer explosiven Frucht nicht für die Ewigkeit, aber durchaus für vier, sechs Jahre gebaut sind und die sich wenig eignen, eine Runde von sogenannten Weinkennern zu beeindrucken, wohl aber eine ausgelassene Gesellschaft, die dankbar dafür ist, nicht auch noch nach Feierabend komplizierte Rätsel vorgesetzt zu bekommen. Und wohlgerne: «Deklassierte» Weine sind sie beide nicht! Sie stammen beide von einer jüngeren Domäne, die sich Château la Croix des Pins nennt, aber aus zwei verschiedenen Appellationen: der eine aus der AOC Côtes du Ventoux, die zumindest jeder Radsportbegeisterte von der fast jährlich wiederkehrenden Etappe der Tour de France auf den Berg des Schweisses und der Tränen kennt.

Der andere kommt aus der kleineren Appellation Beaufort-de-Venise. Die liegt, grob gesagt zwischen Châteauneuf-du-Pape und Gigondas, südlich der pittoresken Dentelles de Montmirail (siehe *Weltwoche* Nr. 8/17), und für beide sind seit 2010 die beiden Freunde Jean-Pierre Valade (der Önologe) und Eric Petitjean verantwortlich. Der Ventoux ist ein Jahr jünger, besteht aus Grenache, Syrah und geringen Mengen Mourvèdre und Carignan; viel Frucht (Kirschen) und Würze, frische Säure. Der Beaufort («Les Contreforts de Montmirail») ist ein Grenache-Syrah-Blend, ebenfalls sehr fruchtig, dahinter aber mit etwas mehr runder, austarierter Substanz. Beide lohnen locker den Jahresbeitrag von Fr. 25.– bei Divo – auf beiden wird Mitgliedern ein Rabatt von 20 Prozent gewährt.

Château la Croix des Pins Les Trois Villages Côtes du Ventoux AOC 2015. 13,5%. Divo, Penthalaz. Fr. 11.25. www.divo.ch

Château la Croix des Pins Les Contreforts de Montmirail Beaufort-de-Venise AOC 2014. 13,5%. Ebenda. Fr. 15.50

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Hüben und drüben

Porsche kann mehr, als tolle Sportwagen bauen: Der Macan GTS ist ein gelungenes Reisefahrzeug mit Bodenfreiheit. *Von David Schnapp*

Es soll ja immer noch Leute geben, die es Porsche bis heute nicht verziehen haben, dass der Autobauer irgendwann vor vielen Jahren angefangen hat, sein Portfolio zu erweitern – mit einer Limousine, einem grossen und einem kleineren Geländewagen. Natürlich ist ein 911er eine Ikone des Automobilbaus, aber dass man seine Kompetenz in einem breiteren Produktangebot zum Ausdruck bringt, halte ich für einen legitimen unternehmerischen Vorgang. Am Ende kommt es ja vor allem auf das Resultat an – und darauf, ob es für ein neues Produkt

auch eine Kundschaft gibt. Im Falle des letzten neuen Porsche-Modells, des SUV Macan, das auf Basis des Audi Q5 gebaut wird, scheint der Erfolg dem Hersteller recht zu geben: Im Jahr 2016 war der Macan mit 1795 Stück das meistverkaufte Porsche-Modell in der Schweiz, und auch im ersten Monat des laufenden Jahres führt der nach dem indonesischen Wort für «Tiger» benannte Wagen die Verkaufstatistik an.

Ich hatte die Gelegenheit, den Macan in seiner schärfsten Ausbaubauvariante als GTS in zwei sehr unterschiedlichen Ausgangslagen, quasi hüben und drüben, zu fahren: zum einen während einiger goldener Herbsttage durch Los Angeles und Kalifornien und dann bei Schnee und Kälte im Engadin. Und dieser Porsche passt eigentlich immer. Auf dem Highway ist er bequem, bietet eine angenehme Übersicht und fährt sich ziemlich entspannt. Fährt man bei einem prominenten Restaurant wie dem «Spago» von Wolfgang Puck in Beverly Hills vor oder bei einem netten Hotel wie dem «Giardino Mountain» in Champfèr-St. Moritz, ist man mit dem Macan gewissermassen immer passend gekleidet. Nicht zu bescheiden, aber auch nicht übertrie-

ben. Der Portier nickt vielleicht leise anerkennend, und als Fahrer steigt man aus mit dem guten Gefühl, ein weiteres Ziel auf angenehme Art erreicht zu haben.

Gegenwert: ausserordentlich gut

Natürlich kann man Porsche kritisieren, für die Preispolitik zum Beispiel, die so sportlich ist wie ein 911 Turbo. Aber der Gegenwert, den zum Beispiel so ein Macan GTS bietet, ist halt auch ausserordentlich gut. Da ist einmal der Platz, die Verarbeitung, die Haptik des Leders, der Tasten und anderen Regler im Innenraum. «Das ist einfach gut», sagt mein Beifahrer, der sich mit Autos auskennt. Und dann natürlich das Fahrzeug im Wortsinn. Ein Knopfdruck («Sport»), und aus dem leise brummelnden SUV wird ein kernig röhrender Dynamiker. Auf dem Weg über den Julier kann die Elektronik zwar Gewicht und Bauart des Macan nicht ganz wegregeln, aber es ist schon erstaunlich, wie schön er sich in die Kurve legt und dann hinausbeschleunigt. Die 360 PS des V6-Biturbomotors und die 500 Nm, welche schon bei 1650 Umdrehungen pro Minute anliegen, genügen in solchen Momenten schon vollauf für das kleine Lächeln im Gesicht des Fahrers.

Kurz, mit dem Macan bin ich bisher immer gut gefahren: in die Berge, über Schnee, auf dem Highway oder sogar durch die Wüste (siehe *Weltwoche* Nr. 16/14). Viel mehr kann man von einem talentierten Reisefahrzeug nun wirklich nicht erwarten.

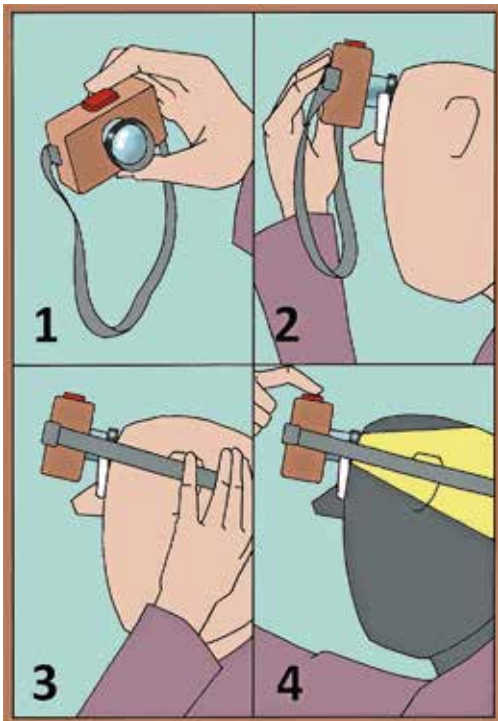
Porsche Macan GTS

Leistung: 360 PS/265 kW, Hubraum: 2997 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 256 km/h
Preis: Fr. 89 800.–, Testauto: Fr. 106 210.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer offensichtlich unterbelichteten Person eine Stirnlampe zum Geburtstag schenken? *Andréa Ottiger, Luzern*

Das Leuchtmittel als Zaunpfahl? Der Zaunpfahl als Holzhammer? Anästhesie zur Hirnoptimierung? – Sollten Sie aber ernsthaft der Meinung sein, damit etwas zur Intelligenzverbesserung des Beschenkten beizutragen, dann muss die vorsichtige Anmerkung erlaubt sein, ob Sie die Stirnlampe nicht besser für sich behalten. *Maurus Federspiel*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wie treffend und überzeugend muss Franziskus sein, wenn er auf diese Weise mit Gewalt erledigt werden muss?» *Andreas Imhasly*

Schwarze Schuhe

Nr. 14 – «Papst Allerlei»; Matthias Matussek über Papst Franziskus

Die Kunst, alles von hinten her zu lesen, alles wörtlich zu nehmen und einen Gegensinn herauszufiltern, beherrscht der Verfasser meisterlich. Wehe, ein Papst trägt statt der roten schwarze Schuhe! Wehe, er spricht verständlich und zupackend statt wehevoll und abgehoben zu den Menschen! Wehe, er entzieht sich dem päpstlichen Zeremoniell und will nicht im Palast wohnen! Wehe, er kritisiert den kurialen Hofstaat! Nach dieser buchstäblichen Verwurstung eines angeblich Ärger verursachenden Papstes bleibt zuletzt die Frage: Wie treffend und überzeugend muss Franziskus sein, wenn er auf diese Weise mit allen Mitteln verbaler und visueller (Titelbild!) Gewalt erledigt werden muss? Wie lebendig und aktuell sein Zeugnis, dass kardinalrote Würdenträger zu Steinewerfern werden, unter Berufung auf Gottes Gesetz und die heilige Lehre, von (deutschen) Hofjournalisten bejubelt? *Andreas Imhasly, Bad Zurzach*

Furor der Integrationsbürokraten

Nr. 13 – «Die Schule brennt»; Christoph Mörgeli über den Aufstand der Lehrer

Ich bin Sekundarlehrer. Einer von denen, die ihre Arbeit lieben. Ich freue mich täglich auf meine Schüler, meine Kollegen, meinen Job. Was stimmt mit mir nicht? Nun, ich arbeite an einer Privatschule. In meiner Klasse sitzen acht Lernende, lernschwache bis hochbegabte. Ich integriere seit 26 Jahren alles, was kommt, und zwar problemlos. Schliesslich sind unsere Strukturen genau dafür ausgelegt. Die Volksschule mag uns nicht besonders. In der Vergangenheit arbeiteten wir auf lokaler Ebene erfolgreich mit ihr zusammen, da unsere Dienste für gewisse Kinder unverzichtbar waren. Dennoch wurde uns – zumindest gesamtpolitisch – das Gefühl vermit-

telt, sich dafür zu schämen, dass das öffentliche System für einen Teil der Lernenden zu wenig zu bieten hat. Nun ist auch damit Schluss. Die Gemeinden dürfen den Besuch einer Privatschule nicht mehr finanzieren. Das Gros der Eltern wird sich mit einer Volksschule abfinden müssen, die durch den Furor der Integrationsbürokraten und Selbstlern-Gurus mehr oder weniger in Trümmern liegt, während sich eine gutgestellte Minderheit den Luxus leisten kann, ihre Kinder in Institutionen zu schicken, die sich trotz Weisungen der Reformturbos eine beständige, lernkonforme Qualität erhalten konnten. *Thomas Grüniger, Thalwil*

Mehr als einen Café au Lait

Nr. 14 – «Sprachendämmerung»; Philipp Gut über Fremdsprachenunterricht

Deutschschweizer Primarschüler sollten zuerst gründlich Deutsch lernen. Heute kann sich ein wachsender Teil der Schulabgänger weder mündlich noch schriftlich einigermaßen gewandt ausdrücken, auch nicht in der Muttersprache. Dies ist auch der Hauptkritikpunkt am Lehrplan 21. Sprachen lernen kann ein Schulkind nicht mit dem «selbständigen» Abarbeiten von einzelnen Häppchen und mit «kreativem» Drauflosschreiben ohne Lehrerkorrekturen. Das Erlebnis der Kinder im Klassenunterricht, mit ihrer Lehrerin, ihrem Lehrer zusammen das Lesen und Schreiben zu üben, spannende Geschichten zu lesen und dabei den Aufbau der deutschen Sprache zu lernen, ist durch nichts zu ersetzen. Damit entsteht zugleich die Grundlage für alle anderen Fächer, auch im sogenannten MINT-Bereich. Nur so können solide Kenntnisse in Fremdsprachen vermittelt werden, die darüber hinausgehen, in Genf einen Café au Lait bestellen zu können. *Marianne Wüthrich, Wil*

In der Sackgasse

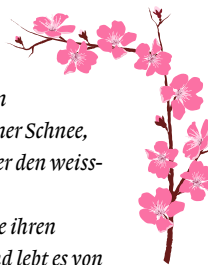
Nr. 14 – «Eine Lanze für die Offiziere»; René Zeller über die Armee

Die Misere unserer Milizarmee liegt bei der Politik, welche eine glaubwürdige Sicherheitspolitik dem Bürger seit Jahren vorenthält. Die personelle Schrumpfkur, vom Parlament so gewollt, hat die Armee und ihr Ansehen marginalisiert. Die Offiziersgesellschaften haben längst den Zeitpunkt verpasst, sich lautstark zu äussern. Die Armee ist weder vollständig ausgerüstet, mobilisierungsfähig, verteidigungsfähig noch moralisch in der Lage, ihren Auftrag zu erfüllen. Sicherheitspolitik trägt keine Kompromisse! Die Armee steckt längst in der Sackgasse, und alle sind offenbar glücklich damit. *Beda Düggelin, Zürich*

Nordischer Frühling

Noch liegt an verschwiegenen
Waldesstellen längst gefallener Schnee,
wie eine glitzernde Decke über den weissen,
wartenden Glöckchen.
In der Lichtung, wo die Sonne ihren
Überfluss schenkt, lächelt und lebt es von
Goldprimeln, tiefblauen Sternen, und
jungem, bebendem Grün. Und der Duft
des Seidelbastes berauscht dich
wie ein Becher Liebestrank

Francisca Stoecklin (1894–1931)



1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29		30				31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53								54					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Da hat die Furcht ohne Segen das Sagen
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Zweige sind es samt Blättern. 7 Die ... glauben, sich nie zu ... 12 Biblischer Erzvater. 15 Klopft er wie gewohnt, muss man sich nicht fürchten. 16 Hockt tagsüber im Versteck und fliegt nachts dann weg. 17 Das pflanzliche Heilmittel gefällt auch Parfümeuren. 18 Nachbarstaat von Togo, Niger, Nigeria u.a. 19 Jener Steve war amerikanischer Filmemacher. 20 Die Schiene zeigt ihm den Weg. 22 Mallorca: das Künstlerdorf, das Ausländer so mögen. 23 Veröffentlichen CNN und BBC täglich. 25 Eine Gans für Gourmets – et voilà. 27 Er, dem man das Attribut von Weiblichkeit anhängt. 30 Fehlt wenig zu 7 waagrecht. 33 Die Männer in Japan mochten das präziöse Döschen. 34 Was wäre London ohne Big Ben, Tower Bridge und sie. 37 Es hat seinen Namen von der Mutter. 39 Mal antike Tracht, dann Signum religiöser Macht. 40 Was dorthin geht, ist fast schon nicht mehr. 42 Kräftig, manchmal bockig und zum Glück ohne Hörner. 45 Ungewöhnlich, gerade auch räumlich. 47 Richtig zusammengesetzt ergibt es eine eins. 48 Städtchen und Touristenort in Montenegro. 50 Sie dienen der Fettverdauung. 51 Tröster von Gottes Gnaden. 52 Das Leben hat ein unbeliebtes parat, wie wir alle wissen. 53 Der Beat: Bergfloh auf Rädern. 54 Berger, die deutsche Schauspielikone.

Senkrecht — 1 Geliehenes Geld hat ihn zur Folge. 2 Mal ... so, dann ... so, und niemand weiss mehr was wann wo. 3 Ihren blauen, nickenden Blütenkopf deutet man als Demut. 4 Sie gehören im TV zur Werbung. 5 Ein Raum ohne sie – sinnlos. 6 Sie und Fitzgerald - klingt jazzig. 8 Wenn es um Schiffe geht, hat er etwas zu sagen. 9 Ein Zeichen aus dem Reich der Germanen. 10 Der biblische Prophet mit seinen düsteren Prophezeiungen. 11 Sie mit ihren Luftballons, das war ein Hit. 13 Würzen hat für Amerikaner viel mit der Jahreszeit zu tun. 14 Die Anzahlung möchten wir bitte genau in dieser Form. 21 Der August ist für Romands auch so einer. 24 Die Behauptung kann ins Geld gehen. 26 Nur bei der richtigen Mischung wird es wirklich rein. 27 Wallis: der Ort an der Sprachgrenze. 28 Werkzeug mit rotierenden Messern. 29 Mit ein bisschen Energie bringen wir es selber in Fahrt. 31 So gesehen sehr wichtig. 32 Nicht alles, aber fast. 35 Die menschliche Komödie – wie jener de Balzac sie schuf. 36 Zwischen Differenz und Diskrepanz. 38 Stütze, nützt im Alltag Vielbeschäftigten. 41 Dringend sein, das führt zu solchem Tun. 43 Bei ihm sind die Löcher das Wichtigste. 44 Sie kommt uns hier ziemlich spanisch vor. 46 Planetarisch und martialisch. 49 Zschäpe als dessen letzte Überlebende.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 512

	N			P		C	H	I	E	N				I	
B	A	S	T	E	L	E	I		R		A	K	T	E	
U	N	A	R	T		L	E	G	I	O	N	A	E	R	
C	O	C	O		B	E	R	E	C	H	N	U	N	G	
H		H	E	R	I	S		S		N	E	Z		O	
	L	S	D		S	T	A	C	H	E	L	I	G		
N	I	C	E		K	A	S	H	A		I	G	E	L	
	A	H	L	E			E	M	I	L	E		Z		
U	N	A		A	N	A	P	A		A	S	I	A	T	
L	E	D	I	G	E		S	C	H	I	E	B	E	R	
M		E		L	E	X	I	K		B		A	H	A	
E	I	N	Z	E	L		S		M	E	I	N	E	N	

Waagrecht — 3 CHIEN (franz. f. Hund) 7 BASTELEI 10 AKTE 13 UNART 14 LEGIONAER 17 COCO (Modedesignerin, Parfum Chanel N° 5) 18 BERECHNUNG 19 HERIS (Hirse) 20 NEZ (franz. f. Nase) 21 LSD 22 STACHELIG 26 NICE (engl. f. hübsch) 27 KASHA 28 IGEL 29 AHLE 31 EMILE (Zola, Buchtitel) 33 UNA (Merkel, amer. Schauspielerin, Filmittel: Der grosse Bluff) 34 ANAPA 36 ASIAT 39 LEDIGE 40 SCHIEBER 41 LEXIK 42 AHA 43 EINZEL 44 MEINEN

Senkrecht — 1 NANO 2 PET (engl. f. streicheln, Haustier) 3 CELESTA 4 HIER 5 ERIC (Rockmusiker, berühmt war seine Band Animals) 6 ITEN 7 BUCH 8 SACHSCHADEN 9 TROEDEL 10 ANNELIESE 11 KAUZIG 12 ERGO (lat. für also) 15 GESCHMACK 16 OHNE 18 BISK (-uit) 21 LIANE 23 ASEPSIS 24 HAI 25 GEZAEHE (Gerätschaft des Bergmanns) 30 EAGLE (engl. f. Adler) 32 LAIBE 33 ULME 35 NEEL (-Temperatur, nach dem franz. Physiker Louis Néel) 37 IBAN 38 TRAN

Lösungswort — **PLEITEGEIER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

DIE AIR-KING

Eine Uhr, die dem Goldenen Zeitalter der Luftfahrt in den 1930er-Jahren Tribut zollt. Ihre markante Minutenskala erleichtert das Ablesen der Navigationszeiten. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL AIR-KING

BUCHERER

1888

bucherer.com